

MINERVA



LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

M i n e r v a.

Ein Journal

historischen und politischen Inhalts.

Herausgegeben

von

J. W. v. Archenholz.

Erster Band.

Für das Jahr 1809.

Januar, Februar, März.

— — — — — To shew
the very age and body of the time,
its form and pressure.

Im Verlage des Herausgebers

und in Commission

bey B. C. Hoffmann in Hamburg.

LIBRARY

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

DAVIS

1000 1000 1000 1000 1000

1000 1000 1000 1000 1000

1000 1000 1000 1000 1000

1000 1000 1000 1000 1000

1000 1000 1000 1000 1000

1000 1000 1000 1000 1000

1000 1000 1000 1000 1000

1000 1000 1000 1000 1000

1000 1000 1000 1000 1000

1000 1000 1000 1000 1000

1000 1000 1000 1000 1000

1000 1000 1000 1000 1000

1000 1000 1000 1000 1000

1000 1000 1000 1000 1000

1000 1000 1000 1000 1000

1000 1000 1000 1000 1000

Januar, 1809.

1.

Ueber das Resultat des gegenwärtigen Kriegs.

Die gewöhnlichen Politiker haben nur Gedanken für die Neuigkeit des Tages. Ein Spielwerk jedes Gemüths, vergessen sie heute die Lüge von gestern, und sind für den neuen Trug eben so empfänglich, als sie es für den eben entschleierten waren. Die Geschichte der Zeiten, des Jahres, ja der letztverflossenen Woche, ist für sie als gar nicht gewesen. Ihr Interesse, ihre Wünsche, ihre Hoffnungen sind nur auf einen engbegrenzten Gegenstand beschränkt. Sie setzen sich einen Fluß, einen Berg, eine Stadt zum Ziele. Der

(Minerva. No. I. 1809.)

Fluß wird überschritten, der Berg erklommen, die Stadt eingenommen; das macht sie aber nicht irre, sie rücken bloß ihr Ziel weiter hinaus; ein anderer Fluß, ein anderer Berg, eine andere Stadt werden bezeichnet, wohlgefällig dem Freunde auf der Landkarte bemerkbar gemacht, die Distanzen mit dem Zirkel genau ausgemessen, und das Interesse, die Wünsche, die Hoffnungen sind von neuem belebt, und bleiben sich gleich. So werden diese Menschen von der Zeitgeschichte fortgewälzt, und ihre Ansichten verändern sich nicht, und sie werden nimmer weiser. Jedes Jahr bietet ihnen ein neues Schattenbild dar, das sie mit eben der Schwärmeren im Auge halten, als das eben Verschwundene. — Darum muß man sich nicht wundern, sie nach zehn oder mehr Jahren in ihrem Wesen unverändert zu sehen, wenn gleich ihr Standpunct sich so oft ändern mußte. Sie waren so in Deutschland, wie in den Niederlanden, in Italien wie in der Schweiz, an der Passarge wie an der Saale, am Duero wie am Ebro.

Doch hätten wir uns, den Staab über diese Schwachichtigkeit zu brechen! Denn hat sie auch bey vielen, ohne daß sie es selbst wissen, Egoismus

und Privat; Interesse zum Grunde, so fließt die Bitterkeit des Gemüths, welche man willkürlich dem bloßen Raisonnement zugesellt, aus einer weit lauterer Quelle. Die Vertreibung so vieler Herrscher-Familien aus dem Schooße ihrer Völker, seit Anbeginn der Französischen Revolution hat dieses bittere Gefühl erregt, und sich selbst derer bemeistert, die nicht unmittelbar das durch litten. Diese, dem Herzen der Völker, besonders den Deutschen, so tief eingeprägte Liebe zu ihren Fürsten und Herren, ist die köstlichste Frucht der Cultur des Menschengeschlechts; sie ist erhabener als Aeltern- und Kindesliebe; denn hier wirkte nicht Natur, sondern sie ist reiner Ausfluß der Humanität. Mag immerhin die kalte Vernunft in dem Fürsten des Landes nichts als das personificirte Gesetz sehen, mag sie immer gleichgültig über das Individuum hinwegblicken, wenn nur das Gesetz und die Rechte bleiben, mag sie so viel sie wolle das Beispiel der Republiken anführen, wo das Wohl des Ganzen nicht von der Unwandelbarkeit des Individuums der Magistratsperson und dessen Familie abhängt, jenes heilige Gefühl bleibt doch immer ehrwürdig.

Aber so sehr wir auch geneigt sind, diese Schwachköpfigen mit Schonung zu beurtheilen, so gestehen wir doch zum voraus: Für sie ist dieser Aufsatz nicht geschrieben. —

Der wahre Politiker betrachtet die Ereignisse der Zeit aus einem untrüglichen Gesichtspunct; er hat nur das Hauptresultat, das sie hervorbringen können, und müssen, unverrückbar im Auge. Die Ereignisse selbst können dies nur modificiren, aber nie ganz ungeschehen machen. Aufgeklärt durch die Geschichte sieht er in ihnen nichts als die Vorgänge aller Zeiten, kaum in einer andern Gestalt, nur hin und wieder in einem größern Maaßstaab, bewirkt, entweder durch den hartnäckigen Widerstand, der in keinem Verhältniß steht, mit der sich zu Gebote findenden Macht, oder die Begünstigung eines dauernden Glücks, als es in neuern Zeiten irgend einem Mächtigen der Erde zu Theil wurde.

Der wahre Politiker kennt nur ein Resultat alles dessen, was in den letzten Zeiten sich ereignet hat: Dies ist der endliche Friede zwischen England und Frankreich. Diese beyden Mächte haben sich, jede auf ihre Art, die Streit, und Vermö-

genkräfte des übrigen Europa bedient, um ihren Zwist auszugleichen. Die Kräfte sind vergeudet, sie aber stehen unangetastet vom Schicksale.

Wir erlauben uns, bevor wir unsere Meinung über dieses früh oder spät zu erwartende Resultat äußern, noch einige allgemeine politische Bemerkungen.

Der Mangel an ächter Politick ist der Hauptfehler, wodurch die Gegner Frankreichs gesündigt haben, ein Fehler, der, wie die Geschichte lehrt, nie ungestraft bleibt, weder bei einzelnen Regierungen, noch bei Verbindung vieler, oder Coalitionen, wie man sie in neuern Zeiten benannt hat. Ein Princip der ächten Politick aber war von jeher: zu rechter Zeit Krieg führen, zu rechter Zeit Frieden halten, zu rechter Zeit Frieden schließen. Ein zweyter Grundsatz einer ächten Politick ist: nie Krieg führen, als für das unmittelbare Interesse des Landes, oder höchstens des regierenden Hauses. Wer aber, der die Gestalt von Europa nicht bloß aus den Tageblättern kennen zu lernen gesucht hat, sondern tiefer in das Wesen der Staaten eingedrungen ist, dürfte nun

wohl aufstehen und behaupten, dem sey so gewesen mit den Kriegen in neuern Zeiten? —

Der erste Coalitions-Krieg gegen Frankreich war in so fern der ächten Politick zuwider, als er nicht von dem eigentlichen Interesse Oesterreichs und Preussens herbengeführt wurde; wohl aber war er, der damals an den Höfen herrschenden Meinung nach, als seyen die neuen revolutionären Grundsätze in Frankreich allen gekrönten Häuptern gefährlich, dem Interesse der regierenden Häuser dieser Länder angemessen. Dieser Krieg mißlang, weil eben diese Revolution in der Französischen Nation Kräfte erweckte und entwickelte, die über alle menschliche Berechnung waren, und denen man eben darum von der andern Seite anfangs ein zu geringes Gegengewicht entgegen setzte. Preußen kehrte bald wieder zu den Grundsätzen der ächten Politick zurück; es machte zu rechter Zeit Frieden. *) Oesterreich versäumte diesen Mo-

*) Dieser Meinung wird in den neuesten Schriften über den Preussischen Staat häufig widersprochen. Selbst Herr v. Massenbach in seinen Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des Preussischen

ment; es kostete ihm zwar viel, aber Deutschland noch mehr; dieses verlor das linke Rhein, Ufer, welches damals (1795) noch zu retten gewesen wäre. Die zweyte Coalition war ganz ein Krieg zu unrechter Zeit. Die aufgeregten Kräfte in Frankreich waren in Gährung gerathen; ein Jahr später wären sie vielleicht gänzlich verdunstet; durch neue Anspannung aber mußten sie mit doppelter Schnellkraft nach außen wirken. — Dieser Fehler fand seine Strafe in dem Lüneviller Frieden.

England machte in Amiens zu rechter Zeit Frieden. Bey ihm allein hatte der Krieg einen ächt politischen Zweck: nämlich anfangs die Schwächung Frankreichs, seines ewigen Rivals,

Staats behauptet, die Niederlande wären durch eine Anstrengung von Seiten Preußens im Feldzug von 1794 zu retten gewesen. Er beweist aber nichts. Denn sein Marsch nach der Ober-Mosel scheint eben so wie manches landere darauf berechnet gewesen zu seyn, die Franzosen würden stille gestanden haben.

Ann. d. Verf.

späterhin die Entziehung der vereinigten und Oesterreichischen Niederlande, dem Französischen Einflusse. Dieser Zweck war nicht mehr zu verfolgen, und so ließ es einstweilen das Schwert in die Scheide sinken. Aber es begieng bald darauf den doppelten Fehler, nicht zu rechter Zeit Frieden zu halten, und zur un rechten Zeit Krieg anzufangen. Diesem Fehler hat Europa alles das Unheil zu verdanken, das seit jener Epoche über es herein gebrochen ist. Man hatte erst eine sehr kurze Zeit die revolutionären Kräfte Frankreichs so ungeheuren Wirkungen vollbringen sehen, und nun waren sie alle in den Händen Eines Mannes concentrirt, der sie am nachdrücklichsten anzuwenden gewußt hatte. Das Addingtonsche Ministerium glaubte sie schon erloschen! Andere Mächte verfielen bald in einen noch unverzeihlichern Irrthum. Sie dachten, da sie eben diesen Mann zwei Jahre lang gegen England unthätig sahen, diese Kräfte sehen in dem Gepränge der Krönungen und des Hofceremonials zu Grunde gegangen. Sie fiengen zu un rechter Zeit Krieg an. — Die Umstände zwangen sie zu rechter Zeit Frieden zu machen.

England aber beharrte fortdauernd bey seinem Fehler; es versäumte und versäumt noch, den rechten Zeitpunkt, Frieden zu machen.

Hier hören wir viele Stimmen, selbst von den bessern Politikern, sich gegen uns erheben. England, sagt man laut, würde zugleich mit einem Frieden seinen Ruin unterschreiben. Mehrere Gründe werden zur Stütze dieses harten Ausspruchs angeführt. Man sagt erstlich, England dürfe seines Handelsinteresses wegen nicht zugestehen, daß Frankreichs Einfluß sich auf so viele Länder erstrecke, weil dieses, auch beym Frieden, den freyen Handelsverkehr mit Großbritannien stören würde. Wir gestehen, daß selbst, nach vielfältigen Unterredungen mit den unterrichtesten Männern im Handelsfache, die dieser Meinung zugesthan waren, wir noch nicht haben dahingebacht werden können, uns einen klaren Begriff weder über die Wahrscheinlichkeit dieser Intention von Seiten der Französischen Regierung, noch, vorausgesetzt, sie hege sie, welches zuzugeben wir gar nicht geneigt sind, über die Möglichkeit sie auszuführen, zu machen. Welches Interesse sollte in der That auch Frankreich dabey haben,

kenm Frieden den Handel mit England zu stören? Englands Handel, wodurch es in den letzten Jahren eine Art von Monopol über das feste Land ausgeübt hat, ist zweyerley Art: Colonial; und eigene Fabrick; Waaren. Die erstern war man, da die andern Seestaaten von ihren Colonien abgeschnitten waren, genöthigt, von ihm zu nehmen, und wenn einst jedes Mutterland die Erzeugnisse seiner entfernten Besizungen selbst wird feilbieten, dann erst muß es sich zeigen, wo am besten einzukaufen seyn wird.

Dieses Monopol wird alsdann wohl von selbst wegfallen, und die Französische Regierung ist zu aufgeklärt, um da gehäßigen Maaßregeln ins Werk zu setzen, wo die Natur der Sache an sich schon hinreichend ist. Was die Englischen Fabricate betrifft, so gründet sich ihre Uebermacht auf die Mode. Durch den ersten, den Englischen Fabrikanten zufließenden Gewinn zu immer neuen Entdeckungen angereizt, wurden sie durch den noch größern Gewinn in den Stand gesetzt, große und kostspielige Maschinen zu errichten, und so auch den Vortheil zu erlangen, die Waaren nicht bloß schöner, sondern auch wohlfeiler zu liefern.

So lange nun diese Mode währt, und so lange andere Nationen, die im Besitz von Urstoffen sind, thöricht genug bleiben, bey eigenem Kunstfleiß, das Gewand, womit sie sich bekleiden, den Stuhl, auf dem sie sitzen, und das Messer, womit sie ihr Brodt schneiden, von fremden Völkern zu kaufen, wird der Kaufmann immer den Weg dahin zu finden wissen, wo er die begehrten Gegenstände am schönsten und wohlfeilsten wird haben können.

Was soll nun die Absicht Frankreichs seyn, beym Frieden den freyen Verkehr anderer Länder mit England zu stören? — Etwa sich den England entwichenen Handel zuzueignen? — Um diesen Entzweck zu erreichen, müßte es, was die Colonialproducte betrifft, eben eine solche Absicht gegen Holland, Spanien, Dännemark u. s. w. hegen. Zudem werden Frankreichs Colonien, wenn es die Erzeugnisse von St. Domingo nicht auf irgend eine Art ersetzt, in den ersten Zeiten nicht so ergiebig seyn, um viele fremde Märkte damit zu versehen. In Ansehung der Fabricate hat Frankreich nur eines, dem es eine große Verbreitung verschaffen könnte: nämlich seine Seidenstoffe, und mit diesen können, was die Qualität betrifft,

ohnehin keine andere concurriren. So bald dieses nun wieder von der Mode begünstigt wird, indem unsere vornehmen Damen es sich wieder gefallen lassen, in steifen Brocarden zu erscheinen, und diejenigen Mädchen, statt im weißen Gewande, das sie jeden Tag auffrischen können, nymphens artig herzuschweben, sich lieber in Seidenzeuge kleiden, die sie ängstlich vor jedem Schmutze bewahren müssen, wird dies Fabricat wieder zu seiner seit dreißig Jahren verlorenen Herrschaft gelangen. Zwangemittel würden dabei nichts vermögen, denn unsere Frauen und Mädchen verstehen sich zu gut auf ihren Vortheil, und sind auch etwas eigensinnig.

Soll Frankreich vielleicht seine Baumwollenzfabriken auf Kosten der Englischen empor zu bringen suchen? In dem Stande, worin diese sich jetzt befinden, können sie kaum mit den Deutschen und Schweizerischen concurriren, geschweige mit den Englischen; und die Französische Regierung versteht die Staatsöconomie zu gut, um solche Fabriken, deren Urstoff größtentheils aus fremden Welttheilen herbeygeschafft werden muß, über

die Maßen in ihrem Lande zu verbreiten, so lange sie nicht sicher ist, bey dem Ausbruch eines Krieges das Meer frey zu haben. *) — Aber vorausgesetzt, die Französische Regierung nähme keine Rücksicht auf diese Gründe, und wolle doch durch Zwangsmittel beym Frieden den freyen Verkehr Deutschlands und anderer Länder mit England zu hindern suchen; wie will sie dieses ins Werk setzen? Schon jetzt, da alle Häfen des festen Landes gesperrt sind, ist dies so schwer; wie würde es erst dann seyn, wenn diese Sperren doch einigermaßen aufgehoben werden müssen? Wahrlich, wir haben keine Idee davon!

Der Handel an sich selbst, der thätige Kaufmann, werden überhaupt den Regierungen bey eintretenden und einigermaßen anhaltenden Frieden zeigen, wie schwer es für diese ist, jenen eine bestimmte Bahn vorzuzeichnen. Auch in diesem Stande, wie in allen andern, ist seit den letzten

*) Man lese hierüber die Vorrede zu Chaptals Chemie in ihrer Anwendung auf Künste und Handwerke.

Ann. d. Verf.

zwanzig Jahren eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Die vielen Beschränkungen haben ihn gewandter, thätiger und muthiger gemacht. Er hat sich selbst Begriffe von Recht und Unrecht geschaffen, die oft von dem, was der Staat als solches angesehen wissen will, sehr verschieden sind. Auch der Kaufmann ist seiner Erschlaffung entzissen worden; er hat einsehen gelernt, daß es nicht genug sey, in seiner Müße mit der Feder hinter dem Ohre auf dem Comtoir in dem hergebrachten Schlendrian fort zu vegetiren, um die Gewisheit zu erlangen, sein Gewerbe auf seine Kinder fortzuerben. Er wird Länder und Meere durchstreifen und durchstreifen müssen, um sich zu erhalten und zu bereichern. Dann erst wird es sich zeigen, welches Volk, welche Stadt die thätigsten und unterrichtesten Kaufleute haben wird, und dieses Volk, und diese Stadt, wird das Uebergewicht in der Handlung erlangen. Nachher aber muß noch eine bedeutende Crisis überstanden werden. Die überhäufte Menge des Papiergeldes muß erst wieder in die gehörige Gränze zurücktreten. Europa muß erst seinen effectiven Geldreichthum kennen lernen, und dann muß erst der

ungeheure Fall der Colonial: Erzeugnisse in den ersten Friedensjahren überstanden seyn.

Anderere Politiker sind der Meinung, England müsse durchaus sein Handelsmonopol über das feste Land zu behaupten suchen, weil dies zu enge mit seinem Schulden: System zusammen hänge. Wir fragen diese sublimen Politiker (Buchholz und Consorten) die auch nicht die mindeste Kenntniß von dem Gang der Handlung zu haben scheinen, wie er vor zwanzig Jahren war; ein Zustand, der beym Frieden größtentheils wieder eintreten muß, ob dieses Monopol den gegenwärtigen Zustand der Dinge herbeigezogen, oder ob nicht vielmehr diese jenes bewirkt habe? Es ist mit diesem Monopol, wie mit der sogenannten Freyheit der Meere, über welche in neuern Zeiten so viel geschrieben und gesprochen worden ist. Im Frieden hatte England vor dem Ausbruch der Französischen Revolution kein anderes Monopol als welches ihm sein größerer Kunst- und Erwerbsfleiß verlieh. Die freye Fahrt auf den Meeren wurde von den Engländern in Friedenszeiten nie beschränkt: vielmehr übten die Holländer über gewisse Gewässer und Passagen eine

Art Oberherrschaft aus; eben so hatten sie sich auch das Monopol über einige Gewürzarten zugueignet. Nur im Kriege, und besonders seit Anbeginn der Französischen Revolution, zeigte sich England als ein wahrer Tyrann der Meere, indem es alle Gesetze der Neutralität auf tausendfache Weise mit Füßen trat. Es zeigte sich als Feind der Industrie, da es das Kaperrecht überhaupt, eine der finstersten Barbarey würdige Institution, nicht abschaffen wollte. Kaperey auf dem Meere wird in den Augen des Philosophen nie etwas anderes seyn, als eine Ritterhandlung aus den Zeiten des Faustrechts, wo man die Frachtwagen auf öffentlicher Landstraße anfiel und beraubte. Und welcher Macht es auch gelänge, England einst dahin zu vermögen, dieses abscheuliche Recht aufzugeben, sie wird ewig die Segnungen des Gewerbflusses verdienen. —

Wenn also bewiesen ist, daß bloß die Zeitumstände den Engländern das Monopol in die Hände geworfen haben, wie kann es denn so innig mit dem Finanzsystem dieses Landes verwebt worden seyn, daß dieses ohne Aufrechthaltung jenes nicht mehr bestehen könne? Zugegeben, daß beim Frieden

durch die Verminderung der Zölle, und die Einkommensteuern ein starker Ausfall in den Revenüen entstehen würde, sollte dieser durch die Verminderung der Kriegskosten nicht hinlänglich gedeckt werden? —

Aber angenommen, das Englische Ministerium habe nun, gleichviel aus Ueberzeugung oder Eigensinn, wirklich als Grundsatz festgesetzt, es müsse den Krieg gegen Frankreich forsetzen, um das Handelsmonopol aufrecht zu erhalten; von welchem Nutzen kann es ihm seyn, so lange Frankreich den Continent dominirt? Denn wenn wir auch zugeben, England habe durch die bisherige Sperre nicht sehr gelitten, so beweist es weiter nichts, als daß es, wie jedes andere Land, eine Zeitlang seinen Handel, oder einen Theil desselben entbehren kann, ohne große Erschütterungen zu erleiden; dabei gewinnen aber kann es durchaus nicht. Und wenn die Recolten seiner Colonien von mehreren oder gar vielen Jahren sich in den Londonern und Liverpoolern Speichern angehäuft haben werden, dann erst wird sich die Wirkung des Monopols, wie es jetzt ist, auf Englands Commercialsystem in seinem wahren Lichte zeigen.

Wir kommen nun zu einer dritten Ursache, warum, nach der Meinung gewisser Politiker, England keinen Frieden schließen kann. Diese ist sehr delicateser Art, und wir gestehen, wir hätten sie lieber nicht berührt, da wir in der Auseinandersetzung unserer Gründe gegen dieselbe, aus mehr als einer Ursache genirt sind. Es ist dies die Meinung, daß die Französische Regierung die Absicht hege, auf Englands gänzlichen Untergang hinzuarbeiten, und sie würde beim Frieden einzig darauf bedacht seyn, die Mittel zu diesem Endzwecke vorzubereiten. Diejenigen, die so denken, wollen in dem Kaiser Napoleon durchaus nichts als einen Eroberer nach alterthümlicher Art und Weise sehen: einen Alexander, einen Cäsar, einen Tamerlan, einen Gengis: Kahn. Nach ihnen muß der Reihe nach, alle Europäische Souveraine das Schicksal treffen, abgesetzt zu werden. Wir, die wir gewohnt sind, alles was die Weltshandel betrifft, auf Grundsätze der ächten Politick zu reduciren, sehen in der ganzen Laufbahn des Kaisers Napoleon nichts, was nicht auf diese zu beziehen wäre: Ein zwiefacher Grund leuchtet aus allen seinen Handlungen, seitdem er den

Thron bestiegen hat, hervor. Das Interesse Frankreichs und das seines Hauses. Das erstere erforderte die Sicherstellung des Staats gegen die Angriffe von aussen. Da ihm nun die Erfahrung gelehrt hatte, daß die gegen ihn und Frankreich existirenden gehässigen Gesinnungen bey den andern Souverainen, diese jede Gelegenheit ergreifen ließ, den Krieg von neuem zu beginnen: so bediente er sich die ihm durch seine Siege gewordenen Vortheile, deren so viele als er nur konnte, unschädlich zu machen. Das zweyte Interesse erforderte die Festgründung seiner Dynastie. Diese machte nothwendig, die noch übrigen Zweige der Bourbons außer Thätigkeit zu setzen. Bey dem von Spanien kam noch hinzu, daß auch die Sicherstellung Frankreichs eine Veränderung mit diesem Lande erforderte. Wohl verstanden, daß wir mit alle dem nicht sagen wollen, Frankreich habe ein Recht gehabt dieses zu thun; man würde auch sehr viele Mühe haben, dies aus Beyspielen der Geschichte der Politick neuerer Zeiten, der Italienischen etwa ausgenommen, zu deduciren.

In diesen Zeiten war es unter den Souverainen Europas, die sich alle als Brüder und Vetter, und folglich als Mitglieder einer und derselben Familie betrachteten, herkömmlich, es gar nicht als Unrecht anzusehen, wenn man recht oft Krieg auf Unkosten der gegenseitigen Unterthanen führte, diese plünderte, ihre Wohnorte verheerte, wenn nur die Souveraine selbst unangetastet blieben. Wundern muß man sich aber nicht, wenn ein neu hinzugekommenes Glied dieses Souverainenbundes, seine Rechte nicht aus den Beispielen der letzten Jahrhunderte der Weltgeschichte hernähme, sondern sich convenablere in den frühern aufsuchte: und da findet sich gar vieles zur Begründung derselben.

So lange es also Souveraine in Europa giebt, die in ihren gehässigen Gesinnungen gegen Frankreich und dessen Oberhaupt beharren, wird dieses sich gegen dieselben in einem activen oder heimlichen Kriegsstand befinden, und sich bey vorkommender Gelegenheit der Machtvollkommenheit, seines angenommenen Rechts bedienen. Durch aufrichtige Anschließung an Frankreich aber, werden die gewöhnlichen politischen Verhältnisse

von Lande zu Lande wieder eintreten. Denn wir erkennen in Napoleon nichts von den Kennzeichen des Eroberers, des bloßen Eroberers willen. Dazu verwendet er zu viele Sorgfalt und Kosten auf die innere Verbesserung Frankreichs, die mit der Absicht ewiger Kriege nicht zusammen paßt.

Dies alles ist vollkommen auf das Verhältniß zwischen Frankreich und England anzuwenden. Es kann dem Kaiser Napoleon gleich viel seyn, welche Dynastie in England den Thron inne hat, wenn diese nur aufhört, gehässige Gesinnungen gegen ihn und Frankreich zu hegen. Um diese zu stürzen kann er wahrlich sein Friedenssystem, welches auf das Aufblühen Frankreichs gegründet seyn wird, nicht aufgeben. Man kann ihm aber die Absicht nicht zutrauen, England als Handelsstaat zu Grunde richten zu wollen, weil dieses dem Welthandel überhaupt, und folglich auch dem von Frankreich, den empfindlichsten Stoß beybringen würde.

Aber wieder zugegeben, Napoleon hege, den Grundsätzen der ächten Politick zuwider, den verderblichen Plan, beym Frieden auf Englands Um-

terdrückung hinzuwirken, was hat dies dabei zu befürchten? Groß und mächtig tritt England aus diesen, allen andern Mächten Europas so nachtheiligen Kampf, allein unangetastet, seine Marine mit Ruhm gekrönt, durch Eroberungen um die Hälfte vermehrt; bleiben ihm da nicht immer die Mittel in Händen, bey den ersten Wahrnehmungen, daß Frankreich wirklich nicht zu den Grundsätzen einer friedlichen Politik zurückgekehrt sey, die ihm drohenden Mittel des Feindes wieder im Keime zu ersticken? Viel ist zwar in Französischen Blättern von einer Garantie gesprochen worden, die Frankreich sich gegen einen solchen unerwarteten Angriff verschaffen wolle: eine solche kann ihm nach der Natur der Sache nie werden. Ihm steht keine andere Garantie zu Gebote, als die angedrohte Confiscation Englischer Erzeugnisse, überall, wo Frankreichs Macht hinreicht. Diese würde aber immer mehr zum Nachtheil der Allirten und Freunde Frankreichs ausfallen, als zu dem von England selbst. Die Unzulänglichkeit der Sperrung der Häfen wird sich hinlänglich durch die vortheilhaften Bedingungen zeigen, die man England, für sich, beym Frieden zugestehen wird.

Ja, sagt man, das Französische Cabinet wird sich verstellen, bis seine Marine im Stande ist, der Englischen die Spitze zu bieten. Was nennt man eine Marine? etwa eine Menge Schiffe mit Kanonen bespickt und mit Menschen besetzt? — Diese bilden eben so wenig eine Marine, als viele Menschen, mit Flinten auf der Schulter, eine Landarmee ausmachen. Nur durch die Gewohnheit des Krieges, und Siege und immer Siege, bildet sich die Militärmacht, zu Lande wie zu Wasser, und bis Frankreichs Marine dahin gebracht ist, mit wirklich wahrscheinlichem Erfolg der Englischen die Spitze zu bieten, dürfte wohl noch mehr als ein Krieg zwischen beiden Mächten statt gehabt haben. Wenn also vor der Hand England nichts anders zu fürchten hat, als die Französische Marine, so können seine Minister mit ruhigem Gewissen Frieden schließen. Ein anderes ist es mit einer zu befürchtenden Landung; wir getrauen uns nicht hierüber abzusprechen. Es bleibt dies ein unauflösbares Problem, bis zu dem Moment, da ein ernstlicher Versuch Aufschluß darüber gegeben hat. Aber wir dürfen schließen, es stehen ihr, wenn auch nicht unüberwindliche, doch sehr große Schwierigkeiten entgegen.

erleichtern im Wege: sonst würde Napoleon dem Englischen Cabinet keine solche Anerbietungen, wie in den Pariser Negotiationen vom Jahre 1806, zugestanden haben. Denn bey den vielfältigen Beweisen von der gehässigen Gesinnung der Englischen Regierung, wäre dies immer das einzige Mittel, sie, wie seine andere Feinde, unschädlich zu machen. Damals, und auch noch nach dem Frieden von Tilsit, erlaubten die Verhältnisse des festen Landes, einen solchen Versuch zu wagen. — Er ist nicht gemacht worden, folglich konnte es nicht geschehen. — Ist aber wirklich eine Unmöglichkeit des Gelingens vorhanden, so bleibt sie es für die Zukunft noch mehr, denn England hat in Friedensjahren Zeit und Mittel, noch mehr Vorkehrungen gegen einen solchen Fall zu treffen.

Wir glauben nunmehr hinlänglich erwiesen zu haben, daß weder Furcht noch Vortheil England abhalten könne, ernstlich an eine Friedensunterhandlung mit Frankreich zu denken, wenn dies, wie es keinem Zweifel unterliegt, Bedingungen gewährt, die dem unmittelbaren Interesse Großbritanniens nicht zuwider laufen. Ein längeres Verharren in seiner Hartnäckigkeit führt es immer

mehr von seinem Interesse ab. Diese Hartnäckigkeit ist mit dem Moment eingetreten, da mit der Krankheit und dem nachmaligen Tode des Ministers Fox durch diplomatische Chicanes die vom Lord Dartmouth begonnenen Unterhandlungen in die Länge gezogen wurden. Hier war die rechte Zeit Frieden zu schließen. Jener kluge Minister hatte wohl eingesehen, daß mit dem Frieden von Presburg der Zweck des zweiten Krieges gegen Frankreich eben so wenig mehr mit Vortheil zu verfolgen war, als der des ersten nach dem Frieden von Lüneville. Kein politischer Grund war mehr vorhanden, diesen Krieg noch länger fortzusetzen. Und wie sehr hat es sich nicht bewährt, daß Leidenschaft und Eigensinn in den Cabinetten sehr oft zu Mißgriffen führen!

Wie verschieden wäre nicht jetzt die Gestalt von Europa, wenn England im Sommer 1806 Frieden gemacht hätte? Selbst der verstorbene Herzog von Braunschweig schrieb, wie der Herr von Massenbach erzählt, um diese Zeit an eine bedeutende Person in England, daß es um die Freiheit des festen Landes geschehen wäre, wenn England nicht Frieden schloße. Was hat England seit jenem Aus-

genblick großes gethan? Grausamkeiten gegen seine alten Freunde und Allirte hat es begangen, hat sich planlos und inconsequent gezeigt, und hat Frankreich über die Maassen mächtig und reich gemacht. — Man stuße nicht, wenn wir sagen reich, denn was Frankreich seit Anbeginn der Revolution, durch den Verlust seines Colonials und anderen Handels, an Geldreichthum eingebüßt hat, ist durch Dotalien seiner Großen mit den Domaisnen in Italien, Dalmatien, Polen und Deutschland, mehr als ersetzt. Diese Maafregel allein ist eine der wichtigsten und folgenreichsten in der neuern Geschichte Frankreichs, und ganz in dem Geiste eines großen Politickers ausgeführt. Wir nehmen hier nicht einmal die Geldcontributionen, die nach Frankreich geflossen sind; sie sind vielleicht nicht so bedeutend, als man wohl glaubt, weil vieles für Kriegesrüstungen im Auslande blieb. Wohl aber verdienen die Menge der, der großen Armee gefolgten, Beamten, die durch Sporteln aller Art, wohlhabend und reich gemacht, nach ihrem Vaterland zurückkehren, in Betracht gezogen zu werden.

Und so versäumt England immer mehr die rechte Zeit Frieden zu schließen. Indem wir

dieses schreiben, sind die Angelegenheiten in Spanien noch nicht zu Ende, aber schon deuten die Begebenheiten an, daß auch hier nichts als Mißgriffe von Seiten Englands begangen worden sind.

Aber nicht ewig kann ein solcher verkehrter Geist in einem Cabinette bestehen. Die Minister werden endlich zu der rechten Politik zurückkehren, und beharren sie in ihrer Halsstarrigkeit, so werden sie ihre Popularität verlieren! Andere werden an ihre Stelle treten und vernünftiger handeln.

Und so gelangen wir endlich zu dem Resultat dieses Krieges.

England wird muthmaßlich Friede schließen ehe zwei Jahre vergehen. Auch es zieht sich groß und mächtig aus diesem Kampf; denn das von ihm gestiftete Unglück ist leider mehr auf seine Bundesgenossen gefallen, als auf es selbst. Frankreich behält die durch seine Siege erfochtene Stellung, so lange derselbe große Geist seine Regierung beseelt. Keine Macht auf Erden kann sie ihm entreißen. Kleine Ausgleichungen in Italien und an dessen nördlicher Spitze, so wie an der Russisch-Türkischen

Gränze ausgenommen, gehen auf dem festen Lande vor der Hand keine bedeutende Veränderungen mehr vor. Zeigt Oesterreich aufrichtige Gesinnungen gegen Frankreich, so findet es einen zuverlässigen Freund an ihm, denn das politische Interesse Frankreichs macht die Erhaltung einer großen unabhängigen Macht im Osten von Europa nothwendig. Eben dieses erhält in diesem Zeitpunkt auch die Türken. Rußland, wenn ihm Glucke bleibt, ist unveränderlich Herr des Nordostens von Europa und Asien. Welches die Constellation dieser vier Hauptmächte in spätern Jahren seyn wird, vermag kein menschliches Auge zu erspähen. Ihrer aller Interesse, so wie das der kleinen Mächte kann sehr wohl neben einander bestehen; und es wird bestehen, so lange die Herrscher den Grundsätzen der ächten Politick getreu bleiben.

Geschrieben in der Mitte des Decembers 1808.

* * * n.

Rede des Präsidenten der reichsständischen Commission der Civil = Justiz v. Strombeck, gehalten in der Versammlung der Westphälischen Reichsstände am 16. August 1808, als die neue Gerichts = Ordnung des Königreichs denselben durch die Redner der Regierung vorgelegt wurde.

Wir haben im October, Heft des vorigen Jahres die über die neue Justiz, Pflege im Königreich Westphalen sehr aufklärende Rede des Staatsraths Leist in der Westphälischen Staatenversammlung gelesen. Hier ist eine zweite andrer Art, von dem Präsidenten v. Strombeck, die nicht in den Buchhandel gekommen ist: nur eine kleine Anzahl Exemplare davon wurden verschenkt. Sie wurde von ihm mir zugeschickt, mit

Ueberlassung einer weiteren Bekanntmachung, wozu ich um so williger war, da diese Rede so schön abgefaßt, als belehrend, und in jeder Hinsicht der Aufbehaltung würdig ist.

v. A.

Meine Hochzuverehrende Herren Reichsstände!

Der größte Staatsmann und Redner des Römischen Altherthums, dessen Namen Philosophen und Rechtsgelehrte mit gleicher Ehrfurcht aussprechen, nannte das Gesetz einen stummen Richter, den Richter aber ein redendes Gesetz. Ein tiefer Sinn liegt in diesen Worten. Der allgemeine Wille des Vaterlandes, auf die verfassungsmäßige Weise ausgedrückt, und zur Richtschnur der Bürger gemacht, ist ein Gesetz. Der Schrift anvertraut, herrscht es stumm über jeden Bürger des Staats. Vor ihm ist keiner hoch und keiner niedrig. Die Schranken, welche die verschiedenen Stände von einander trennen, sind vor ihm eingesunken. Sein rächender Arm trifft eben so

sicher im Pallast des Reichen, als in des Armen Hütte. Es sorgt mit gleicher Vorsicht für des reichsten Staatsbürgers vaterlose Waise und für den nackten Sprößling des Armen, wenn ihm das Schicksal sein einziges Erbtheil, der Eltern thätige Liebe, durch den Tod raubte. Alles dieses bewirkt des Gesetzes stummer Buchstabe; aber nur durch des Richters lebendes Organ. Er spricht, und das Gesetz redet; er verkündet seine Wohlthaten; er spricht seine Strafen aus.

Diese richterliche Anwendung der Gesetze auf die Handlungen und bürgerlichen Verhältnisse des Lebens, ist auf eine mehrfache Art möglich. Die Norm, welche die Art und Weise vorschreibt, wie der Richter die Gesetze auf der Bürger Handlungen und Streitigkeiten anwenden soll, heißt eine Proceßordnung. Ein solches Gesetz ist der Gegenstand unserer Verathschlagung.

Die Vorfälle des bürgerlichen Lebens sind von so großer Verschiedenheit, die Anmassungen der Habsucht äußern sich so mannigfaltig, die Mittel, welche die Chicanerie anwendet, zu ihren Zwecken zu gelangen, zeigen sich unter so versteckten Gestalten, — selbst die Gesichtspuncte, aus welchen die

Nichter eine Streitsache anzusehen pflegen, sind so verschieden, daß die weisesten Gesetze von wenig Nutzen seyn würden, wenn nicht andere Gesetze ihre Anwendung und die Form, in welcher der Bürger Streitigkeiten entschieden werden sollten, auf das genaueste vorschrieben. Unendlich wichtig und von dem größten Einfluß auf das Glück der Bürger sind also Proceß-Ordnungen. — Sie sind die nothwendigen Begleiterinnen eines Civils Gesetzbuches.

Die Provinzen, welche jetzt unter dem Scepter unsers erhabenen Monarchen stehen, wurden vor ihrer Vereinigung von den mannigfaltigsten Gesetzen beherrscht, obgleich als subsidiarisches Recht fast über alle das Römische Gesetzbuch seinen Einfluß ausübte. Napoleons Gesetzbuch, das gereifte Resultat der Berathschlagungen der ersten Denker Frankreichs, hat, indem es alle ihm entgegenstehende Vorschriften aufhob, die Bürger Westphalens unter seine Herrschaft vereinigt, ohne jedoch die Art und Weise, wie das Gesetz auf Streitsachen angewendet wird, zu verändern. Nur wenige Ausnahmen, wie z. B. in Ehescheidungs-Sachen, sind hiervon in dem Gesetzbuch vorhanden.

Einem Bedürfniß war nun zwar abgeholfen, welches lange als dringend anerkannt war: wir erhielten ein deutliches, einfaches und philosophisches Gesetzbuch. Ein nicht minder großes Bedürfniß aber blieb: wir erhielten noch keine Proceß-Ordnung. Die Proceß-Vorschriften unsers gemeinsamen Vaterlandes sind noch verschiedener, als seine Civilgesetze waren; es kann also nicht fehlen, daß aus eben dieser Verschiedenheit Verwirrungen entstehen, welchen sobald als möglich abzuhelpen, die Pflicht der gesetzgebenden Autoritäten ist. Es entgieng ihnen nicht, meine Herren, und ihr Patriotismus wurde dadurch oft benruhiget, die Bürger eines Vaterlandes, oft Nachbarn, kaum durch eine Stunde Weges getrennt, in ihren Rechtsstreitigkeiten so verschieden behandelt zu sehen. — Indem der ehemalige Hannoveraner, nicht selten durch gewissenlose Anwälde betrogen, Proceß-Schriften, die man nach ihrem körperlichen Umfange Bücher nennen könnte, zu bezahlen verbunden ist, wird der Proceß des ehemaligen Preussens von dem Richter selbst geführt, der seiner Instruction keine Gränzen setzt, bis der Proceß entweder zu Ende gediehen, oder die Parteien selbst einen Vergleich angezeigt haben. Dort hängen die streitenden

Theile fast ganz von den Anwälten, hier größtens-
 theils von den Richtern ab. Diese Verschiedenheit,
 mit welcher Bürger eines Staates behandelt
 werden, ist an sich schon unerträglich, und sie
 wird es noch mehr, wenn nun gar die auf so
 mannigfache Art instruirten Prozesse durch die Ap-
 pellation an den höchsten Gerichtshof gelangen.
 Hier ist keine Gleichförmigkeit der Entscheidungen
 möglich, da Gleichförmigkeit der Instructionen
 mangelt. — Es sind also allgemeine Proceß, Vor-
 schriften für das ganze Königreich ein dringendes
 Bedürfniß, damit, was in dem einen Bezirke
 Recht ist, nicht in dem andern Unrecht genannt
 werde, damit der höchste Gerichtshof eine gleich-
 förmige Norm für seine Beurtheilungen erhalte,
 und damit endlich mit der Verschiedenheit der Ges-
 etze jede Spur alter Verschiedenheit der Verfas-
 sung verschwinde. Bürger, die Einem Könige
 huldigen, Einem Vaterlande angehören, von Ein-
 nem Civil-Gesetze beherrscht werden, denen diese
 Gesetze auf eine gleichförmige Art auf ihre Rechts-
 streitigkeiten angewendet werden, Bürger, die bis-
 her getrennte Verpflichtungen nunmehr als gemeins-
 schaftliche ansehen, werden auch bald, in jeder

Hinsicht, sich als Brüder einer Familie betrachten, die gleichen Schutz von einem gemeinschaftlichen Vater empfängt. Dieser Zeitpunkt muß so bald als möglich herbeigeführt werden.

Der Zweck eines jeden gerichtlichen Verfahrens besteht darin, die Gesetze auf eine unter den Parteien entweder streitige, oder von beiden eingestandene Thatsache anzuwenden. Um also zur Entscheidung der Frage zu gelangen, welches die beste Proceß-Ordnung sey, muß man untersuchen, auf welchem Wege man am schnellsten und sichersten zu dem vorgesezten Ziele gelange. Zwen Wege bieten sich hierzu dar. Es übernimmt entweder der Richter selbst, nachdem ihm der Kläger die Thatsache, welche zu seiner Klage Veranlassung giebt, vorgetragen hat, die Untersuchung der Wahrheit derselben und die Aufhellung aller Umstände, welche zur Entscheidung des Rechtsstreites beitragen können, oder er überläßt diese Sorge den Parteien selbst, unter seiner zweckmäßigen Leitung.

Es scheint anfangs, als wenn die erste Verfahrensgart die natürlichste wäre, auch findet man sie in den frühesten Zeiten des Alterthums angewendet, und die Völker des Orients bedienen

sich noch jetzt größtentheils keiner andern Verfahrensart. Bei einer nähern Prüfung derselben wird man aber finden, daß sie dem Richter eine Gewalt in die Hände legt, die, wenn er nicht mit allen, nur möglicher Weise von ihm zu fordernden Gaben der Scharfsinnigkeit, Thätigkeit, der Rechtserkenntniß, und vorzüglich mit einer unerschütterlichen Unpartheiligkeit versehen ist, für die streitenden Theile nicht anders als sehr beunruhigend werden kann. Zwar sollte man billig stets alle diese genannten Eigenschaften bei einem Richter voraussetzen müssen; aber würde es flug gehandelt seyn, bei practischen Vorschriften die Mitwirkung von Idealen vorauszusetzen, welche uns die Natur nur selten liefert? Ist es nicht natürlicher und zweckmäßiger, sich in den Organen der Geseze nur gewöhnliche Menschen zu denken? Fehlt aber nur Eine der namhaft gemachten Eigenschaften dem allein instruirenden Richter, so sind die größten Nachtheile für die streitenden Theile zu erwarten. Mangelt ihm, z. B. der nöthige Grad von Scharfsinn, so wird er die Nachforschung manches Nebenumstandes, der in seinen Folgen sehr wichtig werden, und zur Ents

scheidung der Sache vieles beitragen kann, versäumen; mangelt ihm Thätigkeit, so werden seine Untersuchungen nicht den schnellen Fortgang haben, den die Parteien zu ihrem Nutzen fordern können. Aber welcher Nachtheil ist nun gar bei ermangelnder vollkommener Unparteilichkeit zu befürchten!

Diese, und viele andere Gründe haben mehrere denkende Gesetzgeber bewogen, den Untersuchungs-Process, welcher jedoch auch seine unleugbaren Vortheile hat (die vorzüglich in den Preussischen Processen auf eine vortreffliche Art entwickelt sind, welche aber seine Nachtheile nicht aufheben) nicht zu adoptiren, sondern den Parteien selbst zu überlassen, dasjenige vorzutragen, was sie zur Aufhellung ihrer Sache für dienlich halten. Diese Verfahrungsart könnte man den Vortrag, Process nennen.

Unser gemeiner deutscher Process ist ein solcher. Es waren unsre Vorfahren auf die eigene und freye Handhabung ihrer Gerechtsame zu eifersüchtig, als daß sie solche lediglich der Untersuchung einer ihnen fremden Person hätten anvertrauen sollen; sie wollten sich entweder

selbst oder durch Sachwalter, die ganz in ihrem Interesse waren, vertheidigt sehen. Der deutsche Proceß huldigt ganz diesem Princip. — Der Richter hört des Klägers Vortrag, oder nimmt ihn schriftlich an. Ein richterliches Decret befiehlt dem Beklagten sich zu vertheidigen, und bestimmt auf Dasjenige zu antworten, was gegen ihn klagend angebracht ist. Diese Antwort des Beklagten wird wiederum dem Kläger durch ein Decret zur Vernehmlassung mitgetheilt, und endlich, in der Regel noch, einmal der Beklagte gehört. Nach diesen Verhandlungen erfolgt eine Sentenz. Sie ist entscheidend, wenn keine zweifelhafte Umstände übrig sind; interlocutorisch, wenn die Wahrmachung eines von dem Kläger oder dem Beklagten angeführten, entscheidenden Umstandes aufgegeben, oder nachgelassen wird. Ein eignes Beweisverfahren beginnt, nach dessen Beendigung ein End-Urtheil erfolgt. Diese Proceßart scheint von der Natur der Sache selbst dictirt, und äußerst passend zu seyn, eine Rechtsstreitigkeit zu einem schnellen Ende zu bringen. Folgende Ursachen haben leider eine entgegengesetzte Erfahrung veranlaßt. Des nicht selten gewissenlosen Anwalts

Vorthail beruhet darin, den Rechtsstreit so lang dauernd als möglich und die gerichtlichen Schriften so lang gedehnt, als es nur irgend erlaubt ist, zu machen, denn auf eine gewiß äußerst un Zweckmäßige, aber nicht leicht abzustellende Weise, wurden dem Anwalde dessen Schriften in der Regel, nach ihrem körperlichen Umfange, von den Parteien bezahlt. Eine unglückliche Erfahrung hat nur zu sehr gelehrt, welchen Vorthail solche Anwälde, die mehr ihren eignen als ihrer Parteien Nutzen vor Augen hatten, aus diesen Umständen zu ziehen mußten. Ihre Schriften wurden weitläufige Abhandlungen; die Prozesse ewig. Als wenn sich alles die Hände geboten hätte, diesen für die Parteien so unglücklichen Zustand der Dinge herbeizuführen, hatten unsere Proceß-Ordnungen so wesentliche Fehler, daß sie ganz dazu geschaffen schienen, der Chicane und den Weitläufigkeiten der Advocaten freyen Spielraum zu verschaffen. Erfolgte endlich das Urtheil des Richters, so geschah dieß nicht um von den Parteien befolgt, sondern um durch die Einlegung eines so genannten Rechtsmittels seiner Kraft beraubt und so verspottet zu werden. Ein neues Verfahren

begann. Ein zweites Urtheil erfolgte. Auch dieses hatte kein besseres Schicksal, ein neues Rechtsmittel störte seine Wirkung. Derselbe Richter sprach zum dritten male, aber seine Ansicht hatte sich vielleicht verändert; er hob sein erstes Erkenntniß auf, und nun ging das ganze Verfahren von neuem an. Es war ganz eben so gut, und hätte man auch schon Jahre lang gestritten, als wäre noch gar nichts geschehen.

Diese alle Justiz zerstörenden Rechtsmittel hatten aber nicht nur gegen Endurtheile, sondern auch gegen Zwischenerkenntnisse statt, und so kam es denn, daß man sich oft zehn und mehrere Jahre stritt, ehe man einmal den Beweis rechtskräftig festgesetzt hatte. War die Sache nun gar von der Beschaffenheit, daß sie an die höchsten Reichsgerichte gebracht werden konnte, so war die Dauer des Lebens eines Menschen oft erst das Kindesalter eines Processes. Wie viele Familien beweisen nicht, in tiefe Dürftigkeit versunken, das Unglück, einen Proceß nach einem halben Jahrhundert — gewonnen zu haben! Und doch, so groß ist die alles besiegende Macht der Gewohnheit, hat dieses gerichtliche Verfahren noch seine Anhäng-

ger, und nicht nur unter jenen Menschen, denen dieses Chaos eine ihnen Leben erhellende, wohlgeordnete Schöpfung schien, sondern selbst unter Richtern! Selbst unter diesen giebt es Männer, die da bedauern, daß schon manche Ueberbleibsel alter Barbaren aus unserm Prozesse ausgemerzt sind. Es hat nämlich bereits ein Königlichcs Decret die Rechtsmittel der Supplication und Restitution abgeschafft. Eine nicht genug zu preisende Wohlthat, die endlich den Aussprüchen des Richters diejenige Kraft beilegt, welche ihnen die Natur der Sache längst hätte verleihen sollen.

Aus dem was ich mir bisher die Erlaubniß genommen habe, vorzutragen, werden Sie, meine hochzuverehrende Herren, ersehen, daß also auch das Vortragsverfahren seine Nachtheile, und, daß besonders das bey uns bisher übliche, Fehler hatte, deren Abschaffung wir von unsern aufgeklärten Zeiten erwarten konnten. Diese Zeiten sind gekommen. Eine noch vergrößerte Nothwendigkeit, ihre Abschaffung zu beschleunigen, ist eingetreten. Ein neues Gesetzbuch herrscht über Westphalen, und dieses Gesetzbuch fordert eine Anwendung der Gesetze, die mit unseren bisheris

gen Proceßformen nicht in Harmonie zu bringen steht. Es giebt ein öffentliches Amt, das der Königlich en Procuratoren. Unser bisheriger Proceß kannte sie nicht. Es giebt Friedensrichter, deren Functionen von denen unserer bisherigen Unterichter verschieden sind. Es giebt ein Ehescheidungs-Verfahren, welches wir nicht kannten. Es giebt Familienräthe und eine Menge anderer Einrichtungen, die auch neue processualische Vorschriften erfordern. Wenn es nun aber gewiß ist, daß unser bisheriger Proceß unpassend zu dem Gesetzbuche ist, daß ein neuer ihm correspondirender uns dringende Nothwendigkeit wurde, welche von den geschilderten Proceßarten sollen wir uns dann wünschen? Die Nachtheile des Untersuchungsprocesses sind zu auffallend, also einen neuen Vortragsproceß, welcher in allen seinen Theilen sich genau unserm Gesetzbuche anschmiegt. Ein solcher ist es, den ihnen, meine Herren, die Weisheit des Gouvernements vorbereitet hat, und den dasselbe ihnen jetzt zur Annahme vorlegt. Es ist dieser Proceß, mit einigen nicht unwesentlichen Abänderungen, die wir der Weisheit des Königlich en Staatsraths verdanken,

der Französischer. Die Gründe, welche zur Einführung dieses Processes raten, sind dringend; ja sie sind von solcher Beschaffenheit, daß man es für eine moralische Unmöglichkeit ansehen muß, sie könnten ein anderes Resultat herbeiführen. Der 46ste Artikel der von uns feyerlich beschworenen Constitution lautet:

„Das gerichtliche Verfahren soll öffentlich seyn.“

Eine solche Procedur kannten wir bisher in Deutschland nicht. Die Parteien wechselten ihre Proceßschriften, ohne daß jemand, außer ihnen und dem Richter, etwas von ihrem Inhalte erfuhr. Bestand das Gericht aus mehreren Mitgliedern, so wurde einer zum Referenten bestellt. Sein Name war für die Parteien ein Geheimniß. Er stattete seinen Bericht aus den Acten dem Gerichte ab; man würde es für ein Verbrechen gehalten haben, den Parteien etwas von diesem Berichte wissen zu lassen. Das Urtheil erfolgte. Wie es entstand war ein neues Geheimniß. Alles dieses soll nach unserer Constitution anders seyn.

Die Masse der Staatsbürger, und die Parteien selbst, sollen nicht nur glauben, sondern durch eine lebendige Ansicht davon überzeugt seyn, daß die Diener der Gerechtigkeit gerecht verfahren. Was kann den Bürgern, was kann selbst den Richtern erwünschter seyn! Jenen Männern, die in diesen Landen richten, deren Stand, ihrer unbestechlichen Gewissenhaftigkeit wegen, so sehr von ihren Mitbürgern geehrt wird! Öffentlich also soll die Justiz verwaltet werden. Mit unsern alten Formen, und mit solchen, die ihnen nahe kämen, wäre dieses gänzlich unmöglich. In Frankreich war die Verwaltung der Justiz von jeher öffentlich, wie dieses auch in ältern Zeiten in unserm Vaterlande der Fall war. In Frankreich hatte man also seit Jahrhunderten Gelegenheit, darüber nachzudenken, welche Formen am meisten zu jener öffentlichen Verwaltung der Gerechtigkeit paßten. Eine Erfahrung, auf Jahrhunderte gestützt, hatte alle Fälle herbeigeführt, welche man vor Augen haben mußte, wenn man eine Proceß-Ordnung entwerfen wollte, die auf öffentliche Audienzen berechnet war. Uns fehlte diese Erfahrung. Welche Anmaßung würde es also seyn, wenn wir glauben könnten, daß wir,

von aller Erfahrung entblößt, eine vollkommnere Gesetzgebung hierin zu Stande zu bringen vermöchten, als eine Nation, die alles dasjenige Jahrhunderte lang übte, welches wir erst zu lernen anfangen sollen. Hierzu kommt noch, daß die Französische Legislation über diesen Gegenstand erst vor wenigen Jahren einer neuen Revision unterworfen gewesen ist, welche das, was die bisherige Erfahrung als schädlich dargestellt hat, ausgemerzt, und eine Menge neuer Vorschriften, besonders solche, die zur Beschleunigung des Processes dienen, aufgenommen hat. Das Resultat dieser allgemeinen Revision war die neueste Französische Gerichts-Ordnung, welche fast ganz die unsrige werden wird.

Um Ihnen nun, meine Herren, eine lebendige Ansicht von dem Werke zu geben, dessen Sanction von Ihnen verlangt wird, so erlauben Sie mir, Ihnen das Bild eines Processes vorzuzeichnen, so wie er künftig in Westphalen vor einem Tribunale erster Instanz in solchen Sachen, die nach den Vorschriften der Gesetze nicht unter die summarischen gehören, statt haben wird.

Der Kläger, welcher eine Forderung gegen seinen Gegner gerichtlich geltend machen will, läßt diesem durch den Huissier des Gerichts eine Klagschrift einhändigen, worin die Thatsachen und Rechtsgründe, worauf er sich stützt, und sein Antrag bestimmt auseinander gesetzt seyn müssen. Diese Schrift, von einem Procurator des Tribuns als unterzeichnet, und von dem Huissier, und einer bestimmt vorgeschriebenen Form insinuirt, verpflichtet den Beklagten, binnen vierzehn Tagen ebenfalls einen Procurator zu bestellen. Binnen vierzehn Tage, von der Bestellung des Anwaltes an gerechnet, ist der Beklagte verbunden, eine von seinem Anwalde unterzeichnete Vertheidigungsschrift dem Anwalde des Klägers insinuiren zu lassen, welche eine genaue und bestimmte Antwort auf die in der Klage vorgebrachten Thatsachen, wie auch die sämtlichen Einreden enthalten muß. Auf diese Schrift antwortet der Kläger wiederum binnen vierzehn Tagen. Diese wechselten Schriften haben sehr wichtige Zwecke. Beide Theile erhalten dadurch genaue Kenntnisse von der Beschaffenheit der Sache. Es wird so wenig für den Anwald des Klägers als den des

Beklagten schwer seyn, nach dem Inhalte dieser gegenseitigen Schriften selbst zu entscheiden, welche von beyden Partheyen siegen wird. Ja, bey der Einfachheit unsers neuen Gesetzbuches, seiner Deutlichkeit und Bestimmtheit, können selbst solche Partheyen, welche die Rechte nicht eigentlich studirt haben, aus den bis jetzt gewechselten Schriften dieses selbst ersehen, und sich so durch eigne Ansicht, von der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit ihrer Sache zu überzeugen. Warum sollten sie, bey der Gewißheit, wie das Urtheil ausfallen wird, die Sache gerichtlich fortsetzen wollen? Höchst wahrscheinlich ist es also, daß eine große Zahl aller, auf solche Art zur Sprache gebrachten Sachen, unter den Partheyen verglichen wird, da es natürlich scheint, daß die Parthey, welche den Verlust der Sache zum voraus sieht, fernere Kosten, in welche sie jedesmal unerläßlich verurtheilt wird, wird ersparen wollen. Man wende nicht ein, daß dieses ja bey unserm bisherigen Prozesse, nach den gewechselten ersten Schriften, nicht der Fall war. Diese waren in einer ganz andern Absicht verfaßt. Die Anwälde wollten durch sie den Richter überzeugen, und ihn so

in ihr Interesse ziehen. Der Zweck dieser Schriften, welche nur von Anwalt zu Anwalt mitgetheilt werden, und die in der Regel der Richter nicht zu sehen bekommt, ist hauptsächlich der, den Gegentheil zu überzeugen, und mit dem Umfange der ihm entgestellten Rechte bekannt zu machen. Eine ganz andere Tendenz liegt also in diesen Vorträgen.

Erreichen nun diese unter den Partheien gewechselten Schriften ihren ersten und hauptsächlichsten, so humanen Zweck nicht, so bleibt freilich nichts übrig, als daß die Sache zur gerichtlichen Entscheidung gebracht werde. Dies geschieht auf folgende Art: Derjenige, dem an der Fortsetzung der Sache in der öffentlichen Gerichtsitzung gelegen ist, ladet den gegentheiligen Anwalt ein, mit ihm vor Gericht zu erscheinen, um mündlich die Sache zu verhandeln. Eine solche Gerichtsitzung gewährt den feyerlichen Anblick einer der Gerechtigkeit dargebrachten öffentlichen Huldigung. Beide Theile in Person, wenn sie sich selbst zu vertheidigen im Stande sind, oder für sie ihre Anwälde, erscheinen vor dem versammelten Gericht. Sie setzen ihre Sache mit allen Grün-

den, die sie zu ihrer Unterstützung für nothwendig halten, muthvoll und mit anständiger Freyheit, auseinander. Der Ausspruch des Gerichts erfolgt, sobald es die Streitsache gehörig zu beurtheilen im Stande ist. Diesen Verhandlungen kann ein jeder Bürger beywohnen. — Welcher Richter möchte es wagen, hier wissenlich ungerecht zu seyn? Müßte er nicht mit den gesetzlichen Strafen die größte aller, die Verachtung seiner Mitbürger, fürchten! — Aber, wird man einwenden, wie ist es möglich, daß selbst die aufgeklärtesten, geschicktesten, scharfsinnigsten Richter eine verwickelte Sache, oder eine solche, die aus dem neuen, ihnen noch nicht ganz geläufigen, Rechte zu entscheiden ist, sogleich, lediglich nach einem mündlichen Vortrage, zu beurtheilen im Stande seyn sollten? Wird selbst mancher Richter, aus einem sehr natürlichen Gefühle, nicht Anstand nehmen, sich von seinen Collegen Aufklärung zu erbitten, wenn er unter den Augen eines großen Publicums ist? Diese Bemerkung ist psychologisch sehr richtig, aber das Gesetz hat auch diesen Fall vorausgesehen. Der 52ste Artikel unserer Proceß-Ordnung lautet:

„Wenn nach der mündlichen Verhandlung das
 „Gericht findet, daß ihm die Sache noch nicht
 „hinlänglich klar sey, so kann es verfügen, daß
 „sowohl die Beweisstücke als die Acten, welche
 „die Parteien unter einander wechselten, im Ge-
 „richt niedergelegt werden. Hierauf können die
 „Richter sich in das Berathschlagungszimmer be-
 „geben, um daselbst die Sache zu prüfen und ent-
 „weder so gleich, oder, erforderlichen Falls, in
 „einer der nächsten Sitzungen ein Urtheil zu fäl-
 „len. Glaubt jedoch das Gericht, daß die Sache
 „eine noch gründlichere Prüfung verdiene, so kann
 „es verfügen, daß auf den Vortrag eines Rich-
 „ters über dieselbe berathschlagt werde, und setzt
 „zugleich einen Tag fest, an welchem der Vortrag
 „geschehen soll.“ —

Aber auch durch diese Bestimmungen glaubte
 das Gesetz noch nicht hinlänglich für die Sicher-
 heit der Bürger gesorgt zu haben. Es giebt Sas-
 chen, die eine solche verwickelte Beschaffenheit ha-
 ben, daß sie durch ein mündliches Verfahren nie
 vollkommen zu ergründen, und so darzustellen
 sind, daß man mit voller Ueberzeugung ein Urtheil
 darüber abfassen könnte.

Wie wäre es möglich, die Streitsache zweier Kaufleute, die aus einer unendlichen Menge kleiner und großer Abrechnungs-Puncte zusammen gesetzt ist, worin lange Reihen von Zahlen vorkommen, welche das geübteste Gedächtniß gleich nach ihrer Anhörung vergißt, nach einem mündlichen Vortrage zu entscheiden? Auch diese Fälle hat das Gesetz in Betracht gezogen. Es bestimmt wörtlich der Art. 54:

„Erscheint die Sache nicht von der Beschaffenheit, um auf die mündliche Verhandlung, oder auf weitere Berathschlagung entschieden zu werden, so verfügt das Gericht, daß darüber ein schriftliches Verfahren statt finde.“

Jetzt wird jeder Theil noch einmal schriftlich gehört, ein Referent bestellt, und die Sache öffentlich, vor den Augen der Parteien selbst, vorgetragen und entschieden. Also selbst die Gewohnheit unserer Richter nach Acten zu urtheilen, ist respectirt. Das Gesetz überläßt es ihnen, zu bestimmen, ob sie die Sache von der Beschaffenheit halten, daß sie auf den mündlichen Vortrag der Parteien entschieden werden könne. Finden sie dies nicht, so ist ihnen die Erlaubniß ertheilt, zu ihrer

alten Gewohnheit zurückzukehren, und nach Acten zu sprechen.

Solche Sicherheit bent uns die neue Proceß-Ordnung dar. Unbedeutende, leicht zu übersehende Sachen werden schnell und auf den mündlichen Vortrag der Parteien, wichtige und verwickelte, entweder nach geschעהner geheimer Berathschlagung der Richter, oder gar nach einem statt gehabten schriftlichen Verfahren entschieden. So verlangt es die Natur der Sache.

Ich würde meinen Vortrag zu weit ausdehnen, meine verehrten Herren Reichsstände, wenn ich mich in eine fernere Auseinandersetzung der Bestimmungen der neuen Gerichtsordnung einlassen wollte. Nur dies kann ich nicht unberührt lassen, daß die Verfahrensart bey den Friedensgerichten, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, um vieles kürzer und einfacher als bey den Tribunalen ist. Hier werden keine Schriftwechsel zugelassen.

Ob nun gleich die Commission sehr gewünscht hätte, eine geraumere Zeit, als die bestimmten wenigen Tage waren, der Prüfung des neuen Ge-

sehbuch zu widmen zu können, um ihren Bemerkungen mehr Reife zu geben, als in einem so kurzen Zeitraum, der Natur und dem Umfange der Sache nach, geschehen konnte, so hat sie dieses Werk doch hinlänglich kennen lernen, um den Nutzen, ja das dringende Bedürfnis seiner Einführung in Westphalen, zu sehen, und es Ihnen, meine Herren, zur Annahme mit voller Ueberzeugung zu empfehlen, dem Vaterlande aber Glück zu den neuen Formen wünschen zu können.

Sollten aber ja auch noch Mängel übrig bleiben, so wird die Erfahrung sie am sichersten zeigen, und eine weise Regierung wird eilen, ihnen abzuhelpfen.

3.

Betrachtungen über den jetzigen Zustand von Europa, über den Geist der Zeit, über die öffentliche Meynung und Vorurtheile, über Staaten und Völker.

(F o r t s e t z u n g.)

Das erste Aufgebot bildet die eigentliche immer fertige Armee des Landes. Wie wenig dasselbe mit gewöhnlicher Landmiliz zu vergleichen sey, fällt in die Augen. Ich schlage vor, aller Mannschaft desselben eine besondere gleichförmige militärische Kleidung vorzuschreiben. Dieses wird ein sehr kriegerisches Ansehen über das ganze Land verbreiten. Die Waffen werden außer der Zeit des Gebrauchs in öffentlichen Gebäuden unter Aufsicht der Magistrate verwahrt. Bürgermilizen, wo deren sind, können

in ihrem Bestande bleiben. Sie dienen als Reserve. Zu gewissen Zeiten, bei sehr feyerlichen Gelegenheiten, z. B., soll nicht bloß das erste Aufgebot, sondern alle waffenfähige militärpflichtige Mannschaft aller Aufgebote und Reserven aufgestellt, und in einige Uebung gesetzt werden. — In wie viele Aufgebote alle waffenfähige Mannschaft zu theilen und unterabzutheilen, welches Alter für jedes zu bestimmen, welche Gränzen der Militärpflichtigkeit zu setzen sehen, hängt mit dem Wesen des neuen Heerbildungsplanes nicht unbedingt zusammen. Ich lasse daher alles dieses unerörtert, so wie ich auch das Alter für die jugendliche Uebungsperiode nicht ganz genau bezweifelt habe, um für Modificationen, Abweichungen, Ausnahmen, Raum zu lassen, wo sie ohne Nachtheil in der Hauptsache statt haben können.

Dies sind — im Umriss gezeichnet — die Einrichtungen, durch welche die Aufgabe, ohne stehende Truppen stets eine in allem wohlgeübte, stets marsch- und schlagfertige Armee zu haben, nach meiner Ueberzeugung vollkommen gelöst ist.

Daß stehende Truppen zur Friedenszeit wirklich nicht entbehrlich seyen, irgend eines wesentlichen Dienstes halber, den sie zu leisten hätten, wird wohl Niemand behaupten, und brauche ich also nicht ausführlich zu widerlegen. Für den Dienst der Polizei hat man auch bey stehenden Truppen immer ein eignes zahlreiches Personale nöthig: ohne stehenden Truppen wird dasselbe höchstens einiger Vermehrung, und einer veränderten Organisation bedürfen, um seiner Bestimmung ganz allein Genüge thun zu können. Die Versehen der Wachen ist ja beynahe der einzige gewöhnliche Polizeidienst, den das Militär leistet. Aber es scheint, man habe vielfältig die Wachen vermehrt, um einem zahlreichen bestimmunglosen Militär wenigstens eine scheinbare Beschäftigung zu geben. Sehr leichte Wach-, Aufsicht-, Thorwart-, Dienste können von Invaliden versehen werden. Zieht man aber alle überflüssigen Wachtposten ein, und läßt man die Paradewachen in die Polizeiwachen übergehen, die ohnehin auch neben jenen nicht entbehrt werden können, so wird ein neues unbedeutend vermehrtes Polizeipersonale leicht in allem gewöhnlichen Dienste sich selbst und

allein behelfen. Dieß ist um so gewisser, da der Kriegermann in Polizensachen eben nicht sehr geschickt zu seyn pflegt: (es auch gar nicht seyn soll,) und mit einem einzigen, wohl eingeübten, gewandten Polizendiener mehr auszurichten ist, als mit zehn Soldaten, wenn es nicht gerade auf Gewalt ankommt. In jedem ausserordentlichen Falle aber, wo die innere Staatspolizey einer bedeutenden Unterstützung von bewaffneter Macht bedarf, oder wo sie überhaupt mit dem gewöhnlichen Polizypersonale nicht mehr auszureichen vermag, und Gewalt anzuwenden ist, steht derselben ein Aufruf eines größern oder kleinern Theiles des ersten Aufgebots, das überall in hinlänglicher Anzahl vorhanden ist, je nach dem Bedürfnisse aller Orten und jeden Augenblick zu Dienste. Die bewaffnete, oder vielmehr augenblicklich zu bewaffnende Macht ist immer da; sie ist zahlreicher und geübter, als ein stehendes Heer in Frieden zu seyn pflegt; sie steht der Regierung überall zu eiligstem Gebote. Der Unterschied ist nur der, daß sie die Waffen nur zu wirklichem Dienste ergreift, und nur im wirklichen Dienste Bezahlung empfängt. Es möchte dennoch aber Fürsten

geben, welche aus irgend einem Grunde schlechterdings nicht von allem sogenannten regulären stehenden Militär entblößt seyn wollten. Diese könnten, ohne wesentliche Veränderung des Hauptplans, ihre besondere Neigung damit befriedigen, daß sie in ihrer Nähe, in der Hauptstadt, ein kleines auserlesenes Corps Gardes stehend unterhielten. Kleine Abtheilungen dieses Corps wären zur Bewachung der Hauptgefängnisse, (welche nur besser gebaut zu werden brauchten, um weniger Wache zu bedürfen); — und zur Besatzung der Festungen abzuordnen, (welche übrigens bei jedem geringsten Anscheine einer Gefahr vor dem ersten Aufgebot der Stadt, und wenn es nöthig ist der nächst gelegenen Orte, in Sicherheit gesetzt werden können). — Ferner könnte das Gardes Corps mit dem Plane der übrigen militärischen Einrichtungen dadurch in einen inneren vortheilhaften Zusammenhang gebracht werden, daß auf seine Ausbildung besondere Sorgfalt verwendet, und eine Stelle in demselben als ein Ehrenplatz für diejenigen, welche im Kriege sich ausgezeichnet haben, und zu fortwährendem Militärdienst aus freiem Entschlusse sich geneigt erklären, ausgespro-

then und anerkannt würde. Ferner würde nichts abhalten, immer einen Theil oder das ganze Corps zur Theilnahme an den großen jährlichen Heers Versammlungen im Lande abzuordnen. So würde dasselbe im Kriege und Frieden der Armee zum Vorbilde dienen; und eine kleine Abweichung im Plane durch eine glückliche Wendung hinlänglich ausgeglichen seyn.

So sehr auch der vorliegende Plan für sich selbst sprechen, und die rechte Antwort auf alle Erinnerungen und Anstände, gleichsam auf offener Hand liegen mag, macht doch die Schwierigkeit, welche er immer für die Mehrzahl der Menschen hat, sich in einer großen Veränderung gewohnter, und durch langes Alter selbst der zweifelnden Frage über ihre Vortreflichkeit oder Unentbehrlichkeit entzogenen Einrichtungen, zu rechte zu finden, eine weitere Erörterung nothwendig; und die höchste Leichtigkeit der Ausführung

ist das Erste, was ich zum Vortheil des neuen Planes bemerflich machen will.

- a) Der stärkste Beweis dafür liegt selbst in dem, was mir den ersten Gedanken zum ganzen Plane gegeben.

Nichts ist an aller männlichen Jugend mir öfter und allgemeiner aufgefallen, als die vorherrschende Liebe derselben zu aller Art militärischer Spiele. Wer erinnert sich nicht der oft sonderbaren Auftritte, welche diese natürliche Neigung so vielfältig veranlaßt hat, wenn sie in der Nähe eines wirklichen Krieges durch Nachahmungs- Lust gereizt wurde. Der Ernst des blutigen Vorspiels selbst hat die Zeitungsschreiber nicht immer abzuhalten vermocht, auch von den oft fast zu treuen Nachspielen der Jugend Kunde zu geben. Ja beynahe jeder Mann wird sich ähnlicher Geschichten aus seiner eigenen Knabenzeit erinnern können.

Eben solche unbedeutend scheinende Hinweisungen der Natur aber sind es, womit der Gesetzgeber Wunder zu thun im Stande ist, indem er ihrer sicher wirkenden Kraft für seine freyen Entwürfe sich bemächtigt. Hier haben wir einen Fall zur Anwendung. Man bringe, wie vorgeschlagen ist, Ordnung und Plan

in die kriegerischen Spiele, welche ein natürlicher Trieb unter der Knaben- und Jugend überall, und immer von selbst hervorbringt, so ist mit dem bloßen Aufwande einer Zeit, die sonst doch immer den losen Einfällen kindischer Zerstreuungslust preis gegeben ist, einer der wichtigsten Zwecke erreicht, ohne daß die Jugend etwas an Unterhaltung zu verlieren hat.

Wie viel hiebei für den Erfolg, für schnelle Fortschritte in der militärischen Bildung zu gewinnen ist, wird später noch bemerkt werden. Wie sehr aber alle Schwierigkeiten, welche sonst der Einführung allgemeiner Kriegsausübungen entgegenstehen, verschwinden, wenn es die Jugend ist, der sie auferlegt werden, gehört unmittelbar hieher. Will man die Erwachsenen zu solchen Exercitien anhalten, so wird man von keiner natürlichen Neigung mehr unterstützt. Unlust tritt an ihre Stelle, die durch Nothigung bezwungen werden muß. Daraus wird begreiflich, warum Versuche dieser Art überall so schwer in Gang zu bringen waren, und nirgends im Gang geblieben sind.

Was nur durch Mittel, denen keine gleichmäßig fortwirkende Kraft bewohnt, durch scharfen Zwang oder dringendes Bedürfnis in Bewegung gesetzt wurde, mußte allmählich wieder erschaffen, so wie die Spannung jener Triebkräfte nachließ. So wesentlich ist der Unterschied, der darin liegt, daß militärische Exercitien für Erwachsene nichts mehr von dem Spielreize behalten, dem der Knabe mit ungeheuchelter Freude nachhellen würde. Zudem ist vorauszusetzen, daß die Erwachsenen, wenn sie sich den Exercitien unterziehen sollen, bereits in bestimmten, mehr oder weniger bindenden, Arbeit, Dienst, und Geschäfts-Verhältnissen sich befinden. Alle Zeit also, welche sie den Exercitien widmen sollen, kommt ihnen selbst und denjenigen, mit welchen sie durch jene Verhältnisse verbunden sind, zu merklichem Verlust: Und wollte man die Uebungen lediglich auf die Feiertage setzen, so würde erstens der Erfolg sehr gering seyn, weil keine Vorübung vorausgegangen; und dann würde der schon ins ordentliche Joch stettiger Arbeit eingetretene Mann die wenig

gen für seine Erholung bestimmten Tage nur mit verstärktem Widerwillen einer Beschäftigung widmen, die für ihn keine Erholung mehr ist, wie für den Knaben und unvollendeten Jüngling, die mit Ungeduld den Sonntag entgegen sehen würden, wenn nur dieser ihnen solche Unterhaltung brächte. Aber für sie bedarf es auch solcher Beschränkung nicht. Sie können ohne jemandes Nachtheil viel mehr Zeit entbehren. — Auch auf Seiten der Eltern ist kein Grund zu Widerstand vorhanden, da man ihnen ihre Söhne nur in denjenigen Stunden entzöge, in welchen sie auch sonst doch ganz ihren regellosen, selten zweckmäßigen, öfters schädlichen Zerstreuungen von eigener Erfindung überlassen sind, oder von sorgsameren Müttern, eben weil sie mancherley Gefahren bey diesen aufsichtslosen Umtrieben sehen, in einem selbst wieder nachtheiligen Zustande unthätiger Nähe zu Hause festgehalten werden. Die neue Einrichtung wird den Tadel finden, dem keine Neuerung je entgeht. Der auf dem Lande herrschende Widerwille gegen Soldatendienst und Exercis

hien wird wenigstens keine freudige Aufnahme derselben gestatten. Aber dieser Widerwille selbst wird gerade dadurch am sichersten vernichtet, wenn die Kriegsübungen die Gestalt eines überall unter den Augen des Volks vorgehenden Jugendspiels annehmen. Und bald werden dann selbst die Mütter es der neuen Ordnung Dank wissen, daß ihre Söhne auch in ihren Unterhaltungsstunden unter Aufsicht gebracht sind, und künftig ihnen wenigstens in aller Friedenszeit nicht mehr zum verhaßten Soldatendienst aus dem Hause genommen werden.

So ist in dem einen Falle alles widerstrebend, in dem andern — alles entgegenkommend. Man wird dabei erinnern, daß doch auch in meinem Plane noch Kriegsübungen für Erwachsene, für die Mannschaft des ersten Aufgebots nämlich, also wenigstens für vollbürtige Jüngling, gesetzt seyen. Das ist wahr. Aber man bemerke den Unterschied. Diese Uebungen des ersten Aufgebots sind keine Lernübungen mehr, sondern bloße Nachübungen schon lange eingeübter Fertigkeiten, so weit

sie zu ihrer Erhaltung unentbehrlich sind. Damit ändert sich alles. Denn das mühsame Erlernen ist es ja eben, was dem Erwachsenen die militärischen Exercitien verhaßt macht, und schwierig zugleich, weil sein Körper bereits die organische Biegsamkeit verloren hat. Zu diesen Lernübungen wird, wenn sie den gehörigen Erfolg haben sollen, viel mehr Zeit erfordert, als den Erwachsenen ohne Nachtheil für andere Verordnungen entbehrlich ist: für bloße Nachübung so wenig, daß sie gar nicht in Betracht kommen kann. Ein Theil dieser Nachübung kann sehr leicht in die ordentlichen Feiertagsspiele verwebt werden, z. B. Scheibenschießen. Zudem werden diese seltenen Nachübungen des ersten Aufgebots immer in größeren Abtheilungen vorgenommen; und alle großen Manövrir-, Uebungen eingeübter Truppen sind für alle Welt ein Schauspiel, welches an Interesse alle gewöhnlichen Volksunterhaltungen übertrifft, und auch mit einem ganzen Heer von ungeübten, unbehülflichen Recruten nicht hervorgebracht werden könnte. Man sieht, daß bey dem vorgeschlagenen

Pläne alles Unangenehme der militärischen Exercitien wegfällt, alles Angenehme, dessen sie fähig sind, erhöht wird.

b) Man hat seit Jahrzehnden die lautesten Klagen darüber erhoben, daß in der Erziehung der Neuern die von den gerühmtesten Völkern des Alterthums so hochgeachtete, so bis zum Uebermaße betriebene *Gymnastik* allenthalben außer Acht gelassen werde. Der Gegenstand ist erschöpfend beredet worden; man ist bey nahe einstimmig im Resultate: aber zu einer entsprechenden Ausführung im Großen ist es nirgends gekommen. Die Ursache mag darin liegen: wir haben überhaupt nur öffentlichen Unterricht — fast keine öffentliche Erziehung. Alle unsere übrigen bürgerlichen Einrichtungen stimmen damit zusammen. Die Forderung der neuern Ueberzeugung von der Wichtigkeit gymnastischer Uebungen vermochte für sich allein nicht, die einmal bestimmte Hauptrichtung unsrer Schulbildung zu überwinden; besonders da die allgemeine Einführung derselben auch einige ganz neue mit Kosten verbundene Anordnungen erheischte, wenn

sie unter Aufsicht und Leitung gehalten werden sollten. Und da die Nothwendigkeit methodischer Gymnastik durch keine andere Rücksicht erhoben wurde, so ließ man es denn, begreiflich, bey dem Nothdürftigen bewenden, welches die Liebe der Jugend zu bewegenden Spielen für denselben Zweck zufällig überall hervorbringen mag.

Nun sind alle tactischen Uebungen gymnastisch, alle gymnastischen Uebungen tactisch, Das heißt: die einen dienen wieder mit zum Zwecke der andern. Mit der Ausführung des vorgeschlagenen Heerbildungsplanes wäre daher auch schon unmittelbar geordnete Gymnastik in unser Erziehungswesen eingeführt. Ja, ihre Einführung scheint überhaupt nur in dieser Verbindung möglich zu seyn. Denn nur durch solchen Zutritt eines andern, nicht unmittelbar in ihr liegenden nothwendigen Zweckes, erhält sie selbst erst das rechte Maas von Wichtigkeit, Ordnung und sicherem Bestand.

Ich weiß nun zwar nicht, welche Rücksicht hierbei für Jedermann die wichtigere seyn wird, ob die der allgemeinen körperlichen Erziehung durch methodische Gymnastik, oder die der militärischen Jugendbildung. Aber zu dem doppelten Ziele führt derselbe Weg: und eben der Gedanke, zwei der vollwichtigsten Zwecke durch eine bloße Regulirung der Jugendspiele erreichen zu können, sollte, meine ich, alle Stimmen für meinen Vorschlag gewinnen.

Und diejenigen, setzte ich voraus, welche vor allem gymnastische Uebungen haben wollen, und deren immer eine sehr große Zahl seyn muß, da ja die Vernachlässigung körperlicher Bildung allgemein als eine Lücke unsers Erziehungs Wesens anerkannt ist; — alle diese, dachte ich, müssen der allgemeinen Einführung tactischer Jugendübungen das Wort reden, da sie das sicherste, leichteste, ja einzige Mittel ist, zu ihrem eignen Zwecke.

Darum habe ich diese Beziehung meines Planes unter diejenigen Gesichtspunkte ge-

stellt, aus welchen seine leichte Ausführbarkeit sich erweist.

Dazu gehört noch:

- c) Daß die Ausführung keine Kosten verursacht. Ersparung ist eine der Hauptzwecke der neuen Veranstaltung. Darum werde ich nichts davon sagen, wo bloß von der Leichtigkeit der Ausführung die Rede ist. Aber erinnern wollte ich daran, weil finanzielle Einwendungen doch unter die gewöhnlichsten Umstände gehören, an welchen sonst gute Einwürfe scheitern. Auch giebt es ja Projecte, welche wohl alte Ausgaben aufheben, aber eben so viele neue dafür entstehen machen. — In unserm Plane ist in allen Numern lauter Ersparung für die Staatskasse, ohne Veranlassung zu neuem Aufwande. Ausgenommen, man wollte die Einrichtung einiger Lehrstühle für Kriegsunterricht, und die Anschaffung der Uebungs-Waffen für die Jugend in diesem Sinn ein Anschlag bringen; allein die erstern könnten füglich mit Oberofficieren besetzt, und auch diese könnten wohl den Gemeinden und den Familien zu

bestreuten auferlegt werden: wenn nicht für die höhere Gleichmäßigkeit der Form, und zur Gewißheit einer bessern Aufnahme der Neuerung im Volke, rathlicher wäre, die ersten Uebungs-Waffen auf öffentliche Kosten bereiten, und unentgeltlich vertheilen zu lassen.

Vergleichende Würdigung
eines nach vorstehendem Plane gebildeten Heeres, im Gegensatze mit einer auf gewöhnliche Weise gebildeten stehenden Armee.

I) Die technische Vollkommenheit eines Kriegsheeres, ist bestimmt:

A) Durch das körperliche Kraftmaaß des einzelnen Mannes, welches nach den Graden der Stärke, der Gewandtheit und der Ausdauer, oder Festigkeit geschätzt wird.

B) Durch den Grad der Geschicklichkeit im Waffengebrauche.

C) Durch den Grad der Genauigkeit und Behendigkeit, mit welchem sie, zu fleisnern und größern Schaaren, von denselben oder von verschiedenen Waffen, vereinigt, alle Bewegungen, deren solche militärische Körper fähig sind, und welche irgend die Möglichkeit des vollkommensten militärischen Kraftgebrauchs fordern mag, auszuführen im Stande sind.

A) In Bezug auf den ersten Hauptpunct zeigt sich sogleich schon im neuen Heersbildungsplane ein Moment, das dem alten ganz und gar fehlt: — gymnastische Uebungen, in denjenigen Jahren, wo diese noch am meisten über den Körper vermögen. — Ich habe bereits schon oben einmal bemerkt, daß man mit Unrecht die körperliche Stärke in Soldaten für völlig gleichgültig halte im neueren Kriege. Und wäre sie es auch: wo Stärke weniger in Betracht kommt, ist Gewandtheit gewöhnlich um so entscheidender. Diese Gewandtheit ist es aber eben, welche durch die Kunst einer methodischen Gymnastik in der Jugend, in der That weit über den Grad hinaus

gebildet werden kann, der sich bei jedem Volke ohne Uebung vorfinden mag.

Ueberdies sind durch den Grad körperlicher Gewandtheit überhaupt selbst die beyden andern Hauptmomente der technischen Vollkommenheit des Heeres gewissermaßen bedingt. Denn je mehr körperliche Geschicklichkeit vorausgesetzt werden kann, desto besserer Erfolg ist von allen Waffen- und Bewegungs- Uebungen zu hoffen.

Auch für das Maaß der Ausdauer haben Jugendübungen einen eignen Vortheil: weil alle in zarter Jugend viel geübten Kräftanstrengungen und Bewegungsformen den erwachsenen Körper viel weniger ermüden, als wenn sie ihm nun erst neu auferlegt werden sollen.

B u. C) Die in einer Armee vorauszusetzenden Grade der Geschicklichkeit im Waffengebrauche und der Genauigkeit in allen taktischen Bewegungen hängen von einerley Ursachen ab; und können daher auch in der Beurtheilung verbunden werden.

Wir wollen zuerst die Zeit ermessen, welche nach dem neuen und welche nach dem alten Plane

auf militairische Uebungen verwendet wird, oder füglich verwendet werden kann.

Nach alter Art werden so viele Tausende, als die politische Stellung des Staats erfordert, und Bevölkerung und Finanzen gestatten, Capitulationsweise oder Conscriptionweise, unter den Erwachsenen innerhalb eines bestimmten Alters auf 6 bis 8 Jahre zum Soldatendienste ausgehoben, und nach Verlauf ihrer Dienstzeit, so wie alle sonst in der Armee entstehenden Lücken, auf dieselbe Weise durch andere ersetzt. Diese Recruten werden denn allererst den Unterofficieren übergeben, um so zu sagen aus dem Groben heraus exercirt zu werden; diese Exercitien dauern nur einige Wochen, und sobald die unbehüllichen Landleute einen erträglichen Gang und Gleichschritt und die nöthigsten mechanischen Handgriffe in der Behandlung des Feueergewehrs, erlernt haben, werden sie, als zum gewöhnlichen Dienste brauchbar, in die Linie eingerückt. Mit allem in die Linie, ich meine, nicht mehr zu den Recruten gehörigen Militär werden dann zwar alle Jahre, da, wo es in größerer Anzahl versammelt ist, in der guten Jahreszeit noch mancherley Uebungen vorges-

nommen. Allein, da ein großer Theil der Armee immer auf Urlaub entlassen, und ein eben so großer Theil immerhin mit Cordons, und anderem Dienste beschäftigt und im Lande zerstreut ist, und die vollständigeren Uebungen doch nur in den größeren Garnisons-Plätzen statt haben: folglich mancher einzelne Soldat vielleicht einmal ein ganzes Jahr hindurch gar nicht, ein andermal nur zu einem Theile der jährlichen Exercitien kommt, so schmilzt der Zeitraum, welcher während den sechs oder acht Dienstjahren von jedem einzelnen Manne wirklich im Durchschnitte jährlich auf eigentliche Kriegsübungen verwendet wird, auffallend zusammen. Wachen und andere, kleinere und größere Polizey-Dienste wird Niemand im Ernste dahin rechnen wollen. Alle übrige Zeit wird mit gelegentlichen Arbeiten zum unentbehrlichen Nebenverdienste, oder in leidigem Müßiggange hingbracht: und zur Bildung des Kriegsmannes ist also wohl bey dem einen so wenig als bey dem andern weiter zu gewinnen.

Nach dem neuen Plane kann man die Periode, während welcher jeder Knabe und werdende Jüngling an ordentlichen Kriegsübungen Theil zu nehm

men hat, im Durchschnitte, das heißt, die im Plane frengelassenen Verschiedenheiten, und Ausnahmen abgeglichen, wenigstens auf sechs Jahre rechnen. In dieser Zeit wird der militärische Zögling zwar nicht Wochenlang tagtäglich, aber das ganze Jahr hindurch, wöchentlich wenigstens einmal, öfters mehrmal geübt: und auf diese Weise wird alle Jahre gleichmäßig für alle fortgeführt. Man berechne nun die in einem und im andern Falle von jedem Einzelnen auf Kriegsübungen zu verwendende Zeit zur ohngefahren Gesammtsomme, und es wird sich wenigstens Gleichheit, wahrscheinlich ein Uebermaaß auf Seite der neuen Ordnung zeigen.

Ein solcher Ueberschuß würde ganz augenfällig seyn, wenn man die Jugendübungen manchmal eine ganze Woche täglich fortsetzen ließe. Und dieser wäre in der That nichts weniger als unthunlich — in Zeiten, wo die Jugend mit Arbeit und Schule weniger als gewöhnlich beschäftigt ist. Ich habe es nur darum nicht im Plane erwähnt, weil ich so vielen Zeitaufwand für überflüssig halte. Folgende Bemerkung allein schon beweiset, daß, in Bezug auf Geübtheit der Truppen, so

fern diese nach der Größe des Zeitaufwandes zu schätzen ist, ein entschiedener Vorzug auf Seiten der neuen Einrichtung vorhanden ist; nach diesem Plane sind die Uebungs- und die Dienstperiode gänzlich geschieden, und jeder einzelne Soldat einer dienstthuenden Armee hat immer die volle Uebungszeit zum voraus aufgewandt; nach der alten Verfahrnung sind die Uebungs- und Dienstperiode vereinigt, und in einem und demselben Zeitpuncte hat immer nur ein Theil der Armee die volle Uebungszeit genossen, ein anderer die Hälfte, ein Drittheil, ein Sechstheil, je nach der Aushebungs- und Dienstzeit eines jeden.

Der alte Plan gleicht den Vorzug, welchen der neue in Bezug auf Länge der Uebungszeit über ihn behauptet, keinesweges durch eine überwiegende Zweckmäßigkeit in der Anordnung und Einrichtung der Waffen- und Bewegungs- Uebungen aus. Daß Unterricht und Aussicht bey den Exercitien der neuen Ordnung wenigstens so gut seyn würden, als sie bey der alten seyn können, ist als unmittelbare Folge mit entschieden, sobald man einmal den Beweis anerkannt haben wird, daß ein Heer der neuen Ordnung den stehenden

Truppen alter Ordnung wenigstens das Gleichgewicht halte. Denn die besten der Zöglinge werden, nach durchlaufener Übungsperiode, die Lehrer, und man kann wohl voraussetzen, daß diese den neuen Zöglingen eben so viel zu lehren wissen werden, als sie selbst sich angeeignet haben.

An Mannigfaltigkeit und Vollständigkeit ist in Bezug auf Bewegungsübungen im neuen und alten Plane alles gleich. Es kann wenigstens so seyn, denn Niemand wird in Abrede stellen, daß Alter und Größe hier nichts ändern, und daß alle tactischen Evolutionen, so fern dabei lediglich Bewegungs-Verhältnisse bestimmt sind, mit zwölfjährigen Knaben eben so vollkommen geübt werden können, als mit dreißigjährigen Männern.

In Bezug auf Waffengebrauchsübungen hat der neue Plan zwei höchst wichtige Vorzüge, erstens den — Jahrelang fortgesetzter, allgemeiner Schießübungen nach bewegten und unbewegten Zielen, deren unfehlbare Folge seyn mußte, daß immer die ganze Armee aus trefflichen Schützen bestünde, ohne daß sie darum an irgend einem andern militärischen Vor-

zuge etwas einzubüßen hätte. Wer die Eigenthümlichkeit des neuern Krieges recht versteht, wird das gewaltige Gewicht dieses Umstandes zu bemessen wissen.

Zweitens: was Schießübungen für den Kampf aus der Ferne leisten, gewinnt man durch die Fechtübungen für allen Kampf im Handgemenge. Dieses hat wenigstens immer statt, wo Cavallerie mit schlägt: und wenn Infanterie gegen Infanterie im neueren Kriege sich nur höchst selten bis zum Handgemenge auf den Leib rückt, so muß man bedenken, daß, wann und wo es dazu kommt, es auch um so gewisser die höchste Entscheidung gilt.

Auch darin liegt ein sehr bemerkenswerther Vorzug der neuern Einrichtung, daß jeder Mann der Armee, zu welcher andern Waffenart er auch übergegangen seyn mochte, im Infanteriedienst als hinlänglich geübt vorausgesetzt werden könnte. Uebrigens ist im Entwurfe selbst ausführlich genug gezeigt worden, wie für jede besondere Waffenübung, vorzüglich für Cavallerie und Artillerie, auch besonders und zureichend gesorgt sey. Lücken wird Niemand darin entdecken. Eher

wäre noch manches zum Vortheil des neuen Planes herauszufinden. So scheint mit Grund behauptet werden zu können, daß auf dem in demselben vorgeschlagenen Wege der Staat für jeden Kriegsfall eine größere Menge trefflicher geübter Reiter unter den Militärpflichtigen zur Formirung seiner Cavallerie vorfinden würde, als er selbst unter seinem stehenden Heere besitzen mag. Denn die Uebungen der stehenden Cavallerie zur Friedenszeit können nicht sehr viel bedeuten, da sie ja selten, oder nur sparsam, daß heißt, etwa zu zwey oder drey Mann auf ein Pferd, beritten zu seyn pflegt.

Aber — die Waffenübungen für Infanterie und Artillerie haben nach dem neuen Plane nur mit nachgemachten Waffen, nach alter Ordnung mit den wirklichen Waffen, statt, so wie sie mit in den Krieg genommen werden. Auf diese Einwendung wird man vielleicht ein besonderes Gewicht legen wollen. Ganz mit Unrecht. Denn alles ist bey den Waffenübungen entweder auf Verfeinerung des Augenmaasses für fern treffende Waffen, (und dafür leistet, wie gesagt, der neue Plan sehr viel, der alte beynahe, wenigstens für

die Infanterie, gar nichts); oder auf Händgriffe und mechanische Behandlung jeder Waffe überhaupt gerichtet. Die letzten sind aber bey nachgemachten Waffen ganz dieselben, wie bey den wirklichen. Es bleibt also nur der Unterschied der Schwere. Aber auch dieser ist für den Erfolg der Uebungen ganz gleichgültig: denn es kommt hiebey nicht das Verhältniß der Schwere zwischen hölzerner und metallner Waffe, sondern das Verhältniß der Schwere jeder Waffe zur Stärke des Arms, der sie handhaben soll, in Betracht. Nun würde nach einer im Plane selbst begründeten Voraussetzung, die nachgemachte Uebungswaffe zur körperlichen Kraft des Knaben gerade dasselbe Verhältniß haben, wie die ordentliche Kriegswaffe zur reifen Stärke des Mannes. Alles wäre gleich; und die mit Uebungswaffen vom Halb-Jünglinge erworbene Fertigkeit würde unmittelbar auf den Mann für den Gebrauch der wirklichen Waffen übergehen. — Die Alten haben bey ihren Uebungen schwerere Waffen genommen als sie im Kampfe selbst gebrauchten, um diese desto gemächlicher handhaben zu können. Man kann durch eine kleine Zugabe von Schwere in den Jugend-Uebungswaffen

denselben Vortheil auch einem neuen Heere verschaffen.

Diesenigen, welche in Uebungen mit hölzernen Kanonen und Bajonetten durchaus nichts als lächerliches Kinderspiel finden können, erinnere ich blos an die Kaplere und Espontons der Fechtschule, und an die hölzernen Pferde der Spring- (Voltigier-) Schule. Was alle Welt an Zweckmäßigkeit diesen zusieht, kann man mit Verstand nicht jenen, die in ihrer Art so ganz dasselbe sind, absprechen.

Noch ist hier Ein Punct zu berühren übrig; zu berühren nur, denn darüber würden alle einig seyn — ich meine den hohen Grad von körperlicher Bildsamkeit, den die unvollendete Jugend vor dem Erwachsenen voraus hat. Ich überlasse es einem jeden, bey sich selbst die Wirkungen zu vergleichen, welche Jahrelang fortgesetzte, methodisch geordnete, sich gegenseitig unterstützende gymnastische und eigentlich militärische Uebungen an dem eben in lebendiger Entwicklung begriffenen Körper eines 10, bis 17jährigen Knaben, hervorbringen können, mit dem, was ähnliche Uebungen, wären sie auch eben so zweckmäßig eingerichtet, dem bereits organisch befestigten und

durch mehrjährige schwere Arbeit verbildeten Körper eines völlig erwachsenen Landmanns etwa noch an Fertigkeiten abgewinnen möchten. Dadurch, daß in jenem Falle die taktische Uebung und Formirung des jugendlichen Körpers die organische Entwicklung desselben fortwährend begleitet, ist die Gewißheit gegeben, daß die auf solche Weise eingeübten taktischen Fertigkeiten, die Sicherheit, und mit der festgesetzten Nachübung verbunden, auch das Unzerstörliche einer wahren Naturfertigkeit erhalten würden.

Bringt man dazu noch in Anschlag, wie viel besseren Erfolg der freye Eifer der den militärischen Uebungen mit eigener Freude sich widmenden Jugend verspricht, als der Stock und das Toben der gewöhnlichen Exerciermeister im Kampfe mit der Ungeschicklichkeit und dem Widerwillen eines armen Conscripten oder Land-Capitulanten zuwege bringen mag, so ist klar, daß man selbst die Zeit, die im neuen Plan für militärische Uebungen bestimmt ist, verkürzen, und doch ein der alten Ordnung wenigstens gleichkommendes Resultat mit Zuversicht erwarten dürfte.

Wir haben jetzt die Grade der in einem Heere der alten und der neuen Ordnung vorauszusetzen den Geschicklichkeit im Waffengebrauche, und in aller Bewegungs-Taktik aus einem dreyfachen Gesichtspuncte verglichen, nämlich nach dem Maße der für die Uebung bestimmten Zeit;

nach dem Maße der Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit in der gesammten Einrichtung dieser Uebungen;

nach dem Maße der Empfänglichkeit, der Bildungsfähigkeit der zu übenden Zöglinge. Wir haben in allem Betrachte den Vortheil weit überwiegend auf Seite des neuen Planes gefunden. Es bleibt aber gar keinen weitem, keinen vierten Gesichtspunct der Beurtheilung. Und der Schluß: daß ein Heer der neuen Ordnung eine nach gewöhnlicher Weise gebildete, stehende Armee an technischer Vollkommenheit in Bewegung und Waffengebrauch sogar übertreffen würde, ist sofort unabweislich begründet.

II) Durch die technische Vollkommenheit irgend eines Heeres ist die äußere Möglichkeit seiner höchst

sten militärischen Kraftäusserung, so weit nämlich dieselbe als Wirkung eines, sehr zusammengesetzten, Mechanismus anzusehen ist, gegeben.

Außer in jedem einzelnen Theile der tausendgliedrigen Maschine lebt ein Geist, ein Princip freyer Selbstthätigkeit: und es wäre vergebens, diese menschliche Seite des Krieges ganz vom Kriege abkehren, völlig aus dem Spiele bringen zu wollen. Man muß sie vielmehr mit für denselben zu gewinnen wissen. Und zwar:

Je mehr freyer Muth in jedem einzelnen Manne des Heeres — Tapferkeit —

je festere Haltung in allen Verhältnissen der innern Ordnung und der stufenweisen Heerschaft und Unterwerfung aller Abschweifung und Willkühr — Kriegszucht —

je mehr militärische Einsicht überall an ihrer gehörigen Stelle, und in der ganzen Armee überhaupt vorausgesetzt werden kann, desto vollkommener ist in diesem Betracht das Heer.

(Der Beschluß im nächsten Hest.)

4.

Ereignisse der Zukunft, aus der Zusammenstellung der jetzigen Begebenheiten gefolgert.

Work while it is called to day, for you know not how much you may be hindered to morrow. One day is worth two to-morrows.

Franklin.

So weit die Geschichts-Bücher in das graueste Zeitalter hinaus reichen, so finden wir keine Aehnlichkeit einer Epoche, die mit der, in welcher wir leben, verglichen werden könnte. Noch nie waren alle Welttheile so kriegerisch, so in Aufruhr als jetzt. Europa, America, Asien und Africa haben jetzt Krieg. Europa, gleichsam die Mutter der übrigen Welttheile, wo die Kriegsflamme am meisten wüthet, wird nun seit 18 Jahren von Krieg und Unruhen verheeret. Dieser Welttheil ist durch die Länge der Zeit, durch Familien und Handels-Verbindungen so genau in sich verflochten,

Daß ein Mißverständniß zweyer Staaten alle altes riret, und immer einer oder der andere theils gerade zu, theils durch Verbindungen Theil daran nehmen muß, bis endlich, wie zeltlicher gewöhnlich, das Kriegsfeuer alle Europäischen Staaten anstecket, und in Flammen setzt. Die ältere Politick scheint mit der Größe der Kriegsübel besser bekannt gewesen zu seyn, als die heutige. Wie lange wurde in den ältern Zeiten nicht erst negociret? welche Summen wurden nicht zum bestechen der Minister und der Umgebungen der Monarchen verwendet? Welche Summen erhielten nicht zu jener Zeit, blos um Friede zu erhalten, die Maitres, sen? und wie viele Kriege wurden nicht durch dieses System unterdrückt?

Den großen stehenden Armeen, die immer schlagfertig dastehen, ist es einzig beizumessen, daß jene alte Politick fast gänzlich vergessen worden. Wie aber alles nur auf eine gewisse Höhe steigen kann, und sich auf dem höchsten Punct nur eine kurze Zeit erhält, indem dieser Zustand zu viel Anspannung der Kräfte verlangt und nicht lange auszuhalten ist: so kann man auch in voraus sagen, daß die Ruhe in Europa bald zu erwarten

sen. Denn nach jeder Anspannung folgt Ruhe und öfters Erschlaffung.

Friedrich der Zweyte war gleichsam der Erste unter den Regenten, der seine Unterthanen alle zu Soldaten umbildete; er unterhielt die zahlreichste stehende Armee, auch wurde er dadurch groß: führte aber eine Art von Druck der Nation, die aus der Ueberspannung der Kräfte herzusleiten ist, ein, von dem sich jetzt erst in diesem Krieg die nachtheiligsten Folgen für Preußen gezeigt haben. Würde die Preussische Nation nicht so sehr an den Druck gewöhnt gewesen seyn: so wäre sie gewiß ein Vorgänger der Spanischen Nation in Venspiel gewesen.

Frankreich hat sich durch Einführung seines Conscriptions-Systems über alle Europäische Mächte erhoben; dieser Maxime verdankt es seine Größe. Man muß es durchaus als Fehler der übrigen Staaten auslegen, daß sie nicht sogleich dieses System nachahmten. Oestreich ahmt jetzt, nachdem es seine Fehler eingesehen, nicht allein das Conscriptions-System nach, sondern es tritt noch eine Stufe höher, und sagt: alle meine Unterthanen sollen die Waffen tragen, sollen Soldaten

seyn, sollen streitfertig dastehen. Eine solche Macht bedarf eigentlich keiner Bestungen mehr; denn wo Millionen Streiter einer anziehenden Armee entgegen kommen, da ist alles Gleichgewicht aufgehoben. Es ist zu wundern, daß die Grenz-Nachbarn, z. E. das Königreich Sachsen, als nächster Nachbar von Oesterreich, nicht dasselbe System so schnell als möglich annehmen. Denn es ist vorauszusetzen, daß die Nation, die dieses System nicht sogleich befolgt, bei dem ersten Ereigniß untergeordnet wird. In diesem Verhältniß stand Deutschland zu Frankreich bei Einführung des Conscriptions-Systems, und jetzt — ? Deutschland steht jetzt bei der allgemeinen Bewaffnung von Oesterreich und bei dem jetzigen Französischen Spanischen Krieg, wieder in dem ähnlichsten Verhältniß gegen Oesterreich.

Will Deutschland selbstständig seyn und bleiben; so muß es vereint die allgemeine Bewaffnung einführen. Es ist wahr, Deutschland hat an Napoleon einen mächtigen Protector, da aber dieser jetzt mit einer großen Nation streitet, und zu Anfang eines Kriegs dessen Ende nicht bestimmt wer-

den kann: so ist es doch wohl nothwendig, daß Deutschland seine Selbstständigkeit berücksichtigt.

Schweden hat, wie wir in den öffentlichen Blättern gelesen, die allgemeine Bewaffnung eingeführt. Dänemark wird nicht lange zögern dürfen dies nämliche System anzunehmen; zumal da leicht vorauszusehen ist, daß bey dem nächsten allgemeinen Frieden, Dänemark um so eher eine erweiterte Arrondirung gegen Süden und Südosten erhalten dürfte.

Daß Preußen vermöge seiner geographischen Lage, und besonders in Rücksicht Schlesiens, gezwungen wird, das Oesterreichische National-Bewaffnungssystem ohne Zeitverlust anzunehmen, wird jeder Politiker einsehen können. Die National-Bewaffnung von Oesterreich giebt der Europäischen Politik, indem sie die angrenzenden Nachbarn unwillkürlich zwingt, dasselbe Bewaffnungssystem anzunehmen, in kurzen eine ganz andere Ansicht in dem Europäischen politischen Verhältniß, eine andere zu erwartende Zukunft.

Der Krieg wird in Zukunft nicht so leicht mehr unter den Nationen entstehen. Es wird in Zukunft mehr Friede als jetzt in Europa herrschen.

Kommt es aber alsdann zwischen Nationen zu thätlicher Unzufriedenheit, so wird es nun nicht mehr Krieg können genannt werden, sondern Völkerversanderung.

Der Staatsmann in der Einsamkeit.

5.

Ein politischer Traum vom Jahre 1806.

Der Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Preußen im October 1806 setzte bekanntlich alle Gemüther in die höchste Spannung. Es war die letzte Anstrengung deutscher Kraft gegen die Uebermacht Frankreichs. Mag man wegen des Misverhältnisses der Streitkräfte auch noch so wenig Grund gehabt haben, auf die Länge einen günstigen Erfolg für Preußen zu erwarten, genug, der Enthusiasmus, womit unstreitig die Preussische Armee ins Feld zog, so viel auch nachher über den Verfall derselben im Ganzen geschrieen und deraisonnirt ist, und die Stimmung, welche damals im allgemeinen in Deutschland herrschte, bes

rechtigten zu einiger Hoffnung. Und wer kann es einem Deutschen Patrioten verargen, daß er die Erhaltung der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des Vaterlandes wünschte! Auch mich ergriff die Sache mächtig. Tag und Nacht beschäftigte sich meine Vorstellung mit der großen Krise. Es war spät an einem Abend, als ich in öffentlichen Blättern die nachher so äußerst falsch befundene Nachricht von dem großen Siege der Preussen über die Franzosen in der Gegend des Thüringer Waldes las. Nichts war natürlicher, als daß eine Begebenheit, woran ich mit großer Lebhaftigkeit dachte, auch in der Nacht meiner Phantasie vorgerückt ward. Ich hatte einen seltsamen Traum, dessen Inhalt, wegen der sonderbaren Combinationen und Sprünge der Imagination, vielleicht auch jetzt noch, nicht ohne Interesse gelesen werden wird:

„Die Preussen hatten die Französische Armee
 „überflügelt und getrennt; einen Theil derselben
 „in den Thüringer Wald und das Fichtelgebirge
 „zusammengedrängt, und den andern Theil zu
 „einem eilfertigen Rückzug nach dem Mann ge-
 „zwungen. Zugleich hatte ein Hessisches Armees-
 „Corps schnell die Straße nach Frankfurt besetzt.

„Die geschlagene und zerstreute Französische Armee
 „mußte sich daher schleunig nach Schwaben wens
 „den, in der linken Flanke, bedroht durch ein
 „Oesterreichs Heer, welches plötzlich in Bayern
 „und Tyrol eingebrochen war, eilte sie, den Obers
 „Rhein zu gewinnen. Die Rheinische Conföder
 „ation ward aufgelöst, und die mächtigsten
 „Mitglieder derselben, die Könige von Bayern
 „und Würtemberg begaben sich mit so viel Manns
 „schaft als sich in der Geschwindigkeit aufbrins
 „gen ließ, nach Frankreich. So wie die Preussen
 „mit ihren Verbündeten vorrückten, entstanden
 „überall Volksbewegungen, und die Deutschen
 „zeigten eine Energie, die man ihnen nicht zuges
 „traut hatte. Deutschlands Schicksals befand sich
 „für diesen Augenblick in den Händen des Königs
 „von Preussen, indem sich die Oesterreichische
 „Armee nach der Schweiz und nach Italien wandte.
 „Friedrich Wilhelm konnte sich jetzt zum Deutschen
 „Kaiser erklären, oder sich mit dem Hause Oester
 „reich in Deutschland theilen. Aber, indem er
 „die Geschichte der vorigen Jahrhunderte mit eis
 „nem hellen Blick überschaute, und die Zukunft
 „durch die Lehren der Vergangenheit zu halten

„strebte, faßte er die große Idee, dem Continent
 „auf lange Zeit eine dauerhafte Ruhe zu sichern,
 „und mit eigner Aufopferung der Wohltäter der
 „Menschheit zu werden. Durch eine geschickte und
 „offene Darstellung seines edlen Plans erhielt er
 „ohne Schwierigkeit die Zustimmung der Höfe von
 „Wien und Petersburg. Selbst das Cabinet von
 „St. James billigte ihn, weil es die National-
 „Vorthelle davon für Großbritannien erkannte.
 „Der König von Preussen hielt sich überzeugt, daß,
 „wenn er Deutschland für sich behalten wollte,
 „er dadurch die Eifersucht der benachbarten Mächte
 „erregen und sich seine Eroberung nur durch eine
 „Reihe blutiger und zweifelhafter Kriege würde
 „erhalten können. Er erinnerte sich lebhaft den
 „großen Staatsfehler, welchen sein Vater durch
 „die beyden letzten Theilungen von Polen begieng.
 „Deutschland hingegen, unter einem Oberhaupt
 „vereinigt, und bey einer wohl eingerichteten Ver-
 „fassung sicherte nach seiner Lage, und durch seine
 „innere Kraft die Ruhe des mittleren Europa und
 „bürgte, in Verbindung mit Oesterreich und Preuss-
 „sen, daß der Continent weder von Frankreich
 „noch von Rußland unterdrückt werden konnte.

„Sollte Deutschland ein Ganzes bilden, so dürfte
 „keine fremde Macht Besitzungen darin haben.
 „Oesterreich und Dännemark hatten sich bereits
 „in Hinsicht ihrer Deutschen Länder vom Deuts-
 „schen Reiche losgesagt. Es blieb nur Preussen
 „übrig. Dies konnte für die Abtretung der Pros-
 „vinzen in Franken, Niedersachsen und Westphal-
 „en, durch das schon einmal feilgebotene Schwes-
 „disch-Pommern, das Strelitzische Gebiet, einen
 „Theil von Chursachsen und vom Fürstenthum An-
 „halt, die Lausitz und einen Theil von Westgaliz-
 „zien ungefähr entschädigt werden. Die Elbe
 „trennte dann von der Mecklenburgischen Grenze
 „an bis unterhalb Dresden die Preussische Mo-
 „narchie vom Deutschen Reich. Dem Hause Des-
 „sterreich ward der abgetretene Theil von Galiz-
 „zien durch Dalmatien, Tyrol und Oberitalien
 „bis an den Po, reichlich ersetzt. — Nach mehr-
 „vern blutigen Feldzügen in Deutschland, Belgien,
 „Italien und an der Spanischen Grenze erkannte
 „Napoleon das wahre Interesse seines unübers-
 „windlichen Reichs und begnügte sich, nach Car-
 „not's ehemaligem Vorschlag, mit dem ruhigen
 „Besitz desselben in seinen durch die erste Consti-
 „tution festgesetzten Grenzen.

„Sobald die Französische Armee über den
 „Rhein zurückgedrängt war, berief der edle König
 „von Preussen, zur Ausführung seines erhabenen
 „Planes, aus allen größern und kleinern Staats-
 „ten des Deutschen Reichs die angesehensten und
 „einsichtvollsten Männer nach Nürnberg, wo er
 „ihnen folgenden Constitutions-Entwurf zur Prü-
 „fung und Annahme vorlegen ließ:

„Deutschland sollte ein einziges und untheils-
 „bares Reich ausmachen, und eine gemischte
 „Regierungsform erhalten. Die gesetzgebende Ges-
 „walt bestand aus zwey Kammern, einem Ober-
 „hause und einem Unterhause. Jenes machten
 „die nach dem Lüneviller Frieden übrig geblie-
 „benen und in Deutschland lebenden regierenden
 „Fürsten aus, wozu noch zwey Prinzen des Preuss-
 „fischen, zwey Prinzen des Oesterreichischen Haus-
 „ses, und zwey Prinzen des Hauses Hannover
 „kamen. Ihre Würde war erblich, und an dem
 „Eigenthum gewisser liegender Gründe geknüpft,
 „welche immer nur an den Erstgeborenen fielen.
 „Die Mitglieder des Oberhauses hatten den Titel
 „von Herzögen und die nachgeborenen Prinzen
 „der Familie hießen Fürsten. Die ursprüngliche

„Zahl der Pairs war auf 80 festgesetzt. Ward
 „diese durch Erlöschung einer Familie vermindert,
 „so creirte das Oberhaupt des Reichs ein neues
 „Mitglied und gab ihm das Grundstück der aus-
 „gestorbenen Familie. — Die Mitglieder des Un-
 „terhauses wurden von der Nation gewählt, und
 „behielten ihre Stellen fünf Jahre. Nach Ablauf
 „dieser Zeit geschehen neuen Wahlen und die vori-
 „gen Repräsentanten konnten wieder gewählt wer-
 „den. Ganz Deutschland war in hundert Depar-
 „tements von ungefähr gleicher Volksmenge ge-
 „theilt, wovon jedes zehn Cantons enthielt. Für
 „jeden Canton wurden von allen Besitzern liegens-
 „der Gründe von mehr als 1000 Rthlr. an Werth
 „in demselben, durch Mehrheit der Stimmen zwei
 „Wahlmänner ernannt, welche diese Function auf
 „Lebenszeit behielten. Diese zwanzig Wahlmänner
 „wählten wieder durch Majorität zwei Departes-
 „ments Repräsentanten. Sowohl diese als die
 „Wahlmänner durften nicht in Diensten des Staats
 „stehen. Die zweihundert Mitglieder des Unters-
 „hauses bekamen jeder, ohne Unterschied ihrer
 „besondern Verhältnisse, eine gleiche angemessene
 „Besoldung.

„Das Deutsche Reich sollte einen Kaiser zum
 „Oberhaupt haben, dessen Würde in seiner Familie
 „nach der Primogenitur erblich war. Alle
 „nachgeborne Prinzen des Kaiserlichen Hauses wa-
 „ren geborne Mitglieder des Oberhauses, ohne
 „dotirt zu seyn und führten den Titel von Herzö-
 „gen. Der Kaiser hatte außer dem Staatssecre-
 „tär sechs Minister: für die auswärtigen Verhält-
 „nisse, für die Justiz, für die Polizen und den
 „öffentlichen Unterricht, für die Finanzen, für den
 „Handel und die Industrie, und für das Militär,
 „wovon drey im Oberhause und drey im Unter-
 „hause Sitz und Stimme hatten. Ueberdies er-
 „nannte der Kaiser für jede von beyden Kam-
 „mern einen Präsidenten. Die Initiation der
 „Gesetzgebung war in den Händen des Kaisers,
 „welcher durch seine Minister jeder Kammer die
 „erforderlichen Anträge thun lies. Kein Gesetz
 „irgend einer Art konnte zur Existenz kommen,
 „wenn der Gegenstand nicht von beyden Kam-
 „mern zweymal debattirt, durch die Majorität je-
 „des Hauses gebilligt, und denn von dem Kaiser
 „sanctionirt war. Eben so verhielt es sich mit
 „den Finanzresolutionen u. s. f. Jährlich zu eis
 (Minerva, No. I. 1809.)

„ner gewissen Zeit hatten die Kammern ihre Sitz-
 „ungen, wurden aber jedesmal dazu vom Kay-
 „ser zusammen berufen. Die executive Gewalt
 „war gänzlich dem Kayser vorbehalten. Alle
 „Staatsbeamte wurden von ihm ernannt, und das
 „Militär stand unter seinen Befehlen. Doch
 „durfte dies nicht über die bestimmte Zahl von
 „200,000 Mann willkürlich vermehrt werden,
 „sondern zu einer Vermehrung derselben war die
 „Bewilligung der beiden Kammern erforderlich.
 „Der Kayser bestimmte die Verhältnisse mit frem-
 „den Mächten, erklärte Krieg, schloß Frieden,
 „Bündnisse und Handelsverträge. Indessen muß-
 „ten alle Acten darüber, mit Ausnahme weniger
 „Fälle, den Kammern vorgelegt werden. Alle
 „Domainen gehörten der Nation; doch konnte
 „die Kayserliche Familie auch Privat-Eigenthum
 „besitzen. Zur Erhaltung des Hofstaats und der
 „regierenden Familie war eine Civilliste ausgesetzt,
 „welche, nach Beschaffenheit der Umstände, von
 „den Repräsentanten der Nation vermehrt wer-
 „den konnte. Diese Civilliste hatte aber keine
 „Verbindung mit den Kosten der Administration.

„Das Lehnssystem war gänzlich abgeschafft; doch
 „währte der Erbadel fort. Indessen hatte dieser
 „nur Vorzüge der Opinion, einen Rang vor an-
 „dern Staatsbürgern. Der Kayser erhob in den
 „Adelstand. Unter den achtzig fürstlichen Famis-
 „lien fand das Recht der Primogenitur nur in
 „Absicht der Grundstücke, womit der Sitz im
 „Oberhause verknüpft war, statt. Diese Güter
 „waren nicht nur unveräußerlich, sondern konnten
 „auch ohne Bewilligung des Kayfers und der bey-
 „den Kammern nicht mit Schulden beschwert wer-
 „den. — Die bisherigen regierenden Reichsfürsten
 „behielten ihr Familien- und Privat-Eigenthum
 „und ein Drittheil ihrer Domainen als künftige
 „ständische Besizung. Dagegen verloren sie alle
 „Hoheitsrechte und die Steuerfreiheit, selbst von
 „den gewesenen Domainen. Auch konnten sie na-
 „türlich ferner keine Titel und Würden verleihen.
 „Die Mitglieder des Oberhauses sollten künftig,
 „außer dem Vorzug des Rangs, kein anderes Vor-
 „recht haben, als, im Stande des Beklagten, nur
 „von einer Kaiserlichen Commission gerichtet zu
 „werden.“

„Alle Landesschulden einzelner Deutscher Staats-
 „ten wurden für Nationalschulden des Deutschen
 „Reichs erklärt. Für die Familienschulden der
 „Fürstlichen Häuser hafteten nur die Familien,
 „so wie jeder Fürst für seine Privatschulden. Den
 „zur ständischen Besizung bestimmten Drittheil
 „der Domainen erhielten die Fürsten schuldenfrei,
 „durch die Constitution. Entschädigungs-; Renten,
 „welche vorzüglich, vermöge des Friedens von Lüs-
 „neville, einige Reichsfürsten genossen, wurden eben-
 „falls als Deutsche Nationalschuld anerkannt.
 „Die abgegangenen Könige und Churfürsten behielt-
 „ten für ihre Lebenszeit ihre Titel und eine ange-
 „messene Rente, falls sie nicht anderweitig eine
 „Länder-; Entschädigung bekamen. Von den Do-
 „mainen in den cedirten Preussischen und Hannö-
 „verschen Provinzen ward $\frac{1}{3}$ zur Dotation der zu
 „Mitgliedern des Oberhauses bestimmten zwey
 „Prinzen aus dem Hause Brandenburg und zwey
 „Prinzen aus dem Hause Hannover abgelegt.
 „Der König von Preussen erhielt für den übrigen
 „Theil seiner Domainen eine angemessene Geld-
 „Entschädigung.“

„Gleichheit vor dem Gesetz; gleichförmiges
 „Privat-; und Criminal-; Recht. Freyheit des

„Handels waren wesentliche Bedingungen der
 „neuen Verfassung.“

„Es sollte in Deutschland keine vorzugsweise
 „herrschende Religion geben. Die drey bisher
 „daselbst recipirten Confessionen der christlichen
 „Kirche hatten gleiche Rechte unter sich und
 „gegen den Regenten, und keine durfte die an-
 „dere in der freyen und öffentlichen Uebung
 „ihrer Gebräuche stören. Doch wurden die Pros-
 „cessionen und Wallfahrten in der catholischen
 „Kirche als polizeymidrig abgestellt. Jeder Staats-
 „bürger, er mochte seyn welches Glaubens er
 „wollte, hatte Anspruch auf Bürden und Aemter.
 „Es gab catholische und protestantische Unters-
 „richts-Anstalten, und beyde standen unter der
 „Ober-Aufsicht des Kayser. Die catholische
 „Kirche in Deutschland trennte sich vom Pabst,
 „und ward der Obhut von zehn Bischöfen anver-
 „trauet, welche wieder einer permanenten Synode,
 „als der obersten Behörde in Angelegenheiten
 „der catholischen Kirche, untergeordnet waren. Die
 „Mitglieder derselben waren Staatsbeamte, wur-
 „den vom Staat besoldet und vom Kayser ernannt.
 „Bei einer Parität der Stimmen unter den

„Mitgliedern der Synode hatte der Kayser die
 „Entscheidung. — Alle geistlichen Orden und
 „Mannsklöster, so wie das Eölibet der Geistlichen
 „waren aufgehoben. Die Priester wurden, wie
 „in der protestantischen Kirche, von der Gemeinde
 „gewählt und unterhalten, falls nicht liegende
 „Gründe, Renten u. dgl. dazu angewiesen waren.
 „Die Bischöfe wurden von der Synode präsentirt,
 „und vom Kayser ernannt und besoldet. Nur
 „kirchliche und Schulangelegenheiten gehörten vor
 „diese Behörde. Alle andern Sachen, die man
 „sonst vor das geistliche Forum zu ziehen pflegte,
 „sollten künftig nach neuen allgemeinen Gesetzen
 „von den Civilbehörden erörtert und entschieden
 „werden. — Der Kayser mußte der protestantis-
 „schen Religion zugethan seyn.”

„Die Kayserwürde sollte zunächst dem Säch-
 „sichen Fürstenhause zufallen. Der Churfürst
 „von Sachsen war der erste Kayser. Zu seinem
 „Thronfolger war der Herzog von Weimar be-
 „stimmt. Hiernächst blieb die Kayserwürde nach
 „der Erstgeburt, erstlich in der Weimarschen Linie
 „und nachher in den übrigen Zweigen des Ernesti-
 „nischen Stammes, und des Albertinischen,

„wenn derselbe sich zur protestantischen Religion
 „bekannte. Im Fall der Erlöschung des Hauses
 „Sachsen kam die Kaiserwürde an das Haus
 „Hessen, dann an das Haus Baden, dann an das
 „Haus Holstein; Oldenburg, dann an das Haus
 „Württemberg, dann an das Haus Mecklenburg,
 „dann an das Haus Braunschweig, dann an das
 „Haus Nassau.“

„Die wichtigsten Gegenstände, welche zuerst
 „der Deliberation der beiden Kammern übergeben
 „wurden, betrafen die Einführung eines neuen
 „Privat- und Criminal-Gesetzbuchs in ganz Deutsch-
 „land und die Anordnung gleichförmiger und
 „zweckmäßiger Abgaben, nebst der Tilgung der
 „Staatsschulden.“

„Zum Präsidenten des Oberhauses ward der
 „geistreiche, ehemalige Chur-Erzkanzler, ernannt;
 „und in dem Unterhause führte den Vorsitz sein
 „berühmter patriotischer Minister Albin. Hier
 „glänzten die ersten Köpfe der Nation, ein Gö-
 „the, Spittler, Martens, Vogt, Dohm,
 „Patje, Kleinschrodt, Hufeland, Feuers-
 „bach, Montgelas, Wolfrath, Kretsch-

„mann u. s. w. Die tiefdurchdachten Finanz-
 „projecte eines Genz wurden mit ernster und
 „ruhiger Weisheit, dem Gepräge des Deutschen
 „Nationalcharakters, geprüft.“

„Es war ein feyerlicher Augenblick, als die
 „Constitutions-Urkunde von den Notabeln von
 „Deutschland unterzeichnet und beschworen, und
 „an dem Ort ihrer Versammlung unter dem un-
 „aufhörlichen Jauchzen des Volks proclamirt ward.
 „Diese Acte begründete das Wohl und die Unab-
 „hängigkeit einer ehrwürdigen und biedern Nation
 „von 18 Millionen Menschen. Sie ward überall
 „mit Jubel aufgenommen und jeder brave Deutsche
 „beciferte sich, zum Heil des wiedergeborenen Va-
 „terlandes mitzuwürfen. Keine Privilegien, kein
 „Kastengeist erregten mehr den Neid und den
 „Unwillen der Mitbürger. Jedem Manne von Tas-
 „lent stand die Bahn der Ehre und der öffentli-
 „chen Wirkksamkeit bis zur höchsten Stufe offen.
 „Jede Absonderung, jedes particulaires Interesse
 „einzelner Districte und Gebiete hörten auf.
 „Deutsche konnten ferner nicht gegen Deutsche
 „fechten. Man durfte künftig nicht fürchten, daß

„fremde Herrscher das unglückliche Deutschland
 „zum Schauplatz verheerender Kriege machen wür-
 „den. — Die empörenden Religions- Streitigkei-
 „ten hörten auf; der Katholik und der Protestant
 „verehrten die Gottheit, jeder nach seinen Gebräu-
 „chen ungehindert und unbewacht. Alle Nationals-
 „kräfte entwickelten sich schnell unter dem Schutz
 „der Gesetze, und jeder Zweig der Industrie er-
 „hielt durch den Einfluß der Freiheit, neues
 „Leben.“

„Als nach endlich errungener Ruhe der edle
 „Thronfolger mit Ruhm bedeckt, seinen feyerlichen
 „Einzug in die Kaiserstadt hielt, mischte ich mich
 „unter das jubelnde Volk, und“ — — —
 erwachte leider vom süßen Traum!

6.

Gespräch zwischen dem Grafen Altenburg und Baron Neurode, über die Patrimonial = Jurisdiction und dem Erblichen Unterschied der Stände im Königreich Preußen.

(B e s c h l u ß.)

Graf.

Jetzt wollen wir denn untersuchen, ob die Aufhebung der Patrimonial-Jurisdiction wirklich eine so wesentliche Verbesserung seyn würde, ob das Wohl des ganzen Landes denn wirklich dadurch befördert werden würde. Können Sie mich das von überzeugen? Je nun: so will ich selbst mit dazu stimmen, daß der Adel freiwillig das Opfer dem Staate bringe. Ja, in die Vernichtung des ganzen Adels wollte ich von ganzem Herzen meines Theils willigen, wenn ich überzeugt wäre, es würde dann besser um die Welt stehen. Welches

sind denn nun eigentlich Ihre Gravamina gegen die Patrimonial-Jurisdiction?

Baron.

Ich finde deren vorzüglich zwey:

1) Muß die Gerichtsbarkeit nie im Namen irgend eines Privatmannes, oder irgend einer Corporation, sondern im Namen des Staats ausgeübt werden.

2) Veranlaßt Patrimonial-Jurisdiction ihrer Natur nach nothwendig parthenische Justiz, weil der Justitiarius in der Regel, das Interesse des Edelmanns gegen seine Guts-Einsassen wahrnimmt. Jede Justiz-Verfassung, wo der Kläger zugleich Richter seyn kann, ist eine schlechte Verfassung.

Graf.

Und wird die Patrimonial-Jurisdiction denn etwa nicht im Namen des Staats verwaltet? Ist das Patrimonial-Gericht nicht ein Untergericht, welches, wie alle andere Untergerichte, den Landes-Collegiis unmittelbar subordinirt ist? Sie wollen aber den Adel von allem Antheil daran ausschließen. Der Guts herr soll nicht mehr den Justitiarius für seine Güter wählen können; der

Staat soll ihn setzen. — Der Gutsherr soll nicht mehr den Justitiarius controlliren können; der Staat wird dies allein besorgen. Der Bauer soll nicht mehr in dem Wahne stehen, als könne sein Gutsherr dafür sorgen, daß ihm Recht und Gerechtigkeit werde; künftig sollen seine Ideen den erhabenen Schwung erhalten; ich zahle meinem Domino directo seinen Canon, und weiter habe ich nichts mit ihm zu theilen. Ich stehe so gut wie er selbst unmittelbar unter dem Staate. Nun bitte ich Sie, was gewinnt die Menschheit bey dieser Veränderung? Was sie verliert, will ich Ihnen sagen: Wenn eine große Masse von Menschen regiert werden soll, wie wird es ein kluger Regent wohl am zweckmäßigsten anfangen, um auf alle einzelne Individua dieser Masse gleich vortheilhaft wirken zu können? Nicht wahr? Er wird sie organisiren. Gesezt, er wollte das nicht. — Gesezt, er wollte nun Selbst, und Alleinherrscher im eigentlichen Verstande des Worts seyn, alles sollte einzig und allein durch ihn geordnet, durch ihn betrieben werden, so würde er mehr unternehmen, als ein Mensch zu leisten vermag. Er würde schlecht regieren, weil es uns

möglich ist, alles mit eignen Augen zu sehen; er würde immer nur einzelne Theile wahrnehmen können, das Ganze aber vernachlässigen müssen. Eine gute zweckmäßige Organisation ist also nothwendige Bedingung jeder guten Staatsverwaltung, und nicht allein der Staatsverwaltung im Allgemeinen, sondern auch jedes einzelnen Zweiges derselben. Mithin ist zweckmäßige Organisation auch eben so wohl nothwendige Bedingung einer guten Verwaltung der Gerechtigkeit.

Baron.

Ich sehe nicht ein, wo Sie damit hinaus wollen. Was würde denn nun die Verwaltung der Gerechtigkeit im Staate an ihrer guten Organisation verlieren, wenn die Patrimonialjurisdiction aufgehoben würde?

Graf.

Sehr viel! denn welche Organisation könnte zweckmäßiger und besser eingesehen seyn, als diese: Alle Justiz wird im Namen des Staats verwaltet; weil aber der Staat nicht vermögend ist, und wenn auch lauter Engel an seiner Spitze stünden, die Justizverwaltung in ihrem ganzen Detail

in allen ihren Zweigen im ganzen Lande zu helfen folgen und zu controlliren; weil der Staat nicht im Stande ist, die Würdigkeit oder Unwürdigkeit aller der Subjecte gehörig zu prüfen, welche das Recht pflegen sollen: so wird die Verwaltung der Justiz subdelegirt, auf dem Lande den Gutsbesitzern, in den Städten den Magisträten. Beyden wird es zur Pflicht gemacht, nicht etwa selbst Richter zu seyn; nein, sondern nur darauf zu machen, daß die Gerechtigkeit nach dem Gesetz und unparteyisch verwaltet werde, jede Verletzung der Gerechtigkeit, die etwa von Seiten eines schlecht denkenden Richters vorkommen könnte, dem Staate anzuzeigen, und insonderheit auch das Interesse der Unmündigen mit wahrzunehmen. Beyden wird aber auch das Recht verliehen, unter den Männern, die der Staat, in Ansehung ihrer Kenntnisse, hat prüfen lassen, die würdigsten, rechtschaffensten und geschicktesten auszusuchen, und ihnen die Verwaltung der Gerechtigkeit unter Bestätigung von Seiten des Staats zu übertragen.

Wahrlich, ich würde, wenn ich berufen wäre, eine Verfassung zu entwerfen, weit entfernt, die Patrimonial Jurisdiction, da, wo sie existirt, aufzu-

zuheben, vielmehr jeden Gutsbesitzer, er mag von Adel seyn oder nicht, wenn nur sein Gut die gehörige Größe hat, und in den Städten, jeden Magistrat damit bekleiden.

Baron.

Wenn nun diese Organisation der Justiz, die ich aus mehr als einer Ursache für sehr fehlerhaft, und für nichts weniger als preiswürdig halte, abgeschafft wird: so wird deshalb doch nicht alle Organisation der Justiz abgeschafft, sondern nur eine bessere in die Stelle gesetzt.

Graf.

Das ist nun eben die Frage: Ob die Organisation, welche an die Stelle treten könnte, wirklich besser seyn würde? Lassen Sie doch hören, was für eine Organisation wollen sie denn an die Stelle setzen?

Baron.

Ich weiß nicht, was geschehen könnte, aber meine Idee will ich ihnen wohl sagen. In jedem Dorfe müssen Dorfsgerichte errichtet werden, wo der Bauer zuerst von seines Gleichen zurecht gewiesen wird; will er sich dabei nicht beruhigen

so bringt er seine Sache vor das Kreisgericht; dieses steht unmittelbar unter den Landes-Collegiis, und wird von ihnen streng kontrollirt.

Graf.

Lieber Baron! Das ist ja alles nichts Neues. Dorfsgerichte haben wir ja schon, und sind sie noch nicht völlig so ausgebildet, wie sie ausgebildet werden könnten, so kann das ja immer unbeschadet der Patrimonial-Jurisdiction geschehen; und der Justitiarius, steht er etwa nicht unter der Kontrolle der Landes-Collegien?

Sie wollen also im Grunde nicht etwas wesentlich neues eingeführt, Sie wollen nur abgeschafft wissen, was der alten Organisation, Geist, Kraft und Leben giebt, weil es in ihre Theorien nicht paßt, und uns die leeren Formen übrig lassen.

Und so send Ihr Herren Neologen alle; das ist der Character des gerühmten Geistes unserer Zeit. Immer nur Theorien schaffen, auf die Theorien bauen, alles was nicht hineinpassen will, abschaffen wollen, oder wenigstens verurtheilen, ohne die Praxis, Erfahrung und den Gang der Dinge, nicht wie er gehen sollte, sondern wie er

Baron.

Was Sie da sagen, lieber Graf, wenigstens das Letztere, ist recht schön und wahr, — aber warum soll denn Geist und Leben der bisherigen Organisation der Justiz, gerade in der Patrimonialjurisdiction liegen?

Graf.

Sagte ich es nicht schon vorhin? Ich will die Sache weiter ausführen, wenn ich Ihnen nur nicht langweilig werde. Lassen Sie uns gegen einander abwägen, was man von einem Patrimonialgericht, und was man von einem Kreisgerichte vernünftiger Weise erwarten kann, und Sie werden sehen, wie weit mehr das erstere geeignet ist, eine gute kräftige Verwaltung der Justiz zu Wege zu bringen, und zugleich auf Beredlung der Menschen zu wirken, als das letztere.

1) Der Guts herr wählt seinen Justitiarium, der Staat setzt den Kreisrichter. Nun freylich giebt es Guts herrn genug, die das Wählen nicht verstehen, aber es giebt doch einige, vielleicht viele, denen es wichtig ist, in der Auswahl der Justitiarien mit Vorsicht und Klugheit zu

Werke zu gehen. Nicht jeder, der das Examen überstanden hat, ist deshalb auch ein guter Justitiarius; Dem einen fehlt es am Kopf, dem andern fehlt es am Herzen. Ich als Gutsherr suche den geschicktesten, vor allen Dingen aber den rechtschaffensten Manne zu bekommen. Vielleicht wird mir das nicht immer gelingen, aber ich werde doch wenigstens so glücklich seyn, mich vor denen zu hüten, die schon Beweise von Ungeschicklichkeit und schlechter Denkart gegeben haben. Was kann aber der Staat thun? Er kann weiter nichts als examiniren, das heißt: die Kenntnisse der Candidaten prüfen lassen. Ist das geschehen, so versorgt und placirt der Staat seine Candidaten der Reihe nach weg, so wie Stellen bekannt werden. Ihre innere Würdigkeit, ihren Character, kann der Staat gar nicht in Betrachtung ziehen, so lange nicht offenbare und schreyende Unthaten sie unfähig machen, ein Amt zu bekleiden. Daher die schlechten Subjecte, die sich in die vom Staate besetzten Stellen hie und da mit einschleichen.

Baron.

Daß sich in die vom Staate vergebenen

Stellen schlechte Subjecte mit einschleichen, ist eben so möglich, als es, trotz des Wahlrechts der Gutsherren, gewiß auch schlechte Justitiarien geben wird. Uebrigens aber wird von Seiten des Staats in der Auswahl der Candidaten eben die Sorgfalt beobachtet, die der Gutsherr nur immer anwenden kann. Von sämmtlichen Referendarien werden Conduitenlisten gehalten, und die Präsidenzen der Landes-Collegien befördern diejenigen vorzugsweise, die sich durch Geschicklichkeit und gute Aufführung auszeichnen.

Graf.

Das ist eine weise und gute Einrichtung, aber urtheilen Sie selbst, ob sie hinreichend ist. Ich will annehmen, daß diese Conduitenlisten mit Strenge und Accurateſſe geführt werden, so setzen Sie doch nur den Präſidenten in den Stand, wie Sie selbst sagen, vorzugsweise die guten und geschickten Referendarien zu befördern, das heißt: sie werden schneller und zu bessern Stellen befördert; aber sollen denn nun die übrigen, denen der Himmel etwa geringere Gaben verliehen hat, gar nicht befördert werden? Man läßt den Stümper eine Weile zappeln, aber endlich muß er doch versorgt

werden. Das ist aber noch nicht die Hauptsache. Von den Referendarien läßt sich wohl allenfalls eine Conduiten-Liste halten. — Aber die Referendarien sind junge Leute, deren Charakter sich noch gar nicht entwickelt hat; deren rechtschaffne Denkart noch gar nicht auf die Probe gekommen ist. — In der Regel werden Sie es keinem Referendario ansehen, ob er einst ein bestechlicher, oder unbestechlicher Richter seyn wird. Wie wollen Sie nun, daß der Staat sich von der Amtsführung, dem Charakter und der Denkart der unzähligen Menge in Amt und Pflicht stehender Officianten, unterrichte. Dieß ist ganz unmöglich. Der Gutsbesitzer, dem es ungleich leichter ist, den guten Ruf, die Denkart und die Geschicklichkeit der verschiedenen Justiz-Personen, die in seiner Nähe leben, zu würdigen, wird also unstreitig eine bessere Wahl unter ihnen treffen können, als die obern Staatsbehörden, die nur das Ganze à *vu d'oiseau* zu übersehen vermögen.

Baron.

Für die Wahl bin ich im Grunde freylich auch. Je nun, vielleicht wird man auch die Wahl der Kreisrichter denen Communen überlassen, welchen

sie vorgefetzt werden sollen; dann muß aber der Edelmann nicht allein wählen, die Bauern müssen auch eine Stimme haben.

G r a f.

Das ist nun wieder aus den Philosophischen Theorien geschöpft, die sich in Praxi so schlecht bewähren. Lieber Baron! Dann wählt wieder die Menge, und die Menge wird so wenig einen guten Justitiarium oder Kreisrichter wählen, als sie den Würdigsten zum Könige wählen würde — ich berufe mich auf G i b b o n — Wahl ist gut; aber sie muß nur wenigen und solchen Personen anvertrauet seyn, die durch ihre Erfahrung und durch ihre Lage, in den Stand gesetzt sind, eine gute Wahl zu treffen. — Erinnern Sie sich nur der Predigermahl, der wir vor zwey Jahren in N. beywohnten, wo die Gemeinde das Wahlrecht hat. Gerade der schlechteste der drey Candidaten wurde gewählt. — Warum? Ja der gute Herr konnte so hübsch laut reden. Jetzt ist die Gemeinde höchst unzufrieden mit ihrem Prediger, und lebt in beständiger Zwietracht mit ihm. Hätte sie einen Patron gehabt, der für sie gewählt hätte, das wäre freylich nicht so der modischen Phil

losophie angemessen gewesen, aber zehn gegen eins, die Gemeinde hätte sich besser dabei befunden.

Doch bleiben wir bey der Hauptsache: Wir sind dabei, die Vortheile der Patrimonial- und der Kreisgerichte gegen einander abzuwägen. Da komme ich nun auf einen zweiten Punkt:

2) Der Gutsherr steht dem Justitiario zur Seite; er kann ihn controlliren, wenn er schlecht denkend genug wäre, das Gesetz zu beugen; er kann ihm Informationen von den speciellen Verhältnissen, von der individuellen Lage der Parteien geben, welche ihn in denen Fällen leiten können, wo es mehr darauf ankommt, in Concreto, nach Maaßgabe des Characters der Parteien und der nähern Verhältnisse und Umstände, die den Rechtsfall veranlassen, zu beurtheilen, was Recht und Unrecht sey, als in Abstracto ein ungewisses und auf den zu entscheidenden Fall vielleicht gar nicht passendes Gesetz nach der Analogie, und allgemeinen Regeln, denen sich oft andre, eben so gültige allgemeine Regeln entgegen setzen lassen, zu erklären. Verstehn Sie mich nicht unrecht. — Ich meine nicht, daß der Richter mehr nach Billigkeit als nach dem Gesetz sprechen soll. Auch ich kenne das unglück-

selige, aber frehlich der gefallnen Menschheit nothwendig gewordene Sprüchlein: *Fiat Justitia et pereat Mundus.* — Auch ich weiß es, daß ein Richter verpflichtet ist, eher die Billigkeit als das strenge Recht zu verletzen. Aber das wird gewiß kein Richter leugnen, der einige Praxis hat, daß solche Rechtsfälle häufig genug vorkommen, wo das Gesetz nicht klar entscheidet, und wo selbst zur Ausmittlung des strengen Rechts, dem Richter vor allen Dingen das genaueste Detail der nähern Umstände nothwendig wird, um daraus beurtheilen zu können, nach welchen allgemeinen Grundsätzen er das ungewisse Gesetz erklären soll: Dieses genauere Detail kann der Justitiarius, der sich zur Stelle befindet, mit Hülfe des Verwalters oder des Gutsherrn, erforschen — Jeder entfernte Richter hingegen wird in solchen Fällen immer nur nach Gutsdünken sprechen können.

Der Kreisrichter aber würde keiner andern Controlle unterworfen seyn, als der Controlle der Landes-Collegien, welcher der Justitiarius doch auch unterworfen bleibt. Der Kreisrichter würde es sehr übel deuten, wenn der Gutsherr sich damit abgeben wollte, ihn von den nähern Verhältnissen

Der Parteyen zu informiren. Er würde dies als eine Einmischung in sein Amt ansehen. Er wird also selbst, wenn er ein rechtschaffener Mann ist, die Justiz nur mechanisch, und ohne die nähere Sachkenntniß verwalten, die so sehr oft die feineren Nuancen des Rechts und Unrechts bestimmt. Ist aber vollends der Kreisrichter ein schlecht denkender Mann, so ist ein neues weites Feld für die Bestechungen eröffnet, und sicherlich wird kein Bauer den Herrn Kreisrichter in Rechtsangelegenheiten besuchen, ohne eine Gans oder einen Schinken mitzubringen. Bey den Justitiarien, selbst wenn sie schlecht denkend sind, kann jede Art von Bestechung sehr leicht verhindert werden, wenn der Gutsherr im Geringsten seine Pflicht thun will; und er hat ein wichtiges Interesse sie zu thun. Mir selbst ist der Fall bekannt, daß ein Justitiarius sich einst einen unerlaubten Vortheil machen wollte. Er mußte es sich aber gefallen lassen von dem Jurisdictionario beschämt zu werden, und machte seitdem nie wieder einen ähnlichen Versuch. Wer soll aber bestechlichen Kreisrichtern dieses Handwerk legen? Die Controлле des Staats meynen Sie? Und warum vermag es denn

die Controlle des Staats nicht schon jetzt, aller Bestechlichkeit zu steuern? Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter — heißt es immer, und wer fühlt sich denn berufen, öffentlicher Ankläger zu seyn? Sehn Sie, so empfiehlt sich also die Patrimonial-Jurisdiction auch als ein Mittel, den Bestechungen entgegen zu wirken, sie, die von Ihnen ungerechter Weise beschuldigt wird, die Wiege einer partheiischen Justiz zu seyn. —

3) Die Patrimonial-Jurisdiction erhält noch bey dem gemeinen Mann die Idee: Mein Gutsherr ist meine Obrigkeit — er schafft mir mein Recht — dieß wirkt Zutrauen und Liebe, wenn der Gutsherr es irgend versteht, sie zu verdienen. Der Bauer wendet sich an seinen Herrn noch ehe er zum Justitiarius geht, und fragt ihn um Rath. Desters ist der Gutsherr im Stande, manchen Proceß ganz in Güte beizulegen, und so ist er der wahre Friedensrichter. So kann er einen wesentlichen Einfluß auf die Moralität, und auf die wahre Veredlung seiner Gutseinsassen haben. Man wecke aber die humanen Ideen der Gleichheit in den Köpfen der Bauern, und bald wird es anders seyn. Bald wird der Bauer sich sagen: Was

geht mich mein Gutsherr an? — Ich zahle ihm meinen Zins, und weiter habe ich nichts mit ihm zu theilen. Die Bande der Liebe und des Vertrauens sind zerrissen. — Der Gutsherr hat keinen Einfluß mehr auf seine Einsassen. Der Gleichheit sind wir dann freylich näher gekommen. — Denn der Gutsherr ist selbst in die Reihe der Bauern getreten; er ist nur ein etwas größerer, ein etwas reicherer Bauer; aber das Organ, durch welches Moralität und wahre Veredelung der Menschen befördert werden konnte, ist zerstört. Wie wird nun der Staat unmittelbar auf die Veredelung der großen Menschenmasse wirken? Durch Formen. Da haben Sie wieder das kalte Marmorbild, das keines Menschen Herz erwärmt. Was die Formen können, das sehn wir an dem Schulwesen; das ist denn freylich auch organisirt. Der Schulmeister steht unter dem Prediger, der Prediger unter dem Superintendenten, der Superintendent unter der Kammer. — Und wie herzlos wird das Schulwesen in so vielen Orten betrieben, wo es sein Heil von diesen Formen allein erwartet? Die Prediger sind freylich noch am ersten geeignet, sich Desselben anzunehmen, wenn sie

Gefühl für ihre Pflicht haben. Aber was ist wohl von der Controlle der Superintendenden zu erwarten? Nicht als gäbe es nicht sehr würdige und schätzbare Männer unter ihnen, aber was können sie für das Schulwesen leisten? Alle Jahr einmal bereisen sie ihre Diöcese, stellen ein Examen mit den Kindern an, und so ist die Form, die todte Form, erfüllt. Mehr wird von ihnen nicht begehrt; mehr können sie auch nicht thun, ohne ihre übrigen Amtsgeschäfte zu vernachlässigen. Wahrlich, wo die Gutsherren in Gemeinschaft mit den Predigern nicht das Beste für die Veredelung ihrer Schulen thun, wird es immer schlecht um das Schulwesen bestellt bleiben.

Baron.

Lieber Graf! Auf Alles dieses antworte ich weiter nichts als dieß: Sie haben da eine prächtige Schilderung entworfen, wie es seyn könnte, aber nicht wie es ist; wenigstens nicht wie es im Allgemeinen ist. — Lassen es sich denn alle Gutsbesitzer so angelegen seyn, das Wohl ihrer Guts-Einsassen zu befördern, und auf ihre Veredelung zu wirken?

Graf.

Thun denn alle Menschen ihre Pflicht? — Werden denn nun alle Kreisrichter ihre Pflicht thun? — Genug! wenn ich Ihnen bewiesen habe, daß alle diese Vortheile in der Patrimonialjurisdiction liegen, und daß es nur darauf ankommt, sie zu benutzen. Vielleicht werden sie durch die Patrimonialjurisdiction nicht immer erreicht; aber durch die Kreisgerichte würden sie nie erreicht, sondern vielmehr für immer vernichtet werden. — Was für eine Verfassung ist nun vorzüglicher, diejenige, durch welche mit Kraft und Leben auf Veredelung der Menschen gewürkt werden kann, wenn gleich ihr Endzweck nicht immer erfüllt wird, oder diejenige, die das gar nicht vermag? Wenn es übrigens Gutsbesitzer giebt, die ihre Schuldigkeit verabsäumen, so ist es die Sache des Staats, sie mit ihren Pflichten bekannt zu machen, und zur Erfüllung derselben aufzumuntern. Und sollte dies bey einem oder dem andern nicht fruchten, sollte sich einer oder der andre ganz unwürdig zeigen, die Guts herrlichen Rechte zu verwalten; nun dann wäre es Zeit, sie zu sequestriren, und die Verwaltung derselben würdigen

gern Personen, etwan benachbarten Gutsbesitzern, zu übertragen. Es wäre überhaupt zu wünschen, daß der Adel sich von faulen Gliedern reinigte, und daß die Regierung sie aus der Liste des Adels austreichen ließe, damit nicht die Schande, womit sie sich brandmarken, auf den ganzen Stand zurückfalle.

Baron.

Ich habe Ihnen noch gewaltig viel einzumenden. Für's erste — läugne ich den Satz gänzlich, daß man bey der Einrichtung der Kreisgerichte nicht eben so kräftig auf die Veredlung der Menschen wirken könne, als es der Adel vermöge der Patrimonialjurisdiction vermag. Im Gegentheil — man mache die Menschen nur frey, man setze sie in ihre natürliche Rechte ein, und sie werden sich schon selbst veredeln. — Sie werden das Menschenrecht in sich geehrt fühlen, und sich zu einer höhern Sphäre der Cultur erheben.

Graf.

Nun ja, diese höhere Sphäre der Cultur, haben wir bey Gelegenheit der Französischen Revolution kennen gelernt. — Lieber Baron! Sie hat

ben Rückfälle. Ich denke, wir haben beides schon vorhin miteinander ausgemacht; 1) daß es ein schöner philosophischer Traum, aber doch nur ein Traum sey, als würden die Menschen dadurch veredelt werden, wenn man sie nach reinen Vernunft-Principien und metaphysischen Ideen regieren will; 2) daß zwar keine Verfassung in einem Staate geduldet werden könne, welche wirkliche Urrechte der Menschheit verletzt, daß aber die Patrimonial-Jurisdiction gar nicht von dieser Natur ist, mithin auch der Fall gar nicht eintritt, daß durch ihre Aufhebung, irgend eine unterdrückte Menschenclasse in ihre bisher verletzten natürlichen Rechte wieder eingesetzt werden würde.

Baron.

Doch fleht dem Bauern noch immer der Gedanke an, daß er zu einer unterdrückten Menschenclasse gehöre. Er weiß es nicht, daß sein Gutsherr denselben Gesetzen unterworfen ist, wie er selbst, und den Justitiarius hält er für einen Beamten des Gutsherrn, der bloß dazu da ist, um ihm den höchsten Willen desselben kund zu thun.

Graf.

Das läugne ich. Der Bauer weiß sehr gut, daß er appelliren kann, wenn er glaubt, daß ihm Unrecht geschehen sey, und wüßte er es nicht, so ist es ja Vorschrift, die kein Richter übertreten darf, ihn damit bekannt zu machen. Der Bauer weiß es auch recht gut, daß er seinen Herrn bey den höhern Landes-Collegiis verklagen kann, wenn ihm Ueberlast geschehen ist. — Dergleichen Fälle sind ja vorgekommen.

Baron.

Dennoch sind sie selten. Der Bauer denkt: gehe ich meinen Herrn verklagen, so wird er mich ein andermal rächen; ich will lieber dulden, so lange ich kann; und so wird er nur im äußersten Nothfall sich zur Klage entschließen.

Graf.

Und das wollen Sie auf die Patrimonial-Jurisdiction schieben? Der Erb-Untertänigkeit konnte man diesen Vorwurf machen. Die Patrimonial-Jurisdiction aber wird wahrlich nicht mehr als irgend ein anderes obrigkeitliches Verhältniß die Einsäßen abhalten, ungerechte Vorges

setzte zu verflagen. Es ist aber allerdings in einem gutgeordneten Staate eine gewisse Scheu in den Menschen, die sie abhält, über ihre eigne Obrigkeit höhern Orts Klage zu führen. Auch der Bürger wird, wenn er nicht Quäculant ist, nur im äußersten Nothfall seinen Bürgermeister, auch der Bauer in Domainen, Aemtern, nicht ohne die äußerste Noth seinen Amtmann verflagen. Warum wollen Sie denn, daß die Einsäßen adlicher Güter bereitwilliger dazu seyn sollen? Und wäre es gut, wenn sie es wären? Wäre es gut, wenn die Ehrfurcht vor der Obrigkeit so ganz erschlasste? Ich fürchte sehr, daß die Einführung der Kreisgerichte einen solchen Erfolg haben könnte, in so fern der gemeine Mann sich leicht verleiten lassen dürfte, zu glauben, daß nun die Aufforderung an ihn ergehe, nur recht fleißig klagen zu kommen. Und wie leicht ist dann in solchen Köpfen der Uebergang zu der Idee: dein Edelmann hat dir nichts mehr zu befehlen!

Baron.

Wenn nun aber das Interesse des Bauern mit dem Interesse des Gutsheeren collidirt, wer

nimmt dann dem gemeinen Mann den Glauben, daß der Justitiarius es mit dem Herrn hält? Und in der That wird derselbe auch selten so ganz unpartheyisch seyn.

Graf.

Da kämen wir also auf das zweite Haupt-Gravamen, welches Sie gegen die Patrimonial-Jurisdiction aufgestellt haben, die parthensche Justiz. — Der Justitiarius, meinen Sie, wir des in der Regel immer mit dem Gutsherrn halten? Möglich ist der Fall, aber warum denn in der Regel? Der Justitiarius ist ja nicht eine vom Gutsherrn so ganz abhängige Person, wie etwa sein Verwalter. Er ist ein selbstständiger, vom Staate bestätigter und vereidigter Beamte. Was hat er vom Gutsherrn zu fürchten? Was kann ihn bewegen, das Interesse des Gutsherrn mit mehrerer Wärme wahrzunehmen, als das Interesse der Bauern? Sie werden doch nicht etwa auch sagen, wie Ihr Herr Better in der Zeitung, daß ihn der Tisch des Edelmanns gemüthlich macht.

Baron.

Das ist nun freylich nichts gesagt. — So lange wir die Menschheit nicht von groben Bes

Rechnungen zu reinigen vermögen, ist es unnöthig sich über die feinen so gefährlich zu haben, die in dieser Welt wohl in keinem Verhältniß des menschlichen Lebens so ganz zu vermeiden sind. Aber das lieber Graf werden Sie nicht in Abrede stellen können, daß der Gutsheer, wenn er sonst schlecht genug dazu denkt, durch kleine Zulagen und Geschenke sehr auf seinen Justitiarius wirken kann.

Graf.

Und glauben Sie, daß ein solcher Edelmann nicht eben so gut auf die Kreisgerichte zu wirken wissen wird — wenn sie bestechlich sind? Noch unendlich mehr. Die Kreisgerichte sind eine Aufforderung zu Bestechungen, denn nicht allein der schlecht denkende Gutsbesitzer wird den bestechlichen Kreisrichter in seinem Solde zu haben suchen, damit er das Recht zu seinen Gunsten beuge; sondern auch der besser denkende wird es nicht immer vermeiden können, ihn durch Geschenke zu gewinnen, damit das Recht nur nicht gebeuget werde; denn da er die Bestechungen von Seiten der Bauern nicht zu hindern vermag: so würde er, wenn er keinen Schritt thäte einen solchen Kreis-

richter bey guten Willen zu erhalten, den ewigen Ehicanen desselben ausgesetzt fern, und die gute Ordnung und Moralität in seinen Gütern würde das Opfer der parthenischen Justiz werden. Uebrigens, wie häufig kommt denn nun gerade der Fall vor, daß das Interesse des Bauern mit dem Privat-Interesse des Gutsherrn collidirt? Mehrertheils laufen dergleichen Fälle immer nur auf Policen hinaus — Ungehorsam, Widerseßlichkeit und dergleichen, und eine gewisse Policen-Gewalt wird doch der Gutsherr so gut wie der Domainenbeamte behalten müssen, denn wenn ihm auch diese ganz genommen werden sollte, so ginge ja schlechterdings alle Obrigkeitliche Auctorität zu Grunde. Soll aber der Gutsbesitzer eine gewisse Policen-Gewalt behalten, so ist es noch unendlich weiser und besser, daß er sie dennoch mit Hülfe des Justitiarii, als nach eigener Willkühr ausübe. Ich habe mich strenge gewöhnt, auch die geringste Unordnung nicht ohne Zuziehung des Justitiarii zu bestrafen, und nur in sehr dringenden Fällen erlaube ich mir eine Ausnahme von der Regel. Würden aber Kreisgerichte eingeführt, so würde es dem Gutsherrn nicht einmal möglich seyn, die

ihm gestattete Policen; Gewalt anders als willkürlich auszuüben; denn von ihm verlangen, daß er den Kreisrichter dabey zuziehe, hieße sie ihn nehmen. Nun hören Sie noch einen Vorschlag, um die Patrimonial;Jurisdiction von jedem Flecken rein zu waschen, dessen man sie beschuldigen könnte.

In den seltenen Fällen, wo wirklich ein Proceß zwischen dem Privat;Eigenthum des Bauern und Privat;Eigenthum des Gutsherrn entsteht, werde das Gericht des letztern gänzlich beseitigt. Schon jetzt wird ein solcher Proceß, wenn der Bauer Kläger ist, gleich in erster Instanz von dem höhern Landes;Collegio entschieden. Möge das immerhin auch denn der Fall seyn, wenn der Gutsherr als Kläger auftritt. Ich glaube gewiß, daß kein rechtlicher Gutsbesitzer einer solchen Maassregel irgend etwas entgegen setzen würde. Und so wäre ja alles Unheil gehoben, und jeder Verdacht der partheyischen Justiz vermindert.

Baron.

Es fehlt nicht viel, so überzeugten Sie mich — der Vorwurf einer partheyischen Justiz könnte

Dann freylich einer auf diese Art veredelten Patrimonial Jurisdiction nicht mehr gemacht werden.

Graf.

Und nun lieber Baron! vernehmen Sie noch einen Grund, warum ich die Kreisgerichte perhorrescire. Wird der Kreisrichter eben so wie der Justitiarius, zu mir kommen und in meinem Gute Gericht halten? Das soll er wahrscheinlich nicht, damit es ihm an meinem Tische nicht allzugemüthlich werde, und damit sein Fuhrwerk nicht an den Theaterkarren erinnere. Also sollen die armen Rechtsbedürftigen zu ihm hinlaufen, vielleicht einige Meilen weit! — Vielleicht um Tagelang dort verweilen zu müssen — da alsdann kein Gutsherr mehr dafür sorgen kann, daß die Sachen schnell abgemacht, und niemand ohne Noth aufgehalten werde. Welch eine Störung in der Wirthschaft! Welch ein Ungemach für die armen Leute! Welch eine Verbesserung für die Menschheit! — Fragen Sie doch die Bauern, ob sie lieber ein solches Kreisgericht, oder die alte Patrimonial Jurisdiction haben wollen.

Baron.

Ja nun, vor das Forum unserer Bauern kann die Frage dann leicht kommen, da sie so öffentlich in den Zeitungen discutirt wird, (welches in mancher Rücksicht freylich gar nicht gut ist), und ich fürchte, daß sie sich vor der Zeit eher gegen, als für die Patrimonialjurisdiction erklären werden.

Graf.

Und wäre es ein Wunder? Wer weiß es nicht, daß der gemeine Mann immer geneigt ist, mit irgend einer ihm angekündigten Freyheit, prächtige Vorstellungen zu verbinden, die sich in der Folge nicht bewähren, und deren Täuschung seine Unzufriedenheit um so mehr reizt. So wenig auch die Bauern, welche allerdings zum Theil selbst Betungen lesen, oder sich doch auf den Bierbänken etwas daraus erzählen lassen, den Zusammenhang des Ganzen fassen, und Gründe und Gegengründe gegen einander abwägen können, so machen sie sich doch ungefähr folgendes Bild davon: Der Selmann sey in der Regel ein Bauersplacker, der Justitiarius sey von dem Gutsherrn bestochen, und spreche nicht so wie es recht sey, sondern so wie der Herr haben wolle; das wolle

die Regierung nun nicht länger dulden; das Regiment der Gutsherren müsse aufhören, ein andres Regiment müsse an die Stelle treten, welches denn unfehlbar besser seyn werde. Was Wunder! wenn die armen Leute, die sich bisher bey der alten Verfassung recht gut befanden und denen es gar nicht einfiel eine andre zu begehren, sich überreden ließen, das goldene Zeitalter werde hereinbrechen, wenn die Patrimonial-Jurisdiction nur erst aufgehoben sey. Was Wunder! wenn sie ihre Gutsherren, welche sie bisher achteten, weil sie in ihrer Rechtlichkeit keinen Zweifel setzten, mit scheelen Augen zu betrachten, und als ungeechte Haushalter und Usurpatoren anzusehn anfangen. Was Wunder! wenn sie in Zukunft auch die gerechtesten Forderungen des Gutsherren, auf solche die er von Obrigkeitswegen an sie gelangen lassen muß, für willkührliche Plackereien hielt? Was Wunder! wenn sie nur mit Unwillen und Murren die Fortdauer einer noch bestehenden Verfassung ertrügen, die ihnen als die Quelle ihres Elends geschildert wird, und das zu einer Zeit, wo die Folgen des Krieges sie wirklich elend und unglücklich gemacht, und ihren ehemaligen Wohlstand

würklich vernichtet haben; zu einer Zeit, wo die Abnahme ihres Wohlstandes, und Zunahme ihrer Lasten und Abgaben, in umgekehrtem Verhältnisse stehn, und wo die allgemeine Noth diese geplagten Menschen gar leicht zur Verzweiflung treiben könnte. Nehmen Sie hierzu noch, daß die Gutsbesitzer sich eben in dieser Epoche in der schrecklichen Lage befinden, ihre Bauern von Obrigkeit wegen würklich drücken, ihnen zum Theil würklich das Letzte nehmen zu müssen, um allen Abgaben, Kriegssteuern und Lieferungen gerecht zu werden, die der Staat von den Gutsherren — und durch sie — von den Bauern fordert, und selbst bey dem besten Willen des Königs, der so gerne alle seine Unterthanen glücklich sehen möchte, nicht erlassen kann. Wie leicht kann unter solchen Umständen durch dergleichen Zeitungs- Aufsätze die Idee in den Köpfen der Bauern geweckt werden, daß der Gutesherr alles dieses willkührlich und nicht im Namen des Staats von ihnen fordere. *) Kommt nun

*) Bis jetzt weiß ich, Gottlob kein Beyspiel, daß die Bauern ein solches Mißtrauen in ihre Gutsheerrschaft gesetzt hätten; sie hätten auch keinen Anlaß

gar die Idee hinzu: die Patrimonial-Jurisdiction sey eigentlich das Ding, welches den Guts-
herrs in den Stand setze, den Bauern soviel zu-
zumuthen; werde diese abgeschafft, so werde alles
ganz anders werden; je nun: so kann es aller-
dings seyn, daß viele Bauern, wenn man sie eben-
jetzt fragte, sich gegen die Patrimonial-Jurisdic-
tion erklären würden. Aber führen Sie die Kreis-
gerichte ein, lassen Sie eben diese Bauern ein
Paar Jahre lang die Unbequemlichkeiten, die Un-
kosten und Lasten, und die Wirthschafts-Störun-
gen erfahren, die mit dieser neuen Einrichtung ver-

dazu — ich wünsche indessen, daß der mir unbe-
kannte Herr Verfasser der Gespräche in den Königs-
berger Zeitungen, (dem ich gewiß die Absicht nicht
zutraue, Mißtrauen, Unzufriedenheit und vielleicht
gar Widerseßlichkeiten von Seiten der Bauern ge-
gen ihre Guts herrschaft erzeugen zu wollen), wohl
ermägen mögte, ob nicht gleichwohl seine Methode,
diese Gegenstände auf eine für den Adel so unglim-
pliche Art, in öffentlichen Zeitungen zu discutiren,
mit der Zeit zu solchen Resultaten führen, und we-
nigstens auf jeden Fall eher Schaden, als Nutzen stif-
ten könnte. —

D. W.

bunden sind, alsdann erst werden sie vergleichen können, und ich wette, sie sehnen sich alle nach der alten Verfassung zurück.

7.

Ueber die Lage der Catholiken in Irland.

Nach dem Französischen.

Nicht leicht ist wohl ein Schauspiel beobachtungswürdiger, als die Verdoppelung der Unterdrückung und Tyrannen gegen die Catholiken in Irland, unter Umständen, wo durchaus nichts die Nothwendigkeit andeutete; wo das Mißvergnügen der Catholiken mehr als je eingeschlummert war; wo die Gemüther so zur Ruhe gestimmt zu seyn schienen, daß es von der Englischen Regierung abhing, den Zeitpunkt der Stille zu benutzen, um den Saamen aller Zwietracht zu ersticken, und die Quelle ihrer Besorgnisse zu verschließen.

Wie soll man sich also den Entschluß der Englischen Regierung, die Irländischen Catholiken von neuem zu verfolgen, erklären, und welcher

Ursache soll man ihr Verfahren zuschreiben? Kam es bloß darauf an, zum Behuf einer gut angelegten Intrige ein Ereigniß herbeizuführen, das dem Ehrgeize eines Duzend Individuen dienen sollte, die zwölf andern ihre Posten zu nehmen suchen? Welche Idee soll man sich in diesem Falle von der Administration eines großen Staates machen, in welchem einige amtlose Menschen, um einen Posten zu erhalten, alles verwirren und umstürzen, und solche Intrigen sich beständig erneuern können. Wenn gleich bekanntlich die Britische Regierung durch den Zustand von Blödsinn und gänzlicher Unfähigkeit des Königs an die Weiber gekommen ist: so lassen sich doch so große Wirkungen schwerlich so kleinen Ursachen zuschreiben. Die Zwistigkeiten und Ursachen, die in England aus der Lage der Catholiken entstehen, sind zwar das Mittel, dessen man sich bedient, und der Vorwand, den man geltend macht, um so oft die Intrigen zu erneuern, und die Administration zu verändern; wenn aber auch dieser Zustand der Dinge dem Ehrgeize einiger Privatmänner günstig ist, so läßt sich doch deshalb nicht sagen, daß eben dieser Ehrgeiz ihn hervorbringe und unter-

halte. Es giebt andere Rücksichten, an die man sich leichter halten kann.

Die Tyranney liegt bekanntlich nicht in der natürlichen Ordnung der Dinge; sie ist das Resultat der Furcht und eines Zustandes beständiger Unruhe. Je mehr sich eine Regierung fürchtet, desto tyrannischer muß sie seyn. Fast immer ist es das Bewußtseyn der Schwäche, die sie zu Ungerechtigkeiten verleitet, und im allgemeinen bringen begangene Ungerechtigkeiten gewissermaßen die Nothwendigkeit hervor, nur zu begehren. An dem Verfahren der Englischen Regierung gegen die Catholiken in Irland erkennt man leicht diese Characterzüge der Tyranney. Unter allen Umständen, wo sie fürchten konnten, daß die Catholiken das Joch abschütteln möchten, das sie mit so vieler Ungeduld tragen, wütheten sie mit neuer Strenge gegen dieselben. Sie setzten ihnen das Bajonet auf die Brust, der Pomp des Aufruhrs, Gesetz und die rothe Fahne wurden ihnen immer vor Augen gehalten; man häufte sie in Gefängnissen zusammen, und es giebt in Irland kein Dorf, das nicht sein Staatsgefängniß hätte. Beständige Hausfuchungen, Plackereien aller Art, alle Mittel,

welche die argwohnsüchtige Tyrannen erdenken lassen kann, sind von ihr gebraucht worden. Geld hat man verschwendet, um falsche Denunciationen zu erkaufen; alles, selbst die in England nicht gesetzliche Tortur, hat man unter mehr oder weniger gerechtem Vorwande gebraucht, wie das Verfahren vor acht oder neun Jahren zu Dublin gegen eine gewisse Anzahl von Individuen zeigt, die man folterte, um sie zu zwingen, Waffen- Niederlagen, die ihnen bekannt seyn sollten, zu entfernen.

Die Strenge, die Verfolgungen und die Grausamkeiten, welche die Britische Regierung, gegen die inländischen Catholicken in verschiedenen Perioden der Französischen Revolution gebraucht hat, erklären sich wenigstens so ziemlich durch die Natur der Ursachen, die sie zu unterdrücken oder zu verhüten hatte, und durch die Gefahren, mit welchen sie sich von Irland her bedroht glaubte. Aber welchen Grund könnte sie jetzt angeben, um jenen unversöhnlichen Haß und jene Wuth zu entschuldigen, womit sie diesen Theil ihrer Unterthanen zu behandeln fortfährt? Welches neue Verbrechen

schienen sie ihr begangen zu haben, wenn es nicht
 darin besteht, daß sie durch eben so unterthänige,
 als constitutionsmäßige Bittschriften, um die Voll-
 ziehung einer feyerlichen Verpflichtung, die sie seit
 vierzehn Jahren gegen sie eingegangen und seitdem
 beständig verübt hat, angesucht haben? Zeigen
 etwa die Parthenen, die sich zur reformirten Reli-
 gion bekennen, einen Grad von Eifer und Wärme,
 die von ihrer Seite Religionskriege und Kreuzzü-
 ge gegen die Catholiken fürchten lassen; das ist
 aber nicht glaublich. Im Gegentheil wissen wir,
 daß der protestantische Gottesdienst seit einigen
 Jahren in England sehr lau geworden ist. Es
 giebt kein Land in der Welt, wo man der religiö-
 sen Ceremonien und der Predigten so sehr spottet.
 Bald wird man in den Kirchen nur noch die Frauen,
 Schwestern, Nymphen und Töchter der Geistlichen
 und eine Anzahl junger Leute finden, die keinen
 bequemern Zusammenkunftsort haben, um die Bil-
 lets zu erhalten die jene Andächtigen für sie in
 ihren Gebetbüchern verbergen. Dies ist keineswegs
 Scherz; wer nicht Gelegenheit hat, sich von dieser
 Thatsache in England zu überzeugen, kann eben

das in Holland und in andern protestantischen Ländern sehen. *)

Diesemnach beruht die fortgesetzte Verfolgung gegen die Irländischen Catholiken nicht auf religiöse Intoleranz von Seiten der Engländer. Wir scheuen uns nicht, einige andere Ursachen anzugeben, in welchen wir uns nicht zu irren glauben. Zuerst ist es eine allgemeine Regel, daß man schwerer Menschen verzeiht, die man oft beleidigt hat, als solchen, von denen man beleidigt worden ist. In England verabscheut man die Catholiken, aus dem Grunde, weil man von ihnen sich verabscheut glaubt, und man gegen sie zu viele Ungerechtigkeiten begangen hat, als daß man voraus setzen dürfte, daß sie dieselben verzeihen könnten. Dann

*) Es mag seyn; Reisende in catholischen Ländern haben jedoch dort ebenfalls in Kirchen bemerkt, daß Liebende sie zu ihren Zwecken benutzten. Was übrigens der Verfasser von der Launigkeit der Engländer der protestantischen Kirche bemerkt, widerlegt sich zum Theil durch die Ausbreitung der Methodisten, denen man aber, trotz ihres Eifers, wohl keine Intoleranz gegen Catholiken vorwirft.

finden die Protestanten zu viel Vortheil dabey, zwischen sieben Millionen von Individuen alle bürgerliche und militairische Posten, alle Aemter und Würden, und alle Gunstbezeugungen der Regierung zu theilen, als unter eilf Millionen. Wären die Irländer aber deshalb, weil sie von allen Aemtern und Vortheilen ausgeschlossen sind, an welchen eine Nation Antheil zu nehmen sich zum Ruhme anrechnet, von den Beiträgen zu den Staatslasten, von der Bezahlung der Auflagen, von der Stellung von Recruten zur Armee und zur Marine, befreiet, so würde die Britische Regierung die Sache wahrscheinlich näher in Augenschein nehmen, und das Englische Volk würde selbst zuerst die Aufhebung einer so gehässigen Intoleranz wünschen. Leider ist es aber bey der Demüthigung der Irländer, und bey der festgesetzten Verletzung derselben interessirt. England ist nicht das einzige Land, wo die Catholiken die Opfer einer solchen Berechnung von Seiten der Protestanten sind. *)

*) Doch wohl nirgends in dem Grade wie in Irland; aber wie bedrückt sind dagegen in den mehrsten Catholischen Ländern die Protestanten! und daß Frankreich selbst nur seit der Revolution eine glänzende Ausnahme macht, ist ja bekannt genug.

Welche Ursachen übrigens auch daran Schuld seyn mögen, daß die Irländischen Catholiken in dieser trostlosen Lage bleiben, so ist doch so viel gewiß, daß man an der Britischen Regierung keine Stimmung bemerkte, die diesen Unglücklichen irgend eine Erleichterung ihres Schicksals verspricht. An diese Wuth, sie zu verfolgen, dachte ohne Zweifel der Kaiser, als er an die Französischen Bischöfe jenen Brief schrieb, in welchem die Engländer so richtig, als die Feinde unsrer heiligen Religion angedeutet werden, und wahrscheinlich ordnete nach denselben Rücksichten der Bischof von Quimper, in seiner Diocese öffentliche Gebete an, um Gott anzuflehen, den Verfolgungen, welche gegenwärtig die catholische Kirche in Irland erleidet, ein Ende zu machen.

So schmerzlich es aber für die Catholiken Europas ist, zu wissen, daß ihre unglücklichen Brüder in Irland mehr als je in der Unterdrückung seufzen, so erfreulich ist ihnen der Gedanke an die unermessliche Strecke von Ländern, die den Waffen, oder dem Einflusse des Französischen Kaisers unterworfen sind. Ihm verdankt die überall (?) erschütterte, überall von einer blutigen Verfolgung

bedrohte catholische Religion den Glanz, den sie in so kurzer Zeit wieder erhalten hat, und den glücklichen Schutz, dessen sie genießt. Während die Englische Regierung ihre catholische Unterthanen so zu sagen in den Bann thut, und ihnen vielleicht neue Foltern zudenkt, beschäftigt sich der Französische Kaiser nicht bloß mit dem Schicksale der Catholiken seiner Staaten, sein Wohlwollen verbreitet sich auch über die Catholiken der Staaten seiner Bundesgenossen. So hat er noch erst vor kurzem für die Catholiken des Königreichs Sachsen Vortheile bewirkt, die sie ohne seinen hohen Schutz nicht genossen haben würden. Frankreich ist aber auch weit davon entfernt, sich, gleich England, dahin gebracht zu sehen, für sein Daseyn zu zittern, seine Furcht durch tyrannische Maaßregeln zu besänftigen, einen beträchtlichen Theil seiner Unterthanen der Intoleranz und dem Stolge der übrigen aufzuopfern. *)

*) Die hier entwickelten Gedanken sind doch viel zu engherzig. Napoleon geht von einem allgemeinen Systeme aus; die Anhänger aller Religionsparteyen sollen überall gleiche Rechte genießen; auch da, wo

eine Religion als herrschende Staatsreligion anerkannt, so wie in Frankreich die Catholische, in Sachsen die Lutherische, sollen die Befenner andrer Religionen nicht bloß geduldet, sondern auch in Hinsicht der bürgerlichen Rechte ihren übrigen Mitbürgern gleichgestellt werden; in Frankreich sollen die Protestanten mit den Catholiken, in Sachsen die Catholiken mit den Protestanten auf alle Vortheile gleiche Ansprüche haben, so wie sie gleiche Lasten tragen. Ganz anders soll der König von Großbritannien denken; und ist es gegründet, daß in seiner religiösen Privat-Überzeugung der Hauptgrund der Verfolgung gegen die Catholiken in Irland liegt: so dürften manche Behauptungen des Verfassers in einem andern Licht erscheinen, als er sie darstellt; dahingegen andre daneben sehr wohl bestehen. Uebrigens scheint der Verfasser nicht zu wissen, daß Napoleon in allen Verträgen mit den Deutschen Fürsten, die dem Rheinischen Bunde beitraten, den Catholiken gleiche Rechte mit den Protestanten bedingt; eine billige und in unserm Deutschland, wo beyde Partheyen, in Hinsicht auf die Reichsverfassung seit dem Westphälischen Frieden gleiche Rechte haben, leicht ausführbare Bedingung.

D. II.

8.

Die Folgen der Teutoburger Schlacht.

Wenn man gegenwärtigen Aufsatz des Lesens würdigt, so wird man vielleicht dem Verfasser desselben Recht geben, daß er jene Schlacht fast für die wichtigste Begebenheit der Weltgeschichte hält. Wenigstens wichtiger in ihren Folgen scheint sie ihm, als die Schlachten von Zama und Actium. Erstere entschied, welcher von zwey Raubstaaten die Welt despotisiren sollte; und ihr möchte es wohl ziemlich gleich gewesen seyn, ob es auf dem geraden Wege der Waffen, oder auf dem krummen des Alleinhandels geschähe. Wir wollen es dem Urtheil des Lesers anheim gestellt seyn lassen, welche von beyden Fesseln die erträglichere sey. Die Schlacht von Actium entschied gar nur zwischen zwey sterblichen Menschen; und nur vermöge jener slavischen Ansichten, die sich in despotisirten Gemüthern erzeugen, kann man eine Streitfrage zwischen Individuen für politisch wichtig halten, sobald das Schicksal der Völker und der Menschheit nicht durch ihre Entscheidung geändert wird.

Man erlaube zuvor eine kurze Darstellung der politischen Lage des Erdballs in dem Zeitpuncte, von dem hier die Rede ist:

Rom beherrschte Italien, Gallien, Hibernien, Brittannien, Griechenland, Pannonien, einige Völker im südlichen Deutschland, die nördliche Küste von Africa, beträchtliche Landstrecken im westlichen Asien. Die nicht genannten Länder Europas waren theils von Völkern bewohnt, welche die Römer *Barbaren* nannten (einen Namen, welchen sie freulich in vielen Hinsichten verdienten), theils waren sie den Welteroberern völlig unbekannt. Der letztere Fall fand auch in den übrigen Welttheilen Statt, jene Völker ausgenommen, welche mit den Römern in Handelsverbindungen standen, aber, durch die continentale Entfernung geschützt, ihre Unabhängigkeit noch erhalten hatten. So, in Besitz einer ungeheuern Ländermasse, in der gesegnetesten Zone des Erdballs, und auf dem Gipfel einer Macht, welche sie berechtigte, die Coalition aller übrigen bekannten Völker zu verspotten, hätten sie wohl dem barbarischen Sassen, dessen Name schon seine Abneigung gegen Eroberungen ausdrückt, den ungestörten Genuß seiner düstern

Wälder, seiner Sümpfe, seiner genügsamen Freysheit gönnen sollen.

Aber Mäßigung lag nicht in dem Character eines Staates, (wie eines Menschen), der einmal die Grenzen moralischer Bescheidenheit überschritten hatte. Sie war ferner, zum Unglück der Menschheit, dem Princip des Römischen Staates völlig entgegen. Es wird daher nicht mehr befremden, daß ein Volk, dessen Regierung ihr ferneres Daseyn nur in immerwährenden Kriegen und Eroberungen fand, seinen räuberischen Arm auch in Gegenden ausstreckte, die ihm, dem Sprößling eines üppigen Landes, nichts Wünschenswerthes, aber destomehr, und zum Theil ganz ungewohnte, Mühseligkeiten versprachen. Es wird nicht mehr befremden, daß die Eroberer der halben Welt, die Ueberwinder der mächtigsten und kultivirtesten Staaten mit einem rohen Volke eine Lanze zu brechen suchten, dessen Niederlage ihnen keinen Ruhm mehr gewähren konnte, dessen Sieg aber sie mit einer Schande brandmarken mußte, die den alten Ruhm fast vernichtete; wenigstens die Generation, welche sie verwirkte, als unwürdige Nachkommen des Romulus darstellte.

Schon seit geraumer Zeit hatten die Römer im Lande der Sassen ihr Wesen getrieben, und waren von ihnen mit der Gastfreundschaft argloser Naturkinder gelitten worden. Schon hofften sie durch die allmähliche Einführung Römischer Sitten und Geseze diesen Stamm der Germanen gefesselt zu haben, und gedachten diese Colonie zur Basis ihrer Eroberung von ganz Deutschland zu gebrauchen. Den gefährlichen Marbod, der im südlichen Deutschland einen mächtigen Völkerbund errichtet hatte, wollten sie von Pannonien aus angreifen, während Varus von Nordwest her ihm in den Rücken fallen, und durch diese concentrische Operation den Todesstreich versetzen sollte *). So wars beim mächtigen August, anders beim mächtigeru Schicksal beschlossen. Einen Deutschen, Hermann, gebrauchte es zum Werkzeug seines ewigen Rathschlusses. So wie ein wilder Sprößling in einen cultivirten Boden verpflanzt, nur dessen Veredlung einsaugt, ohne die Corruption der um ihn her fränkenden Treibs

*) S. Schmidts Geschichte der Deutschen. 1ster Band.
 A. u. M. v. Verf.

hauspflanzen zu theilen, so hatte der Aufenthalt in Rom, und der Umgang mit den Römern nur dazu gedient, Hermanns großen, kraftvollen Geist zu bilden und zu verfeinern, ohne sein Gemüth mit dem Gifte der verderbten Weltkönigin zu beflecken. Man könnte sagen: er verband die Seele des Deutschen mit dem Geiste des Römers. Jene gebahr den Entschluß, sein Volk vor der entnervenden Knechtschaft zu bewahren; dieser erzog denselben. So gelang es seiner Feinheit, den Varus in seine eignen Schlingen zu verwickeln; seinem Feldherrn, Genie, mit rohen Horden das stärkste Heer, was Rom je besessen hat, zu vernichten.

Die militärische und politische Wichtigkeit der Folgen, welche diese Niederlage für den Römischen Staat hatte, sind so anerkannt, daß wir sie nur zu berühren brauchen. Sie vernichteten auf ewig die Idee Römischer Unüberwindlichkeit, die selbst des Germanicus prahlende Züge nicht wieder erzeugen konnten. Sie raubte dem Römer jenes heroische Selbstvertrauen, den Bürgen des Sieges. Sie entdeckte das Geheimniß von der Verderbtheit des Römischen Volkes, und von der

Daraus folgenden Schwäche des Staates, wie des Heeres. Aus den Weigerungen der Römer, Varus Niederlage an den furchtbaren Cheruskern zu rächen, aus ihrem Abscheu vor Kriegsdiensten, ward das Erlöschen des Patriotismus klar, und man sah, daß nur ein auf Eigennuß gegründeter Gemeingeist, nur ein vom Glück genährtes Ehrgefühl die Stützen des Heers gewesen waren; trügerische Piloten, die nur bei günstigem Winde das Schiff leiten, aber es im Sturm an dürren Sandbänken stranden lassen. Die Schwierigkeiten, welche August bei Errichtung eines neuen Heeres fand, zeigten die Erschöpfung des Reichs, die Unmöglichkeit, sich durch eigene Kraft zu halten. Diese einzige Schlacht warf Rom in Europa auf ewig in eine politische und militärische Defensiv; und da nichts in der Natur still steht, so kann man dreist behaupten, daß Rom in diesem Zeitpunkte auf dem höchsten Gipfel seiner Macht stand. Es giebt wenig Begebenheiten in der Geschichte, welche den Scheitelpunct eines Staates so scharf bezeichnen; und da die Teutoburger Schlacht über das Schicksal des wichtigsten Staates entscheidet, den die Geschichte kennt, so möchte

dies wohl allein schon genug seyn, obige Behauptung zu rechtfertigen.

Aber nun erwäge man auch den Einfluß, den die Folgen der Schlacht auf das Schicksal der Menschheit überhaupt gehabt haben. Um diese Folgen desto anschaulicher zu machen, wollen wir einmal annehmen: Es gab keinen Hermann. Die Unternehmung gegen Marbod gelang; ganz Deutschland ward Römische Provinz. Welcher ungeheure Zuwachs an neuen Staatskräften! Die Deutschen, von jeher zu sehr Krieger und zu wenig Politiker, um nicht ihren Unterdrückern zu Werkzeugen neuer Eroberungen zu dienen, hätten ihnen alle Völker südlich der Karpathen unterjochen helfen. Leicht war denn auch die Bezwingung der Wenden, welche damals schon in Krieger Sinn den Deutschen nachstanden. So hätte vielleicht Rom seine Herrschaft bis an die Westküsten ausgedehnt; wenigstens wären ihm die Bewohner des nördlichen Rußlands durch natürliche Armuth des Landes, und durch spärliche Bevölkerung immer tributär gewesen, und es konnte jede Entwicklung der Kräfte, nach seiner menschenfeindlichen Politik, in der Geburt ersticken.

Im Besitz der Ostseeküste war es den Römern leicht, die Scandinavische Halbinsel mit ihrem Handel, ihrem Luxus, ihren entnervenden Lasteren bekannt zu machen. Gelang es ihnen auch vielleicht nicht, auf diesem Wege ihre Herrschaft über das Baltische Meer zu verpflanzen, so waren doch diese Völker allein zu schwach, eine Völkerwanderung, wie die, welche Europa regenerirt hat, zu verursachen.

So war also Rom's Universaldespotie in Europa vollkommen. Was wären die Folgen derselben gewesen? —

Rom, d. h. der Kern des ungeheuren Reichs, durch die Ausdehnung des letztern gegen jede Kriegsgefahr gesichert, ließ nach und nach alle jene republikanischen Tugenden absterben, welche nur durch gemeinschaftliche Gefahr und Noth erzeugt und genährt werden, deren Uebermaaß es zu dieser Macht erhoben hatte. Durch diese Sicherheit gepflegt, durch die Reichthümer aller Welttheile genährt, wuchs Luxus, Weichlichkeit und Corruption zu Riesengröße, erstickte die letzten Reste bürgerlicher Tugenden, und jener moralischen Kraft, welche den Colosß erbaut hatte, und allein vermö-

gend war, ihn zu erhalten. Die Provinzen hingegen, gleich den Leibeigenen Polnischer Magnaten, sollten dem (Stief-) Mutterstaate alle ihre, dem nothdürftigen Daseyn entbehrlichen Kräfte, und erndteten dafür die Corruption desselben. Die Jünglinge der unterjochten Völker wurden den Römischen Legionen einverleibt. Sie mußten ihrem Patriotismus entsagen, ja das Gefühl der Vaterlandsliebe mußte gänzlich in ihnen erstickt werden; denn hätte man es auf einen, ihnen nicht fremden, nein ihnen verhassten Staat lenken wollen, so würde es sich instinktmäßig wieder zu ihrem wahren Vaterlande zurückgewendet haben. Daher suchte man den durch Gemeinnutz (man verzeihe dieses Wort) erzeugten Patriotismus durch einen auf Eigennutz gegründeten esprit de corps zu ersetzen. Aber Kinder des Eigennutzes sind immer nur trügerische Piloten *). Alle Begebenheiten nach der Teutoburger

*) Ich bin nicht der Meinung einiger, die Menschheit herabwürdigender Sophisten, welche den Patriotismus nur als einen feinen Egoismus darstellen möchten. Es möchte diesen Herren schwer fallen zu erklären, wie man sich aus Eigennutz, z. B. in eine Pesthölle stürzen kann.

Schlacht beweisen, daß dieses Prinzip der Römischen Legionen nur im Glück die Probe hielt.

So erlag also das kolossale Reich unter der Last seiner Größe. Rom ward durch das Uebermaaß seiner Reichthümer entkräftet; die Provinzen wurden es durch Aussaugung ihres Markes. Die allgemeine Corruption vergiftete den letzten Rest der in sich selbst verzehrten Kraft. Dieß werden immer die Früchte einer Universalmonarchie seyn. Es sind Thoren, welche von ihr, von der wildernastürlichen Vereinigung mehrerer Staaten den ewigen Frieden hoffen, welche nur in dem verschiedenen Staatsinteresse die Quelle der Kriege zu finden glauben, statt sie in den Leidenschaften der Menschen zu suchen. Glaubt Ihr den Lauf des Stromes zu hemmen, wenn ihr quer durch sein Bett einen Damm zieht? Er wird seine Ufer überschwellen, und zerstörend über die Felder sich wälzen, die es begränzen; oder er zerreißt Euer fleisches Glückwerk. Steigt hinauf bis zu seiner ohnmächtigen Quelle, verstopft diese, — und wenn Ihr das nicht vermögt, so genüge Euch, seinen Rücken mit Euern Schiffen zu belasten, von seinen Uberschwemmungen Eure Fluren befruchten

zu lassen, und gegen seine Verheerungen sichert Euch durch bescheidene Uferdämme. — Thoren, welche Freyheit und Menschenglück von einer gigantischen Staatsmaschine erwarten, die nur durch despotische Gewalt in ihrem Gange erhalten werden kann, und deren ewige Reibungen dann immer noch den bey weitem größten Theil des Menschengeschlechts in der Summe der gedrückten Individuen tyrannisiren. — Thoren endlich, welche Wahrheit, wissenschaftliche und ästhetische Bildung, von der Einheit der Verfassung hoffen; sie, welche nur unter dem Schutze der Freyheit, der vielseitigen Beleuchtung und der Entfernung von allen dictatorischen Auctoritäten gedeihen. —

Jenes Schicksal, welches die Römischen Provinzen traf, würde ohne die Teutoburger Schlacht ganz Europa betroffen haben. Dieser Welttheil ward dann nur von entnervten Sklaven bewohnt. Jene Quellen, aus denen sich rohe, aber kraftvolle Völker über Spanien, Frankreich und Italien ergossen, waren vergiftet, und dadurch verstopft. So hätte sich Rom einige Jahrhunderte länger erhalten, bis zu jenem Zeitpuncte, wo Muhamets Religionsystem ein phantastisches Romas

den Volk entflammte, und ihm politische Bedeutung gab. Die Sarazenen eroberten alle Römischen Provinzen, und nur die Kraft der Deutschen Völker setzte ihnen Grenzen. Diese Kraft war ohne die Teutoburger Schlacht nicht mehr da; ganz Europa fiel also in die Hände der Muselmänner. Das Christenthum hätte die Catastrophe in andern Ländern eben so wenig gehemmt, als in Griechenland. *) Ohne Hermann beteten wir

*) Man kann sagen: nach obiger Hypothese würde Attila weniger Widerstand gefunden, den ganzen Occident erobert und regenerirt haben. Zugegeben diese, noch gar nicht erwiesene Wahrscheinlichkeit, frage ich: konnte die despotische Verfassung der Hunnen (denn so ist, nach Montesquieu stets die Verfassung nomadischer Völker, sobald sie ihre Wohnsitze verlassen, und wirklich war es auch die der Hunnen) den Freysinn regeneriren? Gewiß nicht. Die von ihnen eroberten Länder würden die größte Empfänglichkeit für die Religion und Staatsform der Sarazenen gehabt haben, statt daß die Deutschen Völker, selbst im Lehrsystem noch lebendige Spuren der Altdutschen Freyheit, und einer Verfassung besaßen, welche die Fähigkeit hatte, sich zu verbessern, weil der Geist der Freyheit in ihr herrschte. Siehe hierüber Montesquieu.

Ann. d. Verf.

Allah und Muhamet an, und gehorchten dem, physische und moralische Kraft erschaffenden, Druck einer despotischen Regierungs- und Religions-Form, ihr, die nur von physischem Genuß ausgeht und nach ihm strebt; deren Princip, gleich der Feder einer abgelaufenen Uhr, die Niemand wieder aufzieht, nur Einmal wirkt, weil ihr Zweck: sinnliches Wohlbehagen, bestimmt erreicht werden kann, statt daß das Ziel weiserer Verfassungen, die den ewigen Verbollkommnungstrieb zum Prinzip haben, in unendlicher Entfernung uns vorschwebt.

So würde der Keim zu neuer Cultur in Wollüsten der rohesten Art erstickt worden seyn, während die alte unter ewiger Vergessenheit begraben läge. Alles, was die Menschheit dem Griffel der Alten verdankt, wäre, gleich der Alexandrinischen Bibliothek, den Flammen von einem Volke übergeben worden, welches alles menschliche Wissen im Alforan erschöpft glaubt. Die Meisterstücke des Griechischen Meißels wären zertrümmert worden; denn Muhamets Gesetz gestatten keine Bilder, weil ein steinerne, ein gemalter Mensch, keinen physischen Genuß gewährt, und keines fähig ist. Der classische Boden wäre uns stumm, wie er es

dem heutigen Bewohner des Pelopones ist. Ohne daß nur Eine Generation die augenblicklichen Vortheile eines Universalstaates genossen hätte, würde die Menschheit unter den traurigen Früchten seiner unvermeidlichen Ausartung: unter Despotie, unter physischer und moralischer Entnervung, erliegen. Die Begriffe von Menschenswürde und Volksfreiheit wären von der Erde vertilgt; das Materielle hätte das Streben des Geistes erstickt. Es gäbe keine Englische Staatsverfassung; America, das Cap und Australien wären nicht entdeckt. Ganz Europa, der ewige Herrscher des Erdballs, würde dann, wie jetzt das Türkische Reich, in moralischer Fäulniß liegen, und hätte, nach Lloyd und Bülow, seine Regeneration nur von der Kalmückensteppe aus zu erwarten, wenn — Hermann nicht die Teutoburger Schlacht gewonnen hätte.

Historische Erinnerung an das Jahr 1776.

Auf Veranlassung des einsichtsvollen Fürstgot wurde eine kleine Schrift unter dem Titel: Die Unschicklichkeit des Lehnrechts &c. geschrieben, wahrscheinlich in der Absicht, um die Gemüther für ein zukünftiges, dahin ab Zweckendes Gesetz zu gewinnen. Das Parlement setzte den in dieser Schrift enthaltenen Grundsätzen den Einwurf entgegen, daß durch jene das Eigenthumsrecht gekränkt werde, und ließ die unschuldige Broschüre durch Henkers Hand verbrennen. Der Hof von Versailles lud den Verfasser, einen gewissen Bauer, Assessor der Generalcontrole, vor; doch Ludwig XVI. verbot es ihm, mit der Bemerkung: in Versailles unter seinem Schutze sich aufzuhalten. Die kleine Schrift wurde zur Demüthigung des Parlements, in der Königl. Druckerien auf Königl. Kosten gedruckt. Um die Einwirkung einer gemeinsamen Freyheit auf die Gemüther zu bemerken, machte die Regierung einen kleinen Vers

such in dem Lande Gex, damit man den Erfolg im Großen desto sicherer berechnen könnte und das Volk drückte seine Freude in Festlichkeiten und Ausrufen aus: »Es lebe der König! — Es lebe Herr Türgot! — Es lebe die Freyheit! —

Der weise Türgot stimmte den unglücklichen Ludwig auch dahin, die Edicte wegen Aufhebung der Frohndienste, der Geschwornen und Bründerschaften der Künste und Handwerke, geltend zu machen, so sehr das damalige Parlement sich das gegen sträubte. Man erkannte die Einleitung in diese Gesetze als Meisterwerke der Gesetzgebung an, in welchem sich der Regent und treffliche Minister ein unvergängliches Denkmahl setzten, da jede Zeile Achtung für die Menschheit und Abscheu gegen diktatorische Gewalt bezeichnete. Zum Beispiele folgende Sätze sprachen eine reine Humanität aus: »Gott gab allen Menschen Bedürf-
 »nisse; Arbeit ist ihm unentbehrlich und aus dem
 »Rechte, zu arbeiten, entspringt das Eigenthum
 »jedes Menschen; und dieses Eigenthum ist das
 »erste, heiligste, das unverjährlichste, unschätzbarste
 »von allen. Wie könnte es gerecht seyn, daß die,
 »welche Frohndienste verrichten sollen, doch nichts

»für sich haben? — sie zu zwingen, ihre Arbeit,
 »ihre Zeit ohne Lohn herzugeben? — Das einzige
 »Mittel ihnen zu rauben, das sie gegen Hunger
 »und Elend haben, und dieß zum Vortheile reis-
 »cherer Bürger, als sie? — So verirrt man sich,
 »wenn man vergißt, daß die Gerechtigkeit allein
 »das Gleichgewicht zwischen allen Rechten und
 »jedem Interesse erhalten kann.“ —

Die, welche so schlossen, vergaßen, daß man
 denen, die weiter nichts, als Arme haben, weder
 Gold abfordern darf, welches sie nicht besitzen,
 noch ihre Arme zu verlangen befugt ist, die ihr
 einziges Mittel sind, sich und ihre Familie zu er-
 nähren.

Hätte doch die Prophetin von Valentano,
 welche des Papstes Clemens des XIV Tod weis-
 sagte, und in demselben Jahre gefänglich eingezo-
 gen wurde, die Zukunft noch weitgreifender ent-
 schleiert! —

Der edle, für alles Gute enthusiastisch einge-
 nommene, rastlos thätige Tü r g o t fiel in demsel-
 ben Jahre noch in Ungnade. Herr v. Cl ü g n y
 wurde sein Nachfolger, Graf M a u r e p a s war
 die Ursache seines Sturzes. T ü r g o t dachte nicht

wie Prometheus beim Aeschylus im 6ten Auftritte: „Verehere, bete an, lobe schmeichelnd, „den, der allezeit regiert.“ — Ruhig übergab er das Register der Finanzen dem Herrn Bertin, und hörte auf, einen Brief zu dictiren, mit den Worten: „Mein Nachfolger wird ihn endigen!“ —

Dr. Kinderling.

10.

Europäisches Staaten-Verhältniß, dargestellt mit erlaubter Freymüthigkeit.

Die Staaten von Europa sind auf eine weise Art von der Natur unter sich verkettet. Die natürliche Verbindung einiger Staaten kann wohl auf eine Zeit unterbrochen werden, sey es durch falsch verstandene Politick, oder durch Uebermacht eines Dritten, aber nach Jahren tritt der Naturs Verein bestimmt wieder ein. Ein Regent, eine

Nation kann wohl auf einige Zeit irre geleitet werden, aber anhaltend duldet die Natur diesen Irrthum nicht; denn er führt die Nation an den Abgrund des Unterganges. Wie sehr es einer Nation schmerzt, wenn sie sich aus der Reihe der Europäischen Mächte soll ausgestrichen sehen, dieses erkennt man deutlich an der Polnischen Nation. Welche Aufopferung, welche Anstrengung lernen wir nicht in der Polnischen Nation kennen! Sie war schon aus der Reihe der Mächte herausgehoben, ihr Name war schon Jahrelang vertilgt, und doch hat sie sich wieder empor gearbeitet. Trägt sie auch gleich noch nicht ihren alten Namen, so brüstet sie sich doch schon mit dem Namen ihrer Hauptstadt, und öffentliche Blätter sprechen sogar schon von einem Polnischen Vices König. Diese Nation verdient allerdings hierin die Bewunderung eines jeden denkenden Menschen.

Polens Verhältniß zu Frankreich war in den ältern Zeiten wie die Türkische Pforte zu Preußen. Wurde in den frühern Zeiten die Pforte von Rußland oder Oesterreich zu sehr gedrängt, und man kam ihrer Hauptstadt zu nahe: so konnte ihr Natur-Miirter, Preußen, im Rücken Oesterreichs oder Rußlands, jedesmal eine vielwirkende Diverſion machen. Der Divan hat ſeit einigen Jahren ſein Intereſſe verkannt; Preußen hätte ſollen von der Türken im letztern Krieg durchaus unterſtützt werden. Die Ottomanniſche Pforte iſt freylich ſeit vielen Jahren ein treuer Miirter von Frankreich geweſen; dieſe Allianz gründet ſich aber einzig auf das Gleichgewicht der Franzöſiſchen Seemacht mit der Engliſchen. Iſt dieſes Gleichgewicht aufgehoben durch die Uebermacht der Engliſchen Seemacht: ſo wird die Pforte gezwungen, ihre Allianz mit der Engliſchen zu verwechſeln. Dieſes Prin-

cip befolgt ebenfalls jetzt die Pforte mit Oesterreich; denn da sie keine Diversion von der Preussischen Macht unter den jetzigen Verhältnissen zu erwarten hat, so schließt sie sich an die Oesterreichische Monarchie mit Vortheil an. Diese neue Allianz wird der Politik manche besondere Resultate gewähren.

Sapientiae est, opportuno tempore tacere.

Obgleich Frankreich und Preußen mit einander im Kriege gewesen, so bleibt eigentlich Preußen doch sein natürlicher Allirter. Preußen kann in gewissen sich zu ereignenden Vorfällen Frankreich großen Vortheil gewähren, und so verhält sich auch Rußland zu Preußen, indem ersteres in gewissen Verhältnissen, die vielleicht bald eintreten dürften, doch gewiß große Dienstleistung von Preußen erwarten kann.

Daß die Preussische Monarchie von Seiten Frankreichs und von Seiten Rußlands alle mögliche Hülfsleistung erhalten wird, um Kräfte zu sammeln, und eine gute Armee wieder zu erhalten, ist aus dem jetzigen politischen Verhältniß allerdings diesem Staat vorherzusagen. Der Leser wird mich hier der Mühe überheben, die Ursachen anzugeben, zumal da der politische Darsteller bey unsern Zeiten Menagement und Delicatesse nicht aus dem Augenpunct verlieren darf.

Die neuern Ereignisse in Spanien haben viele politische Plane zertrümmert, aber auch eben so viele neue erschaffen.

Nach den Grundsätzen einer gesunden Politick sollten die Nordischen Staaten, als Rußland, Schweden und Dänemark, nicht allein einen Of- und Defensiv-Bund, sondern eine Erbverbrüder-

rung auf ewige Zeiten bey dem jezigen Meer; Despotismus der Engländer unter sich errichten. Nur dieser Verein kann den Engländern den größten Troß bieten.

Ueber das Verhältniß Deutschlands (letztern Namen wünscht man politischer Weise von der einen Seite mit dem Namen Rheinbund; Staaten zu vertauschen: Möchten ihn aber doch die Deutschen Fürsten, nachdem die nördlichen Fürsten hinzugegetreten sind, den Deutschen Bund nennen!) und das Verhältniß Italiens, wird mir erlaubt seyn zu einem gelegenern Zeitpunkt zu sprechen.

M. . . . den 14ten November 1808.

Der Staatsmann in der Einsamkeit.

II.

Berichtigungen und Bemerkungen über die neuesten Schriften des Obristen v. Massenbach.

Ich betrachte diese Schriften als ein außerordentliches Werk für Mitwelt und Nachwelt, wegen des lehrreichen Details, und der vielen neuen Aufschlüsse, die nur ein so kenntnißvoller, mit dem Kriegswesen und den Operationen vertrauter, und mit den innern Verhältnissen so bekannter Officier, wie der Obrist v. Massenbach, geben konnte. Indessen kann er sich bey manchen Aeußerungen und Behauptungen irren, und liegen solche der Berichtigung offen, woben in jedem Fall die historische Wahrheit nicht anders als gewinnen muß. Nur dadurch kann ein solches

Werk und von einem solchen Verfasser classisch werden.

v. A.

Vor und während der Schlacht von Jena habe ich die Begebenheiten, von denen ich Zeuge war, mit Ruhe beobachtet, und das, was ich sah, gleich niedergeschrieben; deshalb halte ich es für Pflicht, jeden Irrthum zu berichtigen, ohne Rücksicht, wem dieses nützt oder schadet. Nur dem Rechte und der Wahrheit huldige ich!

Es ist unrichtig, wenn der Obrist v. Massenbach in seinen historischen Denkwürdigkeiten Thl. 2, Seite 121 und 22, dem General Grafen v. Tauenzien vorwirft, schon in der Nacht vom 12ten zum 13ten October, das Saalthal verlassen zu haben. Erst am 13ten, Morgens 6 $\frac{1}{2}$ Uhr fiengen die Truppen an daraus abzumarschiren. Der Fürst konnte also in Kappellendorf, bey dem Abgange des Obristen nach Weimar, Morgens 4 $\frac{1}{2}$ Uhr, nicht von einer Sache Meldung erhalten haben, die sich erst 2 Stunden später ereignete.

Es ist unrichtig, wenn der Obrist die ersten Canonenschüsse, mit welchen die Schlacht begann, um 5 Uhr, oder gar noch früher bestimmt. Diese Schüsse fielen um 6 Uhr. Ich sah in dem Augenblicke nach meiner Uhr, wie wir den Abhang des Dornberges verließen, und dem Feinde entgegen marschirten. Wir fochten neben den braven Grenadieren, welche der Sächsische General v. Cerini befehligte, abwechselnd glücklich, bis wir um 9 Uhr, nach gänzlich verfeuerter Munition, den Rückzug gegen Bierzehnheiligen antraten. Noch vor dem Dorfe kam uns der Fürst v. Hohenlohe entgegen; er erkundigte sich nach unserm Verlust, lobte die Standhaftigkeit und Ordnung der Truppen, und befahl dem Grafen v. Taugenien sich bey Klein Römstadt aufzustellen.

Es ist unrichtig, wenn der Obrist den günstigen Augenblick für die Deutschen Waffen um $8\frac{1}{2}$ Uhr bestimmt. Dieser Zeitpunkt existirte nicht um $8\frac{1}{2}$ sondern um $10\frac{3}{4}$ Uhr. Zehntausend Mann frische Truppen hätten den Sieg höchst wahrscheinlich für uns entschieden.

So weit meine Berichtigungen; nun meine Bemerkungen. — Ich habe den Obristen nie per-

fönlich gekannt, doch verehrte ich ihn, weil ich oft hörte, „er ist einer der vorzüglichsten Officiere, voll Feuer und Vaterlandsliebe; er ist zu großen Thaten fähig.“ — Jetzt rufe ich mit ihm aus: „Derjenige ist glücklich, der mit der Kraft der Ideen, die Kraft des Handelns verbindet!“ — Der Obrist hatte diese letzte Kraft nicht, darum wurde er, darum wurden wir bey Jena unglücklich!

Sprach der Obrist gegen seine bessere Ueberzeugung, am 13ten October Nachmittags, nicht den unglücklichen Befehl des Herzogs von Braunschweig aus, war er fähig, im unglücklichsten Fall, für diese Ueberzeugung seinen Kopf zu wagen; — denn beym Gelingen hatte er das Schicksal des Mannlius nicht zu fürchten: — so war er groß und unser Retter!

Allgemein glaubten wir, der Fürst komme, um den vor uns stehenden Feind von den Höhen zu werfen. Wir ahnten nicht, daß der Kaiser vor uns stand, aber wir hätten das Glück gehabt, ihn zuerst zu schlagen, das Unglück von Saalfeldt war verwischt, und welchen moralischen Eindruck hätte dieses auf beyde Heere gemacht? — Wahrlich wir

versäumten den glücklichsten, den größten Moment *). Der Genius des Krieges schwang in diesem Augenblick seine erleuchtende Fackel über Massenbach's Haupte, dieser aber vertraute seinen Eingebungen nicht **); düster in sich gefehrt, nur den Einfluß abwägend, den der Zufall auf jede Unternehmung äußert, nicht selbst schaffend, nur ängstlich zusammensetzend, ging er mit sich zu Rathe; er sprach den Befehl aus, der dem schlagsfertigen Fürsten die Hände band, und zürnend warf der beleidigte Gott die Fackel in den Staub!

Noch war Rettung, wenn sich in der Nacht vom 13ten zum 14ten, alle Truppen des Cappel'sendorffer Lagers mit den Corps Lauenzien und Cerint vereinigten, und vor Anbruch des Tages angriffen. Der Feind konnte seine Massen auf dem Landgrafenberge nicht entwickeln. Auf diesen Punctn geworfen, war er auch vernichtet, weil alle dahin führenden Hohlwege, durch Truppen, Artillerie und Munitionswagen gestopft waren. Marschall Ney, dessen Erscheinung so viel

*) Denkwürdigkeiten des Obristen v. Massenbach.

**) Lobrede des Obristen auf den Prinzen Heinrich.

zum Siege beitrug, wäre nicht herangekommen. Marschall Soult hätte nicht Zeit gehabt, den General Holzen dorff zu vertreiben, und alle schöne Folgen, welche Seite 166 stehen, traten dann ein. Noch einmal: „die Vereinigung aller disponibeln Truppen auf dem Dornberge, und ein früher Angriff, konnten uns, wie die Sachen am 14ten October standen, einzig zum Siege führen.“ Die falsche Voraussetzung, von Schwabs hausen angegriffen zu werden, die Unbekanntschaft mit dem Aufenthalte Napoleons und seiner Hauptmacht, veranlaßten das Lager bey Cappels lendorff. Wüßte man diesen Aufenthalt, so würde man sich in der Nacht ganz zurückgezogen, oder Morgens mit aller Kraft da angegriffen haben, wo es nur mit Erfolg geschehen konnte. Zu diesem kräftigen Angriff mit Tagesanbruch mußte ein Mann rathen, der in seiner Lobrede auf den Prinzen Heinrich den Grundsatz aufstellt: „Auss-erordentliche Gefahr erheischt ausserordentliche Kühnheit; nur diese ist dann Weisheit!“

Wäre die Lobrede auf Friedrich II. vor dem 14ten October 1806, dem Könige, aber nur diesem überreicht, so konnte man den Verfasser einen

treuen Diener, einen kühnen, freyen Mann nennen. Jetzt 1808, im Großherzogthum Warschau geschrieben, erwirbt sie ihm diese Namen nicht.

Der König erhielt bey allem Unglück seine Ehre, und die Geschichte wird ihn als ein Muster der Treue und Biederkeit darstellen. Diese Tugenden lassen uns einer frohen Zukunft entgegen sehen, und diese befördern zu helfen, sey unsere erste, unsere heiligste Pflicht.

v. Hüllesheim.

12.

M i s c e l l e n .

D i e E n t e n .

„Wie geht es doch wol zu, Nachbar Fürs-
 „gen, sagte Klaus, daß ein Thier über eine
 „Menge anderer eine ordentliche Oberherrschaft
 „ausüben kann? Ich spreche von der Ente des

„Amtmanns, die allen andern Enten auf dem
 „Teiche die Nahrung wegschnapt, so daß sie nur
 „allein gut im Stande, und die andern armen
 „Dinger vor Magerkeit nicht leben und sterben
 „können.“

„Je Nachbar, erwiederte Jürgen, begreift
 „ihr denn das nicht? Des Amtmanns Ente ist
 „flüger wie die andern, und da sie's Fett einmal
 „hat, ist sie auch stärker.“

Der Amtmann, welcher hinter seiner Gartens-
 mauer dieses Gespräch mit anhörte, dachte dabei
 an die Engländer, welche den Continentalen eben
 so schlimm mitspielen, wie seine Ente den übris-
 gen. Er fragte sich bei diesem Gedanken unmys-
 thig im Kopfe, (denn er war ein Niedermann
 von altem Schroot und Korn) und beseufzte die
 Trägheit und Einfalt seiner Landsleute, die jenen
 stolzen Insulanern tributär geworden sind, und
 dieses schimpfliche Joch so lange haben behaglich
 finden können.

P r i e s t e r = Z u g e n d.

Eine neue Anekdote.

Folgender Zug christlicher Sanftmuth und lobwerther Denkart verdient aufgezeichnet zu werden. Er ereignete sich erst vor zwey Monaten im November 1808, in der Französischen Stadt Corbeil, zum Departement de Correze gehörig. M. Sibuet, Präsident des Tribunals von Corbeil, hat selbst die Sache durch die öffentlichen Blätter unterm 7ten November (1808) bekannt gemacht. — Hier sind seine Worte:

» Mehrere Einwohner dieser Commune waren
 » angeklagt, die Feyer des catholischen Gottesdien-
 » stes tumultuarisch gestört zu haben. Die auf-
 » gerufenen Zeugen, Verwandte oder Freunde der
 » Tumultuanten, gaben vor, nichts gesehen, oder
 » gehört zu haben. Indessen war die Aussage des
 » Pfarrers, eines als sehr rechtschaffen bekannten
 » Mannes, der eine große Anzahl mehr verirrter,

»als strafbarer Landleute, wie frevelhafte Ruhestö-
 »rer bezeichnete, hier entscheidend, und es bedurfte
 »keiner weitem Zeugen. Und was that nun die-
 »ser ehrwürdige Pfarrer? Er erklärte: er sey von
 »der Größe der Mysterien, die er eben celebrirt
 »hätte, so sehr durchdrungen gewesen, daß er nichts
 »anders als seinen heiligen Gegenstand, und das
 »Opfer eines Gottes des Friedens, der dadurch
 »die Verbrechen der schwachen Menschheit habe
 »loßkauffen wollen, vor Augen gehabt hätte."

»Die Angeklagten wurden hierauf losgelassen.
 »Sie entfernten sich unter Segenswünschen für
 »ihren guten Pfarrer, dessen väterliche Lehren sie
 »fürs künftige genau zu befolgen versprachen."

S i b u e t,

Präsident des Tribunals von Corbeil.

Den M a n n e n

eines bey Jena gefallenen Sachsen.

Süß und rühmlich ist's, für's Vater-
land zu sterben!

Braver! dir auch fiel dieß schöne Loos.

Dich birgt Frieden nun in ferner Erde Schoos;

Wir nur ringen noch, des Kammers Erben,

Hoffnungslos, das Bessere zu erwerben,

Bis mit unserm Glück, zerschellt in Scherben,

Unser Herz auch deckt des Hügel's Moos.

Ja, im Grabe nur wohnt endlich Friede;

Dort, wo schweigend die Verwesung nagt,

Und der Wurm nicht nach dem Unterschiede

Zwischen Welteroberer und Bettler fragt;

Dort, wo einst der Mann mit Doppelkrone
 Dem im Kittel gern sein Plätzchen läßt,
 Und die Asche, die vom goldenen Throne
 Niederfiel, gleicht Andrer Aschenrest;
 Dort, wo dem mit Schweiß bedeckten Pflüger
 Der Gewappnete kein Leid mehr thut,
 Und bescheiden der einst stolze Sieger
 An der Seite des Besiegten ruht.

Ach, daß Menschen früher dieß nicht
 wollten!

Menschen, die ein Gott der Liebe schuf,
 Die sich lieben können, und daher auch
 sollen!

Daß der Leidenschaften wilder Ruf
 Stets Vernunft und Herz noch überschrenet,
 Bruder sich und Bruder leicht entzweyhet,
 Und des Einen zürnend Machtgebot
 Menschen waffnet zu der Menschen Tod!

Doch so ist's des Unerforschten Wille!
 Reif für Lieb' und Frieden ist die Welt
 noch nicht!

So, so denkt der Welse, in der Stille
 Seines Herzens jammern, und — thut seine
 Pflicht.

So auch du, nein . . . ! Nicht mit dem Grimme
 Wilder Mordlust zogst du hin zum Streit;
 Du gehorchtest des Gesetzes Stimme,
 Gleich getheilt in Muth und Menschlichkeit.
 O, daß jener nicht dem Vaterlande,
 Diese nicht dem Feinde nützlich war!
 Daß im Schreckgefilde der Gefahr
 Auf der Saale schroffem Felsenrande
 Schon so früh zum Tod dein Aug' sich schloß,
 Und dein Blut doch nur vergebens floß!

Wie vergebens? — Nein, es floß der Ehre,
 Floß der Pflicht für Fürst und Vaterland;

Und dort oben auf der bessern Sphäre
 Reichte dir des Weltenrichters Hand
 Deinen Lorbeer, und in Sachsens Heere
 Wird dein Name stets mit Preis genannt.
 Wohl dir! du erlebst keine Schmach;
 Und vielleicht mit schönen Siegesträumen
 Für den ach! verhängnißvollen Tag
 Flogst du auf zu jenen lichten Räumen,
 Wo ein Gott den Stab im Zorne brach.
 Finde dort, wo auf gerechter Waage
 Dieser Gott — einst Schuld und Unschuld
 wägt,

Nicht mehr ächzt des Unterdrückten Klage,
 Nicht des Pressers Uebermuth sich regt,
 Finde dort für Redlichkeit und Treue
 Jenen Lohn, den keine Waffe raubt,
 Find' ihn dort im Land der höhern Weihe,
 Wo man glaubend liebt und liebend glaubt!

Wir, die einst in ächter Freundschaft Bunde,
 — Ach, wir schieden ahnungsvoll von dir! —
 Wärzten uns so manche Lebensstunde,
 Sind noch Zeugen manches Jammers hier;
 Harren bang der Folgezeit entgegen,
 Fragen zweifelnd: Wird uns endlich Ruh,
 Oder strömt auf blutbespritzten Wegen
 Neue Angst und neue Noth uns zu? —

Wie es sey! Denn was uns kommt, ist gut;
 Und das Bessere selbst stammt vom Verderben.
 Wie es sey! Schon floß der Edlen Blut!
 Wie es sey! Noch blieb auch uns der Muth,
 Stolz für Recht und Vaterland zu sterben.

E.

Critische Notizen.

Kriegs-Kalender auf das Jahr 1809.

Auf einen Kriegs-Kalender hat man für dieses Jahr aus mancherley Gründen wohl schwerlich gerechnet; am wenigsten konnte man auf einen so eleganten hoffen, als uns jetzt der bekanntlich so unternehmende, als geschmackvolle Buchhändler Götschen in Leipzig, geliefert hat. Der einsichtsvolle Mann wünschte dem Publicum ein Taschenbuch für gebildete Leser aller Stände zu geben, und dies hat er auch redlich gethan. Er wußte zu wohl, daß wir in Deutschland des Kriegs genug hätten, daher das Militärische im Inhalt untergeordnet, und nur in den charakteristischen schönen Kupfern hervorstechend ist. Sie stellen ein meisterhaft gestochenes, sehr ähnliches Portrait des Prinzen von Ponto Corvo vor, desgleichen

sechs Gruppen ausländischer Krieger: Spanier, Russen, Cosacken, Franzosen, Polen u. a. — Eine glückliche Idee war es, damit einen Kalender der Weltbegebenheiten seit 1792 zu verbinden, der für jetzt nur die Ereignisse der ersten drei Jahre enthält, aber in den künftigen Jahrgängen dieses so ausgezeichneten Almanachs weiter fortgesetzt werden wird.

Da das uns jetzt merkwürdig gewordene Sinauland so allgemeines Interesse erregt, so wird man die hier zweckmäßig bearbeitete, und wohlgeschriebene Geschichte dieses wichtigen Landes gewiß mit Vergnügen lesen. Sie geht bis zum Jahr 1807, schildert mit Einsicht den Character und die Sittenart dieser kraftvollen Nation bey vielen Ereignissen, und erstreckt sich auch über ihre alte und neue uns unbekannte Sitten, Gebräuche &c. Eine schöne, von sachkundigen Sinnen als sehr richtig

anerkannte, Charte des Landes, ist dieser Geschichte in großem Format abgesondert beygefügt.

Dies Taschenbuch kann in vieler Hinsicht als ein schönes Muster gelten, und wenn man etwas daraus wegwünschen möchte, so sind es die zwey Caricatur-Blätter, die zu der hier sonst allenthalben beobachteten historischen Würde nicht wohl passen.

Hassans Papiere.

Der 3te Theil dieses originellen Buchs ist jetzt erschienen, *) voll eigener, zum Theil sonderbarer, ja auffallender Bemerkungen und Ideen, noch mehr wie in den zwey ersten Theilen, hin

*) Berlin bey Johann Friedrich Unger 1809.

und wieder gleich den vorigen, oft aber auch ganz abweichend. Wie Manches noch nie zuvor von andern Reisenden Bemerkte, ist hier über Prag, Wien, Triest, Smirna &c. gesagt!

Was der Verfasser hier über Hamburg — das schon im vorigen Theil berührt wurde — anführt, hat das Gepräge des Genialischen, und verdient die größte Aufmerksamkeit. Unter andern erörtert er mit so viel Gründlichkeit als Sachkenntniß, die für Staatsmänner und Politiker, für Philosophen und für jeden Denker überhaupt interessante, neue und wichtige Frage: ob der Besitz von Hamburg einem Monarchen je etwas werth seyn könne? Auf große Sachkenntniß und eine alles umfassende Localkenntniß gestützt, beweist der Verfasser überzeugend, daß ein solcher Besitz keine, gar keine wesentliche Vortheile einem Monarchen verschaffen könnte. „Er

„würde — sagt er — eine schöne Seifenblase
 „ergreifen, die bey der ersten Berührung seiner
 „Hand sich in Luft auflösen würde.“

v. A.

Industrie und Cultur der Portugiesen.

Wenn große politische Begebenheiten die Augen der Welt auf ein Land ziehen, so ist man begierig dasselbe so genau als möglich kennen zu lernen; man greift daher gerne nach allen solchen Schriften, die uns darüber belehren. Der verdienstvolle Hofrath Lueder in Braunschweig hat hiezu durch ein kleines, interessantes

tes, zweckmäßig abgefaßtes Buch bengetragen *), wobei er die besten Reise: Nachrichten zu Rathe gezogen hat. Man vermißt indeß ungerne hier den weltflugen Jung, der lange in Portugal war, und hernach Preussischer Resident in Danzig wurde. Mancher dürfte jedoch finden, daß der Marquis Pombal, — über dessen Geschichte man noch gar nicht aufs Reine gekommen, — hier viel zu hart behandelt ist. — Nicht überflüssige Notizen vermehren den Werth dieses Buchs.

v. H.

*) Ueber die Industrie und Cultur der Portugiesen vom Hofrath Lueder in Braunschweig. Berlin 1808, bey Duncker und Humblot.

Intelligenzblatt

zur Minerva.

Januar 1809.

Von den bey uns unlängst angekündigten drey Werken des Hrn. Obristen v. Massenbach, sind jetzt zwey fertig geworden, und in allen Buchhandlungen zu haben. Es sind dieß die

Rückerinnerungen an große Männer.

Preis 2 Rthlr., und in einer ord. Ausgabe 1 Rthlr 12 Gr.

und

H i s t o r i s c h e

D e n k w ü r d i g k e i t e n

zur

Geschichte des Verfalls des preussischen Staats

seit dem Jahre 1794

nebst

des Verf. Tagebuch über den Feldzug von 1806

von

dem Obristen v. Massenbach,

General-Quartiermeisterlieutenant und Ritter des Verdienstordens,

In zwey Theilen.

Mit vielen Situationskarten und Planen.

Preis mit den vier dazu von Kolbe und Mare meisterhaft gestochenen Situations-Planen 4 Thlr., und ohne diese Pläne 2 Thlr. 12 Gr.

Das dritte und größere Werk desselben Herrn Verfassers: „Memoiren über seine Verhältnisse

nisse zum preussischen Staate und insbesondere zum Herzog von Braunschweig, seit dem Jahre 1783. 3 Bände. Mit 20 Charten und Planen," ist ebenfalls der Erscheinung sehr nahe. — Wir hoffen die ersten zwey Bände dieses Werks in einigen Wochen versenden zu können.

Leipzig, den 15. November 1808.

Kunst- und Industrie-Comptoir
in Amsterdam.

In unserm Verlage ist so eben fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Historisch-militärisches
H A N D B U C H
für

die Kriegsgeschichte der Jahre 1792-1808,
enthaltend
eine genaue Uebersicht aller Feldzüge und
Landungen, welche in diesem Zeitraume Statt
gefunden haben.

Von
Carl Freyherrn v. Grofs,
ehemaligen Obristlieutenant in Holländ. Diensten.

Mit
einem topographisch - militairischen Atlasse von
19 Charten und Planen. gr. 8.

Herr Obristlieutenant v. Grofs, ein geborner

Schweizer, ist als praktischer Soldat eben so rühmlichst bekannt, als er es als taktisch-militärischer Schriftsteller ist. Er wohnte den Feldzügen von 1793 und 1794 in den Niederlanden gegen die Franzosen bey. Ao. 1795 vertheidigte er die Festung Grave gegen dieselben auf das rühmvollste. Ao. 1799 war er mit bey der englischen Expedition in Nordholland. Die Catastrophe von 1806 betrachtete er mit Kennern in Weimar, seinem jetzigen Aufenthalte. Als militärischer Schriftsteller hat er sich unter andern durch ein Werk über die höhere Taktik etc. vorthailhaft bekannt gemacht.

Der Nutzen und das Interesse eines compendiösen historisch-militärischen Handbuchs über den ganzen Revolutionskrieg seit 1792, bis zu den neuesten Zeiten leuchtet jeden ein, und bedarf hier also keiner nähern Auseinandersetzung. Das gegenwärtige umfaßt ihn ganz von seinem Anfange, oder dem Feldzuge in Champagne 1792, bis zur Eroberung von Finnland im laufenden Jahre. Die Charten und Plane, (in einem aparten Atlas in Fol. gebunden), sind vortreflich gestochen, und enthalten:

- 1) Charte des Feldzugs in den Niederlanden im Jahre 1793 und 1794.
- 2) Die Schlacht von Kaiserslautern.
- 3) Plan der Schlacht von Neerwinden im J. 1793.
- 4) Rückzug des General Moreau aus Deutschland.

- 5) Kriegstheater in Italien im Jahr 1796 und folgenden.
- 6) Die Schlacht von Marengo.
- 7) A. et B. Landung der Franzosen und Engländer in Egypten und deren Operationen bey Aboukir und Cairo.
- 8) Landung der Engländer in Nord-Holland im Jahr 1799.
- 9) Marsch der französischen Armee gegen Ulm, im Jahr 1805.
- 10) Die Schlacht von Austerlitz im Jahr 1805.
- 11) Stellung der preussischen und französischen Armeen vor und nach der Schlacht von Jena.
- 12) Die Schlacht von Jena im Jahr 1806.
- 13) Das Treffen von Auerstädt im Jahr 1806.
- 14) Die Schlacht von Preussisch-Eylau im J. 1807.
- 15) Gegend von Preussisch-Eylau und Märsche der Armeen nach der Schlacht.
- 16) Die Schlacht von Friedland im Jahr 1807.
- 17) Plan der englischen Belagerung von Kopenhagen im Jahr 1807.

Im Text des Werks befinden sich noch folgende zwey eingestechte kleinere Plane :

- 18) Eine Charte über die Operationen in den Niederlanden im Jahr 1794.

19) Position der Oestreicher und Franzosen im April 1799 an der schweizerischen Gränze.

Der Preis mit dem Atlaß ist 6 Rthlr. 18 Gr., ohne den Atlaß 3 Rthlr.

Leipziger Michaelis - Messe 1808.

Kunst- und Industrie - Comptoir
in Amsterdam.

Wir haben von dem letzten Besitzer die sämtlichen vorrâthigen Exemplare

des Conversations-Lexikons

mit dem Verlagsrechte käuflich an uns gebracht, und ist dasselbe von jetzt an, nur allein von uns zu erhalten. — Der noch fehlende sechste Theil, womit dieß Werk ganz vollständig ist, ist nun vollendet, und in allen Buchhandlungen zu haben.

Wir haben diese Nachricht den zahlreichen Besitzern der ersten fünf Theile dieses in seiner Art einzigen Werks schuldig zu seyn geglaubt, da schon seit so langer Zeit die endliche Bervollständigung desselben gewünscht worden ist. Der Preis dieses neuen sechsten Theils ist 1 Thlr. 18 Gr., und der eines completen Exemplars in 6 Bänden sauber brochirt 8 Thlr., und sauber gebunden 1 Thlr. 12 Gr. mehr. — Der vollständige Titel desselben zeigt

denen, welchen dies Werk noch unbekannt seyn möchte,
dessen Zweck und Tendenz hinreichend an:

Conversations-Lexikon

oder

Kurzgefaßtes Handwörterbuch

für

die in der gesellschaftlichen Unterhaltung aus den
Wissenschaften und Künsten vorkommenden
Gegenstände.

mit

beständiger Rücksicht auf die Ereignisse der ältern und
neuern Zeit.

In sechs Bänden complet.

Wir erlauben uns hier die Versicherung, daß
man zu Weihnachts- und Neujahrsgeschenken schwer-
lich ein anziehenderes und zugleich für immer brauch-
bares Werk wählen könne, als dieses.

Leipziger Michaelis-Messe 1808.

Kunst- und Industrie-Comptoir
in Amsterdam.

F r a n k r e i c h s Code criminel correctionnel et de police.

wird in einem von dem Herrn geheimen Ober-Tribunal-Rath Klein veranstalteten Uebersetzung, mit dessen Anmerkungen begleitet, in meinem Verlage herauskommen.

Indem ich das Publikum auf diese Uebersetzung aufmerksam mache, verspreche ich denjenigen, die bis zum 1. Februar dieses Jahrs in irgend einer Buchhandlung hierauf subscribiren wollen, ihre Exemplare auf feinem Schreibpapier mit breitem Rande für den nämlichen Preis zu liefern, welcher nachher für Exemplare auf weißem Druckpapier Statt finden wird.

Auf

Quistorps Grundsätze des deutschen peinlichen Rechts, 6te rechtmäßige Aufl., mit Anmerkungen und Zusätzen von dem Herrn geh. Ober-Tribunal-Rath Klein,

wovon des 1sten Bandes erste Abtheilung unter der Presse ist, wird noch bis Ostern dieses Jahrs Subscription angenommen.

Januar 1809.

K. E. Stiller,
Buchhändler in Rostock.

Anzeige für Kaufleute.

Der Niedersächsischer Anzeiger, von welchem mit dem Jahre 1809 auch zugleich der fünfte Jahrgang seinen Anfang nimmt, enthält die interessantesten Aufsätze und Notizen des In- und Auslandes für Kaufleute, als: Pariser, Wiener, Amsterdamer, Copenhagener, Petersburger, Rigaer, Hamburger &c. Geld- und Wechsel-Course; St. des Disconto; Bremer, Hamburger &c. Preis-Courante; Altonaer, Pariser, Bremer, Hamburger, Lübecker &c. ausführliche Fallissements-Anzeigen; auch die Amsterdamer, Antwerpener, Bordeauxer, Niezer, Bremer, Hamburger &c. Einfuhrlisten, nebst allen wichtigen und interessanten Handlungs- und Auctions-Anzeigen.

Dieses Blatt wird in Hamburg wöchentlich viermal ausgegeben, Abends zwischen 6 und 7 Uhr, so daß es noch mit den Posten versandt werden kann. Auswärtige wenden sich an die Postämter und Buchhandlungen ihres Orts, hiesige Interessenten aber an Rosenhauer, kleine Johannisstraße No. 14, und für solche bleibt der Preis des Jahrgangs 6 M^g 4 S^g pränumerando.

Februar. 1809

I.

Bemerkungen über das Amalgamiren der
Staaten und Nationen.

(Eingefandt.)

Kenner der Politick und Staatengeschichte werden es schwerlich bestreiten, daß nicht jede Befassung und jedes Regierungssystem für jeden Staat und jede Nation passen, sondern daß beydes nach dem Character und den Verhältnissen eines Volks eingerichtet seyn muß. Ein Staat, welcher nur von einer einzigen Nation bewohnt wird, und dessen Lage so beschaffen ist, daß er nur ein einfaches, allgemeines Interesse hat, genießt in dieser Hinsicht einen bedeutenden Vorzug, indem

(Minerva No. II. 1809.)

er nach einfachen Regeln administriert werden kann. Hingegen ein Staat von zusammengesetzten Nationen und Ländern von ungleichartigem Interesse, ist weit schwerer zu regieren. Es wird eine besondere Weisheit erfordert, diese verschiedenen, oft entgegengesetzten Interessen zu combiniren, oder die verschiedenen Nationen in einander zu verschmelzen und zu einem großen Ganzen auszubilden. Wir wollen auf das aus so vielen heterogenen Theilen bestandene, ehemalige Deutschland keine Rücksicht nehmen. Deutschland war seit mehreren Jahrhunderten kein, oder wenigstens ein sehr unförmliches Ganze. Die Verfassung des Deutschen Reichs trug, ohngeachtet mancher erheblicher Vorzüge, den Keim ihrer Auflösung in sich. Nachdem Friedrich der Große Preussen zu einer Macht des ersten Rangs, und zu einem glücklichen Rival von Oesterreich erhob, war Deutschland völlig verloren. Auch der deutsche Fürstenthum war nur ein Palliativ-Mittel. Er konnte dessen Fall bloß wegen der damaligen momentanen Lage von Europa aufhalten. Die unglückliche Wendung des Französischen Revolutionskriegs beschleunigte nur Deutschlands Umsturz.

Auch andere Staaten geben Belege von der Nothwendigkeit, oder dem Nutzen des politischen Amalgamirens. Man werfe z. B. einen Blick auf die Oesterreichische Monarchie vor dem Französischen Revolutionskriege. Der scharfsichtige Joseph der Zweyte erkannte vollkommen die innere Schwäche seines Reichs durch die Trennung und Ungleichartigkeit seiner Bestandtheile. Er strebte daher rastlos, diese Unvollkommenheit zu heben. Aber der kühne und thätige Reformator unterlag in dem Versuch. Der Geist der Zeit widerstrebte damals zu sehr der nackten offenen Gewalt. Ueberdies war Joseph kein Feldherr, und wollte sein Reich nicht erobern. Wirklich lehrt die Geschichte, daß ein durch Eroberung gegründeter Staat nicht länger in seiner Integrität besteht, als das Eroberungssystem mit Glück fortgesetzt wird.

Das Staats-Amalgamirungssystem sahen wir in unsern Tagen in seiner höchsten Vollkommenheit und in seinem weitesten Umfang von dem Welt-Überwinder Napoleon ausüben. Er beherrscht eigentlich sechs verschiedene Nationen,

die Spanier eingeschlossen *). Das große Problem ist, diese zu einem Ganzen zu vereinigen, wozu vorzüglich folgende Mittel führen: 1) äußere Sicherheit; 2) eine einzige Regentenfamilie; 3) gleiche Staatsverfassung; 4) gleiches Regierungssystem; 5) gleiche äußere Tendenz; 6) gleichförmige Anwendung der Militairkräfte; 7) unbedingte Herrschaft und Präeminenz der siegenden Nation.

1) Die äußere Sicherheit eines Staats wird wesentlich dadurch begründet, daß keine fremde Macht existirt, die im Stande ist, ihn mit irgend einer Wahrscheinlichkeit des Erfolgs anzugreifen. So lange ein Staat nicht dergestalt von aussen gesichert ist, werden die großen Reformationen im Innern nur schwachen Fortgang, und vielleicht eine precaire Existenz haben. Die Französische Revolutionsgeschichte beweiset nichts dagegen. Hier

*) Wer kann zweifeln, daß Spanien gänzlich erobert werden, und sich dem Willen des Siegers unterwerfen wird, da der Widerstand der Engländer zu schwach ist, und Napoleon sonst durch nichts behindert wird, seine ganze Macht zu diesem Zweck anzuwenden.

war nur eine Nation, nur ein Staat. Und dennoch läßt sich wohl behaupten, daß die neue Verfassung von Frankreich nicht eher als dauerhaft angesehen werden konnte, bis Napoleon durch die Feldzüge von 1800 und 1801 alle mit ihm in Krieg begriffenen Mächte entkräftet, und die Friedensschlüsse von Luneville und Amiens errungen hatte. Die Französische Republic nach dem Frieden von Campoformio, und das jetzige Französische Reich sind gar nicht mit einander zu vergleichen. Damals waren noch Deutschland, (wenigstens der Form nach) Unter, Italien, die Schweiz, unabhängige Staaten; und daß Spanien noch nicht seine Selbstständigkeit durchaus verloren hatte, sehen wir aus der neuesten Spanischen Revolution. Jetzt aber gehören alle jene Staaten zum Französischen Reich. So consistent das alte Frankreich durch die Revolution geworden war, so einfach muß auch das jetzige große Napoleonische Reich werden. Es darf daher kein anderer Staat existiren, der es wagen möchte, Napoleon in der Ausführung seiner großen Plane, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mögen, zu stören, und selbst bey Empörungen in

irgend einem Theile seines Reichs Besorgnisse zu erregen. Dies hat Er theils durch die Gewalt der Waffen, theils durch kluge Negotiationen bewirkt. Es giebt auf dem Europäischen Continent nur noch drey unabhängige Staaten: Rußland, die Türken und Oesterreich. — Die außerordentlichen Anstrengungen des Wiener Hofes zeigen, daß wenigstens dieser selbst die Oesterreichische Monarchie noch für einen selbstständigen und unabhängigen Staat hielt. Aber nach der eignen öffentlichen Erklärung des Kaisers Napoleon existirt ein so enges Offensiv- und Defensiv-Bündniß zwischen Frankreich und Rußland, daß er dadurch gegen jede mögliche Unternehmung von Seiten Oesterreichs gesichert ist *), sonst würde er auch nicht alle seine Truppen bis auf ein einziges, nicht sehr bedeutendes Corps, aus Deutschland, ja sogar vom Rhein und aus Oberitalien nach Spanien ziehen. Sollte aber der scharfblickende

*) Man bittet die Leser, diese Anmerkung ja nicht so zu deuten, als wenn das Wiener Cabinet wirklich etwas gegen Frankreich intendirte. Es ist bloß von einer Möglichkeit die Rede.

Napoleon eine Aenderung der Gesinnungen des Petersburger Cabinets ahnen, so würde Er mit Blitzesschnelle die Oesterreichische Monarchie eben so zertrümmern, wie vorhin Preussen. Wäre denn Oesterreichs Macht, Rußlands letzte Vormauer, zerschmettert, so würde selbst dies Gigantische Reich von Napoleon Geseze annehmen müssen, zumal da alsdenn die Kräfte des übrigen ganzen Continents, Frankreich wider Rußland, so wie ehemals die Kräfte Deutschlands wider Preussen und Rußland, zu Gebot stehen würden.

In Ansehung der Türken hat man, wie der Erfolg zeigt, auch insofern richtig gerechnet, daß der Geist der türkischen Nation und die innern Unruhen die neue Regierung, bey aller ihrer Energie, doch fürs erste hindern würden, den Russischen Kaiser dergestalt zu beschäftigen, daß derselbe außer Stand gesetzt wäre, seines Bundesgenossen eventuelle Erwartungen ganz zu erfüllen. Die äußere Sicherheit des Napoleonischen Reichs ist also aufs stärkste befestigt.

2) Wenn die Regenten mehrerer Staaten durch nahe Verwandtschaft mit einander verbunden sind, so werden sie schon durch das gemeinschaftliche

Familien-Interesse aufgefordert, sich einander gegenseitig zu unterstützen. Dies Familien-Interesse überwiegt bisweilen sogar das Staats-Interesse, z. B. bey den verschiedenen Zweigen des Hauses Bourbon, welche die Thronen von Frankreich und Spanien einnehmen. — Außer dem Könige von Sachsen gehören die Regenten der vornehmsten Staaten des Föderativ-Reichs, nämlich: die Könige von Spanien, von Neapel, von Holland, von Westphalen, von Württemberg, von Bayern, die Thronfolger des Königreichs Italien und des Großherzogthums Baden, zu einer Familie, deren Oberhaupt der Französische Kaiser ist. Er hat sich alle Rechte des Familienchefs vorbehalten. Keine Heyrathen in der Familie dürfen ohne seine Genehmigung geschehen. Familienstreitigkeiten werden von ihm geschlichtet. Sogar versetzt er die verschiedenen Individuen von einem Königreich nach dem andern. Auch sind mehrere von diesen Königen Ihm durch Bekleidung von Hof-Chargen persönlich verpflichtet. Dagegen haben aber auch die drey Brüder des Kaisers und ihre männliche Nachkommen das Successionsrecht auf die Kaiserswürde. Bey dieser engen und vortheilhaften Fas-

millien; Verbindung der Regenten der Föderativen Staaten ist es natürlich, daß sie das größte Interesse haben, sich einander die kräftigste Unterstützung zu leisten, und sich sämmtlich dem Kaiser aufs festeste anzuschließen. Es gab nie unter regierenden Fürsten ein so fest verschlungenes Familienband; z. B. der Bourbonische Familienvertrag hinderte nicht, daß ein Zweig dieser Familie bey den Kriegen des andern neutral bleiben konnte. Die Mitglieder des Oldenburgischen Hauses hatten sogar alles Familien-Interesse aufgegeben, führten mehrmals blutige Fehden gegen einander, und eine Linie suchte wohl gar die andere vom Thron zu verdrängen, oder abhängig zu machen.

3) Bekanntlich dient die Verfassung von Frankreich zum Muster für alle Fiskal-, oder Föderativen Staaten. Einige von denselben haben zwar noch bedeutende Abweichungen in der Form. Es ist aber zu vermuthen, daß diese allmählich verschwinden, und die Verfassungen der einzelnen Staaten völlig nach der Französischen modificirt werden dürften. Die Gleichheit der Verfassungen wird die verschiedenen Völkerschaften einander nähren, und die Verschmelzung derselben erleichtern. Z. B.

Den Einwohnern des Königreichs Westphalen wird es in der Folge gleichgültig seyn, ob sie in Cassel oder in Paris repräsentirt werden, ob ihre Repräsentanten in Cassel oder in Paris ihre Sitzungen halten, ob sie nach Französischen oder nach Westphälischen Gesetzen gerichtet werden. Es wird ihnen genügen, wenn sie wissen, daß keine Gesetze für sie gegeben werden, als welche vorher von ihren Repräsentanten discutirt worden sind.

4) Was zuvor über die Staatsverfassung und Gesetze bemerkt worden, findet auch in Hinsicht des Regierungssystems und der Grundsätze der Administration statt. Es würde überflüssig seyn, in mehrern Beispielen zu zeigen, daß die Filialstaaten nach gleichen Grundsätzen mit Frankreich administriert werden. Das Militair, so wie der Civil-Etat, haben hier dieselbe Organisation wie dort. Die Finanzen und das Handelswesen werden hier eben so geleitet, wie in Frankreich. Eine solche Gleichheit in der Administration wirkt auf den Geist und die Stimmung der Einwohner. Finden sie bey ihren Nachbarn dieselbe Einrichtung, dieselben Regierungsmaximen, so sind sie mehr geneigt mit diesen eine Nation auszumachen; statt daß es natürlich ist, bey Nationen,

die nach verschiedenen, vielleicht gar entgegengesetzten Grundsätzen regiert werden, ein mächtiges Sträuben anzutreffen, sich unter die fremde Herrschaft zu begeben. Wie wenig würde es, z. B. die Einwohner eines Landes, wo eine völlige Pressfreiheit existirt, behagen, unter einer Regierung zu leben, welche die strengste Censur zu ihrer Maxime gemacht hat! Und sollte es den Bewohnern eines Staats, wo nur jeder freiwillig Soldat ist, gleichgültig seyn, plötzlich und unvorbereitet eine Regierung zu bekommen, die eine strenge Militairconscription eingeführt hat?

5) Unter der Tendenz eines Staats verstehen wir hier einen bestimmten Hang oder Neigung der Nation, oder der Regierung zu gewissen Maximen im Benehmen gegen andere Staaten. Die Tendenz kann also entweder national seyn, oder sich nur auf den Regenten beziehen. Die Staaten- und Völkergeschichte älterer und neuerer Zeiten liefern uns mehrere Beispiele von beidem. Bei den Römern war eine National-Tendenz zur Universalherrschaft über die damals bekannte Welt. Das Römische Reich hatte seine Existenz und immer steigende Größe nur einem tief angelegten

Eroberungssystem zu danken. Von jeder neuen Eroberung hatte die Nation neue Vortheile mancher Art. Freylich fiel am Ende der Kolosß, weil er unter seiner eignen Last erlag. — Die Nomadischen Völker, welche das westliche Römische Reich zerstörten, hatten eine National-Tendenz sich andere Wohnsitze zu wählen. Wären sie auch nicht von andern Stämmen wieder gedrängt gewesen, so verbesserten sie doch wesentlich ihren Zustand, da es ihnen an moralischer Kraft fehlte, diesen in ihrem Vaterlande vollkommener zu machen. Ein gleiches gilt von den Arabern (Saracenen) und Türken, welche letztere in dieser Hinsicht noch größere Aehnlichkeit mit den Römern haben. Carl Der Große führte seine unaufhörlichen Kriege nicht eigentlich aus Eroberungssucht, sondern um seinem Hauptstaat dauerhafte, äussere Sicherheit zu verschaffen. Man würde ihm Unrecht thun, wenn man ihn einer Tendenz zur Universalmonarchie beschuldigte. Allenfalls möchte man seine persönliche Tendenz zur Civilisation anderer Staaten zugeben.

Die Tendenz der Hierarchie zur Universalherrschaft war in das Wesen der Corporation verwebt,

und also gleichsam nationell. — Der berühmte Städterbund, die Hanse, hatte gewissermaßen eine National-Tendenz zur Verbreitung des Handels und zur Civilisation der Welt. — Auffallend ist die zum Theil durch religiösen Fanatismus hervorgebrachte National-Tendenz der Spanier zur Verdrängung der Mauren aus Spanien, welche sich sogar auf Corporationen und Individuen erstreckte. — Unter Carl dem Fünften hatte Spanien eine Tendenz zur Universalmonarchie, aber diese war nicht nationell, sondern nur ein persönlicher Hang des Regenten. Die Spanische Nation nahm durchaus kein Interesse an seinen Kriegen in Italien und in den Niederlanden, und an seinem Bestreben, sich in Deutschland Souverain zu machen. — Die Holländer hatten eine National-Tendenz außer Europäischen Eroberungen. Diese standen nämlich in der genauesten Verbindung mit der Ausbreitung ihres Welthandels, und auf demselben beruhete die ganze Existenz der neuen Republick. — Kaiser Ferdinand des Zweyten Bemühungen, die alten Verhältnisse der Kaisermürde in Deutschland herzustellen, und die protestantische Religion zu unterdrücken, gründeten

sich nicht in dem Wohl seiner Staaten. — Eben so verhält es sich mit Ludwig des Vierzehnten ernstlosem Streben, Frankreich ein Uebergewicht über alle Continental-Staaten zu verschaffen. Preußen hingegen hatte seit der Regierung des großen Churfürsten eine National-Tendenz, sich zu einer Macht des ersten Rangs zu erheben. Die Fortdauer und das Wohl des Staats hingen davon ab. Der siebenjährige Krieg war daher für Preußen ein Nationalkrieg. — Peter des Großen Plan, die Gränzen seines Reichs bis in die Ostsee zu erweitern, gründeten sich nicht nur in einem scharfsinnigen Raisonnement und in seinem persönlichen Eroberungsgeist, sondern stimmte zugleich mit der National-Tendenz überein. — Es würde überflüssig seyn zu erläutern, daß England eine National-Tendenz hat, seine Besitzungen in andern Welttheilen zu vergrößern. *)

*) Diese Tendenz wird aber aufhören, sobald die Franzosen, bey Fortdauer des Kriegs, die Brittischen Inseln erobert haben werden. Ob Napoleon, von dem man immer nur das höchste, das Ausserordentlichste erwarten darf, dann nicht die allgemein

Schon vor zehn Jahren bemerkte ein ohnlängst verstorbener berühmter Schriftsteller, daß Frankreich eine Tendenz zur Ausdehnung seiner Gränzen gegen Osten habe. Freylich hat Frankreich seit mehrern Jahrhunderten seine Eroberungen gegen Osten fortgesetzt. Allein man muß nicht vergessen, daß der größte Theil der eroberten Länders ehemals zu Frankreich gehörte, und davon nur durch manche Catastrophen getrennt war; und daß Sprache, Sitten, innere Verhältnisse u. s. w. französisch waren. Zur Einziehung dieser Länders möchte etwa die Französische Nation eine gewisse natürliche Tendenz gehabt haben. Aber die übrigen großen Eroberungen scheinen sich nur in dem glücklichen Erfolg des politischen Systems der Herrscher zu gründen. Inzwischen ist es, vorzüglich in einem militairischen Staat, möglich, das was ursprünglich nur Maxime der Regierung ist, zur Nationalsache zu erheben, z. B. ins

verhaßte Krämer-Nation nach einem andern Theil von Europa versetzen, und Britannia durch andere Nationen wieder bevölkern wird, damit alle Handels-Gräuel für immer aufhören?

Ann. d. Verf.

dem die eroberten Länder dergestalt genützt werden, daß nicht nur dadurch die öffentlichen Abgaben der Bewohner des erobernden Staats vermindert werden können, sondern auch der Wohlstand der Ueberwinder theils durch Beziehung eines steten Tributs von den Ueberwundenen, theils durch die Nothwendigkeit, worin diese gesetzt sind, der siegenden Nation die Erzeugnisse ihrer Industrie abzunehmen, bedeutend vermehrt wird. Auf diese Weise könnte vielleicht Napoleons persönlicher Hang, sich zum Beherrscher des Continents zu machen, zugleich auf die Französische Nation übergehen. Diese doppelte Tendenz sucht man auch auf die Vasallenstaaten zu übertragen. So wie durch neue Eroberungen der Umfang des großen Französischen Reichs zunimmt, werden auch diese vergrößert, z. B. Sachsen, Bayern, Holland u. s. w. Von den erbeuteten Reichthümern wird ihnen ein Theil zugewendet, z. B. von der Oesterreichischen Beute, Bayern. Hierdurch sollen die Einwohner der Föderativstaaten, insonderheit ihre Beherrscher allmählich gewohnt werden, ihr Nationalinteresse an dem Französischen zu knüpfen, es von diesem unzertrennlich zu halten. Dies Bestreben,

Den verbündeten Ländern dieselbe Tendenz, welche Frankreich hat, einzulösen, geht nicht blos auf Eroberungen, sondern erstreckt sich auch auf das Handelssystem, und überhaupt auf das ganze Vernehmen gegen fremde Nationen. Wie sehr z. B. die Maximen der Westphälischen Regierung mit denjenigen des Französischen Gouvernements übereinstimmen, sieht man an der Vernichtung der Englischen Waaren in Marburg.

6) Jetzt wird, vielleicht nicht ohne Grund, das Militair als der erste Stand in der bürgerlichen Gesellschaft und als der wichtigste Gegenstand der Staatsverwaltung betrachtet. Mag auch der Despotismus auf dieser Lehre sein Reich bauen, der practische Nutzen davon ist klar. Das Militair beherrscht die Nation. Seine Stimmung entscheidet für den Geist des Volks. Auf diesen durch das Militair zu wirken, ist wohl eine Hauptabsicht Napoleons bei der Art seiner Disposition über die Truppen der Bundesstaaten. Die Portugiesen werden nach Italien, die Spanier und Holländer durch Deutschland und Dänemark gegen Schweden, geschickt. Die Sachsen müssen das neue Polen bewachen. Die Polen, die Deuts

schen, die Italiener, die Holländer gehen nach Spanien, um die dortigen Rebellen zu bekämpfen, während Französische Truppen die Hanseestädte vor feindlichen Ueberfällen beschützen, die wichtigste und äußerste Gränzfestung des großen Reichs bewachen, sich in Neapel zu einem Angriff auf Sicilien bereiten, und in Dalmatien die Türken und Montenegriner in Respect halten. So gewöhnen sich die Soldaten aller dieser verschiedenen Nationen an einander, so lernen sie nur ein gemeinschaftliches Interesse, dasjenige ihres großen Beherrschers beherzigen. Sie betrachten sich nicht mehr als die Beschützer ihres speciellen Vaterlandes, sondern als Soldaten des ganzen Napoleonischen Reichs. Diese Gesinnungen werden sie dereinst bei ihrer Rückkehr auch ihrer Nation einflößen; und schon, während sie in fernen Gegenden für das allgemeine Interesse kämpfen, bewegt der Antheil, welchen ihre zurückgelassenen Angehörigen an ihrem Schicksal nehmen, diese, alles zu unterlassen, was dasselbe trüben könnte *).

*) Freylich würde sich der Kaiser den Dank und den Segen mancher Individuen, mancher Familien ver-

7) Es ist nicht bloß natürliches Dankgefühl gegen die eigentliche Französische Nation, sondern zugleich eine sehr weise und wirksame Maafregel zur Erreichung des großen Hauptzwecks, daß Napoleon den Franzosen eine Präminenz vor allen andern Nationen, die mittelbar oder unmittelbar von ihm beherrscht werden, gewährt. Hierdurch gewöhnen sich alle übrige Nationen, die Französische für die herrschende zu erkennen, sie zum Muster zu nehmen, sich nach ihr zu bilden, und sich mit ihr zu verschmelzen. Der Deutsche, der Italiener werden allmählich aufhören zu wünschen, Deutsche und Italiener zu seyn, sondern

dienen, wenn er den Truppen jeder Nation, vorzüglich die Beschützung ihres besondern Vaterlandes überließe, und mancher gewöhnliche Kopf möchte sogar glauben, daß die Soldaten sich desto tapferer bezeigen würden, je näher die Gefahr ihren Vennaten rückte. Aber Napoleons großer Geist betrachtet die Sachen immer aus einem allgemeinen Gesichtspunct und von seinem hohen Standort. Kein einziges zu seinem großen Reich gehörige Volk soll ferner ein specielles Vaterland haben. Es soll künftig nur ein gemeinschaftliches Vaterland, nur ein gemeinsames Interesse existiren.

Ann. d. Verf.

künftig Franzosen heißen wollen. Eine gleiche Maaßregel befolgten auch die Römer. In allen eroberten Ländern wurden in der Regel Staatsbedienungen nur an Mitglieder von Römischen Familien vergeben. Die gebornen Römer oder deren Nachkommen hatten in allen Rücksichten einen Vorzug von den Eingebornen, bis diese gänzlich mit der herrschenden Nation verschmolzen waren. Eben so sieht man schon jetzt in mehreren Bundesstaaten das Ministerium zum Theil mit Franzosen besetzt, und die Französische Sprache darin eingeführt. Die ersten Militärstellen werden an Franzosen gegeben und das Commando ist französisch. Die wichtigsten Domainen werden an Französische Generale zur Belohnung ihrer Verdienste verschenkt.

Durch solche wohlberechnete Maaßregeln kann der große Napoleon nicht verfehlen, seinen erhabenen Zweck zu erreichen. Freylich ist noch manches zu thun übrig; freylich sind noch manche Hindernisse vorhanden. Aber diese wird der erste Mann seiner Zeit, mit der größten Gewalt, die je ein Sterblicher besessen hat, versehen, leicht zu überwinden wissen. Eins von diesen Hindernissen

ist vielleicht die Verschiedenheit der Sprachen in dem ganzen Umfang des Napoleonischen Reichs. Aber hängt es nicht von ihm ab, diese auf eine einzige dergestalt zu reduciren, daß die übrigen nur ein Idiom der niedern Volksclassen bleiben? Was macht es, wenn ein Wieland, ein Göthe, ein (Jean Paul) Richter, die herrlichen Producte ihres Geistes nicht mehr in Deutscher Sprache mittheilen? Was schadet es, daß man keine Deutsche Klagen über den Untergang von Deutschland aus dem Munde edler Deutscher Patrioten, eines Archenholz u. a. mehr hören wird? Das Glück der Menschheit wird dabei gewinnen, daß die künftige Generation vergessen wird, daß es Deutsche und ein Deutschland gab! — Wo blieben doch die Sprachen aller der Völker, welche von den Römern überwunden und unterdrückt wurden! Können diese gleich nicht mit der so gebildeten und schönen Deutschen Sprache verglichen werden; desto mehr Genugthuung für die Besieger der Welt, auch hierin, ihr Vorbild, die Römer übertroffen, zu haben!

Als ein anderes Hinderniß der völligen Amalgamation des Französischen Kaiserreichs dürfen unter ge-

wissen Umständen die vielen übrig gebliebenen einzelnen Souverainetäten zu betrachten seyn. Aber hat denn Napoleon sein großes Werk schon vollendet? Kann man glauben, daß er auf halbem Wege stehen bleiben wird? Sollte es seinem Scharfblick entgehen, daß durch die vielen einzelnen Hofhaltungen und Regierungen in den Rheinischen Bundesländern das Glück des Volks, dessen Gründung und Sicherstellung ja das letzte Ziel seiner unendlichen Anstrengungen sind, nicht befördert wird! Darf man bey seiner bewunderungswürdigen Consequenz bezweifeln, daß er dereinst, zum Wohl des Ganzen, die jetzigen kleinen Könige und Großherzöge in Französische Reichsfürsten verwandeln, ihnen einen Theil ihrer Domainen als Eigenthum lassen, und ihre Staaten dem Französischen Reich einverleiben werde! Was können die Fürsten mehr zu ihrem Glück verlangen, als ruhig und sorgensfrey das Leben zu genießen, von allen Regierungslasten entledigt zu seyn, und diese dem zu überlassen, welchen die Vorsehung gleichsam zu Regeneration der Welt und zum Beglücken der Menschheit berufen hat? Haben etwa die Fürsten von Nassau, von Hohenzollern, von Anhalt, von der

Lehen und der König von Württemberg größere Ansprüche auf die Erhaltung der Souverainetät, als es der Churfürst von Hessen, die Fürsten von Braunschweig, von Oranien, von Hohenlohe, von Fürstenberg, der Kronprinz von Etrurien u. s. w. hatten? Wie sehr die Bewohner der kleinen Staaten durch die directe Vereinigung mit Frankreich gewinnen würden, zeigt das Beispiel des Großherzogthums Berg, wo die Zölle vom Rhein an die Landgränze verlegt wurden, und der freieste Verkehr mit dem eigentlichen Frankreich eröffnet ward, sobald dies Land unter Napoleons unmittelbare Herrschaft gekommen war. Mit Recht sehnen sich die Völker des ehemaligen Deutschlands nach dem Augenblick, wo sie keinen andern Souverain erkennen, als den großen Napoleon! *)

*) Die Deutschen scheinen sich wirklich hierzu Hoffnung machen zu dürfen, da bereits so bedeutende Districte von Deutschland, z. B. Bayreuth, Erfurt, Hanau u. s. w. Domainen des Kaisers geblieben sind, und Napoleon die Staaten des Großherzogs von Berg, nach dessen Erhebung auf den Thron von Neapel, eingeزogen hat.

Auch die Verschiedenheit der Religionen in dem Französischen Kaiserreich ist ein Hinderniß der Amalgamirung der darin befindlichen Nationen, Freylich dürfte es eine schwere Aufgabe seyn, eine Vereinigung der verschiedenen Religionspartheyen zu bewürken. Doch Napoleons großem Genie ist nichts unmöglich. Allen Confessionen werden gleiche Rechte in Hinsicht des Staats gegeben werden; die religiösen Gebräuche werden bloß für Civil-Institute erklärt, es wird ein gleiches Kirchenrecht eingeführt werden.

In den bisher Protestantischen Ländern wird man eine allgemeine und unbedingte Toleranz anordnen. Den Unterricht wird man zu einer Sache des Staats machen. Die Deutschen Schulen werden nach den Französischen Anstalten umgeformt werden, und man wird genau bestimmen, was gelehrt werden soll. Nach diesen Vorbereitungen wird sich der Kayser zum Oberhaupt aller kirchlichen Gesellschaften in seinen Staaten erklären, den öffentlichen Glauben vorschreiben, und von allen Einwohnern beschwören lassen. Wie dankbar werden künftige Generationen dem gro-

ßen Mann für diese Friedens- und Vereinigungs-
Acte seyn! *)

Es ist jetzt die Zeit der Umformungen der
Staaten, wie ehemals der Völkerverwanderungen,
erschienen. Frankreich hat den Ton angegeben,
und mehrere, bisher so zu sagen, unabhängige
Regierungen, schienen, jede nach den besondern
Bedürfnissen und Verhältnissen der Staaten, hierin
nachzufolgen.

Das um die Hälfte verkleinerte, zerstörte und
verarmte Preußen wird in allen Stücken regenes
kirt. Der biedere König, dessen Herz nur durch
sein Unglück verädelt ist, bekennet im Angesicht sei-
ner Unterthanen und der Welt die großen Schwä-
chen und Mängel der bisherigen Verfassung. Er
gibt der Administration eine neue und einfache
Organisation, wodurch alle Geschäfte simplificirt,
und auf die zweckmäßigste Weise betrieben wer-

*) Es ist nicht zu leugnen, daß der Geist des Protes-
tantismus dem gegenwärtigen Zeitgeist widerspricht.
Diesem muß aber, zum Heil der Menschheit, alles
untergeordnet oder angepaßt werden.

den können. Er führt zugleich überall die strengste Deconomie ein, und giebt selbst den Einwohnern das aufmunterndste Beispiel. Man unterläßt nichts, um die tiefen Wunden des Staats zu heilen. Das Militair wird den Umständen gemäß reducirt. Es wird ihm eine neue Gestalt gegeben und ein liberaler Geist eingehaucht. Sogar den Commünen wird gewissermaßen Theil an der Administration eingeräumt *). Warum bleibt man doch auf halbem Wege stehen, und führt nicht ein gehörig modificirtes Repräsentativsystem ein.

Auch Dänemark bekommt eine andere Gestalt, und wird aus einem Ackerbau und Handlung treibenden Staat in einem militärischen umgewandelt. Zugleich hat man an der Verbesserung anderer Zweige der Administration lebhaft fortges

*) Man behauptet, daß alle diese treffliche Einrichtungen nach dem Plan des, zufolge geschätzter öffentlicher Blätter, z. B. dem politischen Journal, eines in den Preussischen Staaten allgemein verehrten, gewesenen Ministers geschehen.

arbeitet. Die Industrie wird gehoben; die Polizen erhält eine größere Vollkommenheit. Die Gesetzgebung macht langsame, aber wichtige und dauerhafte Fortschritte. Man sucht die verschiedenen Nationen, welche die Dänische Monarchie bewohnen, zu amalgamiren, und fängt sehr richtig bey der Sprache an. Es werden daher die Verordnungen für die sogenannten Deutschen Provinzen in Deutscher und Dänischer Sprache herausgegeben, um allmählich die Deutschen an die Dänische Sprache zu gewöhnen, und diese in Holstein allgemeiner zu machen. Vielleicht wird man sich derselben in der Folge bey dem öffentlichen Unterricht bedienen, und sie bey den Gerichten und öffentlichen Anstalten einführen. — Dännemark hat in den neuesten Zeiten eine unerwartete Kraft und Energie gezeigt. Nachdem es sich seit fünf Jahren in einem gerüsteten Zustand befunden, hat es in diesem Jahr, außer der Marine, über 100,000 Mann, mit eignen Mitteln, und ohne fremde Unterstützung, sogar bey sehr verminderter Staats-Einnahme, und während die ganze Nation durch eine unerhörte doppelte Han-

deßsperrre schrecklich litt, im Felde gehalten *). Das ganze auf sich selbst beschränkte Norwegen hat einen glorreichen Kampf mit der überlegenen Schwedischen Macht, mit Mangel und Hunger bestanden.

Die Oesterreichische Regierung beobachtet bey den erstaunlichen Anstrengungen, die sie macht, um den Staat in einen achtungswerthen Zustand zu setzen, einen eignen Gang. Sie entfernt sich, ohngesachtet die Oesterreichische Monarchie aus sehr heterogenen Theilen besteht, ganz von dem Almagamationssystem, und sucht vielmehr unter den verschiedenen Völkern, welche sie umfaßt, einen Wettelfer in Hervorbringung der Mittel, um die Existenz des Staats zu sichern, zu erregen. Bey dem ausgezeichneten Effect ihrer Bestrebungen möchte man versucht werden zu glauben, daß ihr System, ver-

*) Ob ein stehendes Heer von beynah 100,000 Mann und eine Marine von 10 bis 20,000 Mann für eine Volksmenge von noch nicht $2\frac{1}{2}$ Millionen Menschen und für die Dänischen Finanzen nicht zu groß sind? ist eine Frage, welche sich am besten aus dem Erfolg wird beantworten lassen.

glichen mit dem Erfolg der Bemühungen Joseph des Zweyten, wenigstens für den Oesterreichischen Staat, gewisse eigenthümliche Vorzüge haben müsse. Dies Emulationssystem (man erlaube mir den Ausdruck) belebt vorzüglich den Patriotismus und vermehrt die Anhänglichkeit an den ganzen Staat und an die Regierung dadurch, daß es den einzelnen Ländern und Völkern die Erhaltung aller Eigenthümlichkeiten ihrer besondern Verfassung und der Volksfreyheit sichert. Je weniger ein einzelnes Volk von seiner Nationalfreyheit in der Verbindung mit einem andern Staat aufzusopfern genöthigt ist, desto größern Werth hat diese für dasselbe. Bey der Almalgamirung hingegen geht die Freyheit und Nationalität des Volks ganz verloren, indem dasselbe einer andern Nation einverleibt und gewissermaassen untergeordnet wird. Wenn dieser Verlust nicht durch besondere Vorzüge und Vortheile, die es durch die Almalgamirung erhält, ersetzt wird, so dürfte es gleichgültig gegen die neue Verbindung, worin es getreten ist, werden. Nicht dem Staat, allenfalls nur dem vorzüglichen Regenten persönlich, wird es anhangen. Sollte die Regierung die Zuneigung und

Achtung der Unterthanen nicht verdienen, so wird die einberleibte Nation weit lieber eine Trennung von dem zusammengesetzten Staat, als eine Aenderung der Administration oder der Verfassung wünschen.

Ein seltenes politisches Phänomen sind die neuern Vorfälle in der Europäischen Türkei. Nachdem die Türkische Nation alle politische Lebensperioden durchlaufen hat, und an allen Schwächen des Greisenalters leidet; nachdem dieser Staat alle Symptome einer nahen Auflösung gezeigt hat, erhebt sich aus der Mitte des Volks plötzlich ein ausgezeichnetes Genie, welches mit einer seltenen Kühnheit und Festigkeit die Regeneration des hinfälligen Staats unternimmt. Vielleicht hat es nie ein schwereres Problem aufzulösen gegeben, als woran der Großvezier Mustapha Baitraktar sich wagte. Weder die Erregung noch die Beendigung der Französischen Revolution war mit gleichen Schwierigkeiten verknüpft. Der Zunder zur Revolution lag in der Französischen Nation selbst, in der fortschreitenden Aufklärung und in der fehlerhaften Verfassung des Staats. Die Gelegenheit gab die äußerste Schwäche der Regier-

rung, verbunden mit dem gänzlichen Sittenverfall
 der höhern Stände. Der Funke ward hineins-
 geworfen von dem Neid, von der Herrschsucht
 und von der Eitelkeit einiger, so wie von dem
 überspannten Gefühl und der einseitigen Ansichten
 anderer Männer von Einfluß. War die Flamme
 einmal aufgelodert, so verbreitete sich das Feuer
 von selbst weiter, ohne daß man nöthig gehabt
 hatte, brennbare Materialien zuzutragen. Inzwi-
 schen war der auswärtige Krieg nothwendig ge-
 worden. Ohne diesen würde das Revolutions-
 feuer sich selbst verzehrt haben, und Frankreich
 unbeschreiblich viel elender geworden seyn, als es
 schon durch die Gräuel der Revolution gemacht
 war. — Die schnelle Beendigung derselben ward
 durch die Sehnsucht der Einwohner nach innerer
 Ruhe und einem festen Zustand der Dinge, und
 durch die auf krampfhaftes Bewegungen natürlich
 folgende Erschlaffung möglich und leicht. — Die
 Französische Nation ist zu leidenschaftlich und zu
 lebhaft für den Republicanismus. Sie unter-
 warf sich desto williger einem einzigen Mann von
 ausgezeichnetem Talent, ohne einmal zu ahnen,
 daß sie durch diesen aufs neue volle Befriedigung

Ihrer Eitelkeit und ihres Ehrgeizes zu erwarten hätte.

Mustapha Bairactar hat nicht nur eine Menge Aufrührer, die ohrlängst gestrebt haben sich unabhängig zu machen, zu überwältigen, und mit einer durch ihren Uebermuth, durch ihr Ansehen und durch ihren Fanatismus furchtbaren bewaffneten Macht zu kämpfen, sondern er soll auch die tiefgewurzelten Vorurtheile einer ungebildeten Nation besiegen und ausrotten. Zugleich ist er mit übermächtigen auswärtigen Feinden umgeben, die nicht unwahrscheinlich die Existenz des ganzen Staats zu vernichten drohen. Ueberdies wünscht nicht einmal die große Masse des Volks selbst aus ihrem kläglichen Zustande hervorzugehen; sie ist zu roh, zu abgestumpft um denselben lebhaft zu fühlen. — Und unter solchen Umständen beginnt dieser Mann die Regeneration seines Staats, ohne sich auf etwas anders als auf das neugeschaffene Militair, auf die Disposition über den Nationalschatz und auf die Eifersucht der auswärtigen Mächte auf einander verlassen zu können. Müßte man es nicht beynähe als ein Wunder betrachten, wenn er in dem Versuch nicht

unterginge, sondern seinen großen Plan, wenn auch nur zum Theil, durchsetze? — Inzwischen das Loos ist geworfen. Zurückgehen kann er nicht mehr. Schon seiner eignen Existenz willen, ist er genöthigt, das angefangene Werk zu vollführen. Bey der Unzugänglichkeit der öffentlichen Nachrichten von Constantinopel hält es schwer, den Gang seiner Operationen im Detail zu verfolgen. Es scheint, daß er, gezwungen durch Gewalt und Furcht zu herrschen, zuvörderst das Militär in einen brauchbaren Stand setzen will, und desfalls nachbarliche Kriege führen zu wollen vorgiebt. Freylich sucht er auch die zu seinen Operationen höchst nöthige äußere Ruhe nicht zu erbetteln, sondern theils durch Anstalten zu einer entschlossenen Gegenwehr, theils durch Nachgiebigkeit gegen einzelne Mächte, und durch partielle Concessionen, wodurch das allgemeine Bündniß getrennt werden könnte, sich zu verschaffen. Gegen die Oesterreichische Regierung scheint er mit einem gewissen Zutrauen erfüllt zu seyn, so wie er die Erhaltung der Oesterreichischen Monarchie in ihrer völligen Integrität, als eine Barriere gegen das Französische Kaiserreich, lebhaft wünschen dürfte. Eine

Amalgamirung der verschiedenen Nationen, welche die Türken bewohnen, möchte wohl nicht in seinem Plan liegen. Vielmehr scheint er von denselben jede, insonderheit durch die Bewilligung gleicher Gerechtsame gewinnen, und zur gemeinschaftlichen Vertheidigung, des Staats ermuntern zu wollen. Man kann nicht leugnen, daß er die Zeit, welche man durch andere wichtige Gegenstände abgezogen, ihm zur Entwicklung seines Plans gelassen, gut genützt hat.

So preiswürdig auch die Bemühungen der Regierungen zur Verbesserung und Reperatur der Staaten seyn mögen, so würde es doch von Mangel an Scharfblick zeugen, wenn sie die Unabhängigkeit derselben für künftige Zeiten dadurch zu sichern wäbnten. Traurig würde es für die Einwohner seyn, wenn diese desfalls die Last eines unverhältnißmäßig starken Militärs tragen sollten, da dies in der Folge doch jenem Zwecke unnütz seyn wird, und nur zur Erhaltung der Polizen dienen kann. Es wäre daher zum Wohl der Oesterreichischen Staaten, zu wünschen, daß die sonst so weise, gütige Regierung sich hiervon übers

zeugen, und die großen Rüstungen darnach modificiren möchte!

Geschrieben im December 1808.

2.

Protest des Lord Erskine und anderer
Brittischen Pairs, gegen die parlemen-
tarische Billigung des Angriffes auf
Dännemark.

Da der Angriff der Engländer auf Copenhas-
gen, unter allen Umständen betrachtet, entschieden
eine der außerordentlichsten Weltbegebenheiten ist,
so würde ein sehr wichtiges Actenstück dabey feh-
len, wenn nicht nachfolgender, sehr merkwürdiger
parlamentarischer Protest für die Geschichte aufbe-
halten würde. Er ist aus der Feder des berühm-
ten Lord Erskine, noch vor kurzem Großkanz-

ler von England, der bei diesen ruhmlosen, oder eigentlich schmachvollen, Beschlüssen, an die Spitze der Protestirenden trat. —

Der Protest wurde ins Parlaments-Protocoll eingerückt, wovon nachstehendes eine getreu übersetzte Abschrift ist.

D. A.

Freitag, den 21ten Januar 1808.

„Es wurde eine Motion gemacht, den 4ten Paragraph in der Motion für die Dankadresse (nämlich den § betreffend, die Wegnahme der Dänischen Flotte) auszulassen, und da das Haus darüber befragt wurde: ob der gedachte § ein Theil der Motion verbleiben sollte, so wurde dies bejahend entschieden“.

Dissentient.

Weil kein Beweis einer feindlichen Absicht von Seiten Dännemarks producirt, noch irgend ein Nothfall dargethan ist, den Angriff auf Copenhasgen zu rechtfertigen, ohne welche die Maasregel

unferer Meinung nach, Zutrauenraubend für den Character, und nachtheilig für das Interesse dieses Landes ist.

W. Frederick (Herzog von Gloucester.)

Radon. (Moira.)

Lauderdale.

Gray.

Bassal Holland.

Norfolk.

Sidmouth.

Dissentient aus denselben Gründen, und aus Folgenden :

Weil es bloß in dem langsamen und peinlichen Fortgang ganzer Jahrhunderte erst geschehen ist, daß durch die Festsetzung eines allgemeinen öffentlichen Gesetzes, dessen Maxime und Präjudicate seit langer Zeit von derselben Stärke und Verbindlichkeit gehalten wurden, wie die Privatrechte der verschiedenen Staaten, die civilisirten Nationen sich aus dem Zustande einer beständigen Unsicherheit und Gewaltthätigkeit herausgearbeitet haben; durch ein System, welches allmählich mit dem Fortgang der Wissenschaften und der Ausbreitung des Handels gereift ist, welches für alle

Regierungen als heilig und unverleßlich zu erachten ist, und welches die ganze civilisirte Welt unter einer politischen und moralischen Herrschaft vereinigt.

Weil die behauptete Abweichung von den Grundsätzen und der Autorität dieses Völkerrechts im Anfang der Französischen Revolution von dem Britischen Parlamente, als der Ursprung und die Rechtfertigung des ersten Kriegs mit dem revolutionirten Frankreich ausgegeben wurde, und weil in allen folgenden Stufen der Revolution die Fortdauer der Feindseligkeiten in verschiedenen Staatspapieren als nothwendig zur Aufrechthaltung der moralischen und politischen Ordnung der Welt gegen die geständige Verkenning und Unterdrückung derselben von Seiten der verschiedenen Regierungen Frankreichs in ihren grundlosen und unprovocirten Angriffen gegen die Unabhängigkeit harmloser Völker gerechtfertigt wurde.

Weil die Britten, welche von dem Könige und dem Parlament zu verschiedenen Zeiten aufgefordert wurden, das Völkerrecht aufrecht zu erhalten, von welchem man anführte, daß es obangegebenermaßen gefährdet sey, und den fernsten

Jahrhunderten ein Beispiel von der unbiegsamsten Nationaltugend zu gewähren, sich der schwersten Leiden untergezogen, und viel eher auf die wesentlichen Vortheile Verzicht leisteten, als ihre Zustimmung zu einem Frieden zu geben, der nach dem Dafürhalten ihrer Regierung in einem Abfalle von ihren Allirten, oder in einer inadequaten Sicherheit für die Rechte und Privilegien anderer Nationen bestand, und weil es während der Dauer des Krieges in verschiedenen Staatspapieren erhellte: daß es die Pflicht und das Interesse Großbritanniens, und sein Gelübde gegen die Welt sey, die verkannten Grundsätze des Völkerrechts unverletzt aufrecht zu erhalten, als die einzige Fondation, auf welche friedliche und freundschaftliche Verhältnisse zwischen den Nationen gebaut werden könnten.

Weil es die erste und unerläßlichste, auf die unwandelbaren Grundsätze der Gerechtigkeit begründete, Maxime des Völkerrechts ist, daß von keinem Staate gegen den andern Gewalt verübt werden darf, noch daß die Rechte, das Eigenthum, die Unabhängigkeit oder Sicherheit der Unterthanen desselben gefährdet werden dürfen, wosern dies

fer Staat sich nicht eine Aggression zu Schulden kommen läßt, und genügende Genugthuung verweigert, und auf den seltenen Fall einer unumgänglichen Nothwendigkeit, die nationale Zerstörung involvirt von der Art, daß sie bey einem Individuum Todschlag und Vernichtung von Eigenthum, um der Selbsterhaltung wegen rechtfertigen würde; und weil die Observanz dieser Regel von großen und mächtigen Nationen, wo möglich heiliger gehalten werden sollte, da es das Ziel und die Absicht des Rechtes an sich ist, unter dem Schatten einer unpartheyischen Gerechtigkeit auch dem schwächsten Gemeinwesen vollkommene Sicherheit zu gewähren.

Weil der letzte Angriff auf Copenhagen zur Zeit eines tiefen Friedens mit der Krone und dem Volke von Dännemark, und unmittelbar auf die feyerliche Versicherung des Kronprinzen, daß er entschlossen sey, seine Neutralität zu behaupten, und daß er jede Nation, welche den Versuch machen würde, sie zu stören, als feindlich betrachte — folgend, ohne irgend eine gerechte Ursache (wovon in vorliegender Sache keine Beweise vorhanden sind) ein offener und grundlosler Abfall von

dem ganzen System der Moralspolitik und Gerechtigkeit seyn würde, dem zu Folge die Britische Regierung zu handeln behauptet; um so mehr, da jede Geringschätzung und Verletzung des Völkerrechts abseiten Frankreichs, unmöglich, obgleich es Großbritannien von aller Befolgung desselben in Hinsicht dieses Kriegführenden entblenden würde, seine beschützende Sanction in den Verhältnissen mit friedlichen und ruhigen Ländern zerstören, oder afficiren könnte. Im Gegentheile hätte dies Benehmen das Völkerrecht mit einer verbindlichen und heiligern Verpflichtung bekleiden müssen, da die angebliche Absicht und die Rechtfertigung unseres Krieges gegen Frankreich noch in diesem Augenblick darin besteht, die leidende Welt wieder zur Redlichkeit und Sicherheit zu verhelfen, die durch die Vernichtung ihrer Herrschaft verloren gegangen war.

Weil die Nachricht von einer projectirten Verbindung zwischen Frankreich und Dännemark, welche man ohne Beweis annehmen würde, und welche den Ministern durch Canäle die von ihrer Seite eine unverbrüchliche Verschwiegenheit erforderten, mitgetheilt wäre, zwar ein Grund seyn

könnte, sie von irgend einem Tadel frezusprechen wenn die dem Hause vorgelegte Frage schließlicherweise ihre Freysprechung oder Condemnation zuließe. Allein diese Nachricht kann doch unmöglich in Ermangelung aller Beweise eine Adresse an Se. Majestät, besagend, daß der Angriff auf Copenhagen eine unerläßliche Pflicht gewesen sey, rechtfertigen, weil, wenn man der Declaration der Minister Glauben beymißt, daß sie von einer solchen projectirten Conföderation Nachricht hätten, es für dieses Haus unmöglich ist, zu bestimmen, warum man so schrecklich weit deshalb habe gehen können, ohne vorher genau und ausgemacht die specifische Natur dieser Nachrichten zu wissen, um im Stande zu seyn, den Glauben den sie verdienen, nicht bloß nach den Thatsachen selbst, sondern auch nach der Lage und dem Character derjenigen Personen, welche sie ertheilten, abzumessen*).

*) Es wird sicher in der Folge nicht verborgen bleiben, daß der Gesandte *Thornton* und seine Untergeordneten, deren erhöhten Einbildungskraft Dänemark den ersten Funken zu dem Brande zuzuschreiben hat, der seine Hauptstadt verheerte, sich eben sowohl wie *Mr. Drake* und *Sir Spencer Smith*

Das Betragen der Minister während der ganzen Verhandlung ist überdies in offenbarem Widerspruch mit diesem Grund des Angriffes gewesen. Sie machten Dännemark diesen Vorwurf

haben düpiren lassen. Man weiß in Altona Data genug davon, und die im Parlament urgirte Fabel von der Zusammenkunft des Prinzen von Ponte-Corvo und des Kronprinzen von Dännemark im July 1807, ist eine Probe von den Lügen, die man dem Herrn Thornton aufstischte, und die er bereit genug war, zu glauben. Der Altonaische Aufenthalt der aus Hamburg verbannten Englischen Diplomater ist ein Unglück für England und Dännemark gewesen, während die Engländer einen Diplomater in Holstein hatten, der Dännemark seit 20 Jahren kennt, und der sich lange genug in der Nähe des Kronprinzen aufgehalten hatte, um zuverlässig über ihn zu urtheilen. Nach dem Kriege hat man unter seinen Papieren in Dännemark die Brouillons der Depeschen gefunden, die er an die Englischen Minister schrieb, wie er ihren Angriff auf Dännemark voraussah, aber noch hoffte, durch eine wahre Darstellung der obwaltenden Umstände und Verhältnisse ihr vorbeugen zu können. Die Bekanntmachung derselben würde Herrn Canning nicht als sehr unbefangen schildern.

nicht wie wir vor Copenhagen waren, noch behaupteten sie, daß Dännemark Ursache zum Kriege gegeben habe. Ihre Sprache auf dem Flecke und selbst in der vorgeschlagenen Adresse ist die Sprache des Bedauerns; eine Sprache, die durchaus unvereinbar mit der Rechtfertigung eines Betragens ist, welches aber so gelinde und erlaubt gegen einen Feind würde gewesen seyn, wie es grausam und verrätherisch gegen einen Freund ist. Die Stellung Dännemarks, wie der Angriff gegen dasselbe verhängt wurde, ist der stärkste Beweis die Präsumpcion eines Verständnisses mit Frankreich zu widerlegen. Seine Armee war in Holstein, welches Frankreich bedrohte, während Seeland vertheidigungslos, und die Schiffe in einem Augenblicke abgetakelt gelassen wurden; worin das Bewußtseyn eines Tractats oder einer Verbindung aller contrahirenden und sich verbindenden Partheien die Nothwendigkeit einleuchtend müßte gemacht haben, die ganze Macht Dännemarks zu concentriren, seine Hauptstadt zu vertheidigen, und seine Flotte zu sichern.

Weil auch nicht der geringste Beweis dem Hause vorgelegt ist, irgend eine feindliche Confö-

deration zwischen Dännemark und Frankreich zu
 zuthun, noch von Seiten des Erstern irgend eine
 Absicht, sich von der strengsten Neutralität zu ent-
 fernen. Im Gegentheil hätte die vorgedachte feyer-
 liche Erklärung des Kronprinzen an den Britti-
 schen Minister von den Dienern Sr. Majestät,
 als das Pfand eines festen Entschlusses, die Neu-
 tralität zu behaupten, aufgenommen werden müssen,
 und nichts als eine feindliche Absicht abseiten der
 Dänischen Regierung würde die Forderung der
 Auslieferung der Dänischen Flotte, oder das Bom-
 bardement vor Copenhagen, um die Auslieferung
 zu erzwingen, rechtfertigen.

Weil es vollkommen in der Macht Großbrit-
 tanniens war, die Dänische Flotte gegen irgend
 einen feindlichen Angriff Frankreichs zu vertheidis-
 gen, wodurch das Vorgeben einer unerläßlichen
 Nothwendigkeit, die allein selbst das geringste Ver-
 gehen gegen eine friedliche und harmlose Nation
 rechtfertigen könnte, zerstört wird.

Weil, wenn man in Ermangelung der Bes-
 weise des Gegentheils annimmt, daß die Dänische
 Regierung ihrer Neutralität getreu war, keine
 Hypothese, daß ihre Flotte möglicherweise in den

Besitz oder in die Gewalt der Franzosen gerathen könnte, die feindliche Wegnahme derselben von Großbritannien rechtfertigen kann. Ein solcher Grundsatz würde die ersten Elemente des Völkerrechts umkehren, und würde die Unabhängigkeit schwacher Staaten zerstören, da es eine Jurisdiction der stärkern Staaten erschaffen würde, ihre eigene Sicherheit und Convenienz der allgemeinen Regel zu substituiren, und sie mit dem alleinigen Privilegio zu bekleiden, die Gelegenheiten zu bestimmen, in welchen sie sich in Gefahr erachten dürften, und weil die Rechtfertigung des Angriffs und der Plünderung einer schwachen harmlosen Macht durch die Präsumtion, daß sonst ein noch stärkerer Kriegsführender sie angreifen und plündern könnte, heißen würde, ein neues Völkerrecht auf den Grund der Schande und der Gewaltthat zu errichten, indem man die Tyranney einer Nation zu einem Grunde gebrauchte, die Herrschaft der Unterdrückung an die Stelle der geheiligten Pflichten der Moralität, der Humanität und der Gerechtigkeit zu setzen.

Weil, wenn man auch annimmt, daß es nicht bloß möglich, sondern sogar gewiß sey, daß es

Frankreich würde gelungen seyn, im Winter die Schiffe und die Vorräthe von Copenhagen, aber ohne Einwilligung Dännemarks, welches seiner Neutralität getreu bleibe, wegzuführen, so hätten wir das Schlechte einer solchen Handlung, der gesunden Politick nach, unabhängig von allen Rücksichten der Gerechtigkeit, den Franzosen gerne verüben lassen sollen, weil der Kumpf der Schiffe die einzige Frucht einer Handlung der schwarzeſten Bosheit würde gewesen seyn, während der Unwille eines braven und edelmüthigen Volkes, welcher jetzt so sehr gegen Großbritannien gerichtet ist, sodann gegen Frankreich sich gewandt haben würde, und Dännemark würde durch den Schutz unserer Flotten die Ostsee für unsern Handel offen gehalten, und unsere Seemittel ausgedehnt haben, die Ruhe der Welt herzustellen.

Well, so lange bis der Angriff auf Copenhagen durch den Beweis seiner Gerechtigkeit wird gerechtfertigt, oder in Ermangelung desselben vor dem Parlament von Großbritannien wird verurtheilt seyn, England seine moralische Würde in der Welt verloren hat, indem dasselbe System

von Unrecht und Gewaltthätigkeit, zu dessen Zerstörung es so lange Europa mit Aufwand von Blut und Schätzen conföderirt hat, durch unser eigenes Beyspiel gestärkt und bestätigt seyn wird.

Weil durch die Handlung einzelner Minister eine ganze Nation nicht entehrt, oder ihr uralter Characterzug zweifelhaft gemacht werden muß, und weil es die Pflicht derjenigen Unterthanen ist, welche zu Folge der Constitution das hohe Vorrecht haben, ihre Empfindungen in den öffentlichen Protocollen ihres Landes bleibend zu machen, um sich selbst gegen die Imputation, als hätten sie die Handlungen der größten Ungerechtigkeit geduldig hingehen lassen, zu rechtfertigen.

Erstine.

3.

Ueber die neue Criminal-Ordnung im Königreiche Westphalen.

Die Bekanntmachung der vom Staatsrath
Leist in der Versammlung der Reichsstände des
Königreichs Westphalen am 17ten August d. J.
gehaltenen, und in den October, und Novembers
Stücken der Minerva mitgetheilten Rede, wodurch
der Entwurf der neuen Criminal-Process-Ordnung
zur Genehmigung empfohlen worden, ist ein sehr
interessantes Geschenk für ganz Deutschland. Die
Grundsätze, nach denen in diesem neuen Königreiche,
wesentliche Veränderungen in der Gesetzgebung
entworfen werden, die Art wie man sie ausführt,
und ihre Vorzüge dem Publico begreiflich macht,
können nicht deutlicher dargelegt werden, als wenn
Staatsmänner, durch deren Organ der Monarch
sich herabläßt, zu den Ständen seines Reichs zu
reden, die Absichten und Grundsätze der Regie-
rung entwickeln, und das ganze Publicum an der
(Minerva No. II. 1809.)

ertheilten Belehrung Theil nehmen lassen. Solche Reden müssen aber auch nicht als literarische Arbeiten beurtheilt werden. Sie sind Staatschriften, deren ganzen Werth man nur alsdann richtig schätzt, wenn man sich in den hohen Standspunct versetzt, aus welchem die Reden gehalten wurden; wenn man sich ihren Zweck aus den Zeitumständen recht klar macht. Der Staatsrath Leist war berufen, den Ständen ein neues Gesetz vorzulegen, welches nach seinen eigenen Ausdrücken, mit dem bisherigen Deutschen Criminalverfahren, gerade in den wesentlichsten Puncten einen recht auffallenden Contrast bildet, und welches erst alsdan wird richtig beurtheilt werden können, wenn es Jahrelang zur Ausübung gebracht ist. So auffallend es auch immer seyn mag, daß die Nation ihre alten Rechte, ihr ganzes in Jahrhunderte langer Gewohnheit tief gegründetes, und mit dem Nationalcharacter verwebtes Verfahren in der Verwaltung der Criminaljustiz, die Gerichte und Gerichtsordnungen zu denen sie Zutrauen gehabt, und denen man niemals ein willkürliches, tyrannisches, leichtsinn-

niges Verfahren vorgeworfen hat, (so wie ehemals wohl in Frankreich geschehen) daß sie dies alles aufgeben, und Vermögen, Ehre, Leben der Staatsbürger, einer neuen ganz unbekannten, in Frankreich erst seit wenigen Jahren versuchten, und der Deutschen Nation, bey der sie nach Herrn Staatsrath Leiss Versicherung ursprünglich einheimisch gewesen, seit tausend Jahren fremd gewordenen Gerichts, Verfassung unterwerfen soll, — so sind dies alles für den beauftragten Staatsredner doch nur geringe Bedenklichkeiten, über die er stillschweigend weggehn kann, als ob sie ganz außershalb dem Kreise seiner Betrachtungen lägen.

Da es einmal bey diesem Königreiche unversäumdlich ist, (S. H. Staatsrath Leiss Rede, S. 4.) daß so lange der neue Straf-Codex noch fehlt, bald Preussische, bald Hannöberische, bald Hessische, bald Braunschweigische Criminal-Gesetze, bald Carl V. peinliche Halsgerichts-Ordnung, zur Anwendung kommen, so hätte die Regierung eines also zusammengesetzten Landes es vielleicht auch für weise halten können, die Proedur, worin alle wesentlichen Neuerungen noch viel größern Schwierigkeiten unterworfen sind, als in den Ges.

sehen selbst, die ein fähiger Richter bald kennen und anwenden lernt, vorläufig beizubehalten; durch oberste Behörden, die mit dem Justizwesen aller Provinzen wohl bekannt sind, eine allgemeine Aufsicht führen zu lassen, damit die Disharmonie im Criminal-Verfahren keine nachtheilige Folgen habe; und jede neue Anordnung nur nach reiflicher Prüfung einzuführen. Aber hievon brauchte der Herr Staatsrath Leist nicht zu reden. Alles was sich darüber sagen läßt, gieng ihn nicht an, weil sein Auftrag nur mit sich brachte, anzukündigen, daß alle jene Behelfe kränkender Staatsverwaltungen hier überflüssig seyen, da der Weg einer durchgreifenden und völlig befriedigenden Reform beliebt worden: und dieser Auftrag, eine glänzende neue Schöpfung anzukündigen, mußte dem Redner weit angenehmer seyn, als wenn er nur mühsam ausgedachte, wenigen Kennern verständliche Verbesserungen des bestehenden hätte empfehlen sollen. Wie mußte dieser Auftrag einen Staatsmann beseeelen, der ganz ergriffen war von den Unvollkommenheiten der alten Verfassungen und Rechte, die er so viele Jahre lang und bis noch vor wenigen Monaten genöthigt gewesen, in seinen Lehren

vorträgen anzupreisen! Wie mußte sein Vortrag von dem Gefühle erwärmt werden, daß alles, was mit er sich und andre so viele Jahre lang gequält, jetzt mit einem Zauberschlage vernichtet worden, daß der alte Deutsche Plunder dem neuen, in Frankreich erprobten Institute weichen solle!

In der Constitutions-Acte des Königreiches heißt es zwar nur: alles gerichtliche Verfahren soll öffentlich seyn, und Geschworne sollen in peinlichen Sachen das Urtheil sprechen. Diese Grundbestimmungen aber lassen unendlich viele Modificationen zu. Es war daher immer noch möglich, an jenes Constitution; Reichsgesetz eine auf Deutsche Geseze und Gerichts-Ordnungen gegründete, dem gegenwärtigen Deutschen National-Character angemessene Criminal-Proceßordnung anzuschließen. Wer das erwartete, wird gegen die Gründe, womit der Herr Staatsrath Leist das neue aus dem Französischen entlehnte Gesetz empfiehlt, unzählige Bedenklichkeiten haben, die aber insgesamt wegfallen, sobald man sich nur in den rechten Gesichtspunct stellt. Man könnte fragen, ob denn die Classification, nach welcher die Verbrechen einge-

theilt werden, in 1) solche, welche durch einzelne Policenstrafen, 2) solche, die durch bessernde Strafen, und 3) die durch eigentliche peinliche Strafen geahndet werden, wirklich auf einem philosophischen Unterscheidungsgrunde beruhen? ob denn die Policenstrafe von achttägigem Gefängniß oder 20 Franken wirklich, als ein für Ehre und Wohlstand folgenloses Uebel, für eine kleine Beschränkung der Freyheit und Kränkung des Vermögens angesehen werden könne, und nicht zur Besserung diene? dahingegen 21 Franken und neuntägiges Gefängniß, als bessernde Strafe nur in Gefolg eines umständlichen Justizmässigen Verfahrens eintreten dürfen? aus welchem Grunde zweijährige Zuchthausstrafe zur Besserung, dreijährige aber ohne alle Rücksicht auf politische Besserung zuerkannt werden solle? ob denn zwei Jahre Zuchthaus zur Besserung wirken, Ein Monat darüber aber zum incorrigibeln Subjecte qualificirt? ob denn wirklich bey irgend einer Strafe, außer der Todesstrafe, alle Rücksicht auf mögliche Besserung des Verbrechers wegfallen dürfe?

Sogar derjenige, der selbst die Unmöglichkeit fühlt, philosophische Principien einer strengen Sonderung von Policen, und Criminal-Vergehen, Verfahren und Strafen, anzugeben, wird fragen, warum man sich bemühe, eine befriedigende philosophische Theorie aufzustellen, wenn man nicht einmal so auffallende Misgriffe zu vermeiden weiß? Man könnte ferner fragen, ob die Gefahr leidenschaftlicher Parthenlichkeit, Geschäftsseifers, stumpfer Gefühllosigkeit eines Richters, der unaufhörlich mit Inquiriren beschäftigt ist, welche der Staatsrath Leist vortreflich schildert, um die Anordnung der Jury zu empfehlen, nicht schon dadurch hätte vermieden werden können, daß man die Abfassung der Sentenz höheren Richtern anvertraute, welche die Untersuchung nicht selbst führen, sondern nur leiten. Endlich auch bey den Bestimmungen des Geschäfts, welches den Geschwornen bengelegt wird, könnten Zweifel und Bedenklichkeiten entstehen. Man könnte wohl fragen, ob die Geschwornen der Kenntniß der Gesetze entbehren können, so wie der Herr Staatsrath Leist S. 19. versichert? Denn indem sie über Thatsachen urtheilen, müssen sie sich doch der

nämlichen Ausdrücke bedienen, mit welchen die Verbrechen in den Gesetzen bezeichnet werden: wenn anders der Richter im Stande seyn soll, diese Gesetze anzuwenden, ohne die ganze Bestimmung der Schuld des Verbrechers, wider den Geist und den Sinn der Vorschrift, welche Juries anordnet, genau zu wissen.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob die Rolle, welche der General-Procureur in der neuen Criminal-Ordnung spielt, die Wiederherstellung des accusatorischen Processes den man in den meisten Deutschen Ländern so unbequem gefunden hat, die dramatische Verhandlung, die mündlichen Verhöre bey denen nicht ausführlich protocollirt wird, und wo die Töne und Mienen mit vor Gericht gestellt werden, (S. 34.) wo mithin die Beweis- und Entschuldigungsgründe einem neuen Richter, welcher etwa in Gefolg eines Cassations-Urtheils sprechen soll, entzogen werden? — ob dies alles, bey einem Volke, welches auf den Effect den die Sachen machen, nicht viel giebt, und schlechtweg auf Gerechtigkeit und Billigkeit hält, die gehoffte Wirkung thun werde? ob die Geschwornen wohl recht begreifen werden, was es eigentlich mit

ihrem Spruche auf sich habe, wenn sie durch unzählige Fragen irre gemacht werden, deren, wie Herr Staatsrath Leist S. 41. erwähnt, in Frankreich in einer verwickelten Sache bis auf dreißigtausend vorgekommen sind? wie es zu reimen stehe, daß die Geschwornen, welche nicht wissen, was für eine Strafe der Richter dictiren wird, dennoch aufgefordert werden, ihrem Erkenntnisse allenfalls eine Empfehlung zur Begnadigung hinzuzufügen?

Die Untersuchung aller dieser Fragen, zu denen jeder erfahrene Criminalrichter, und jede mit dem Volke bekannte obrigkeitliche Person, noch viele andre hinzufügen kann, würde nur dazu gedient haben das Publicum unzufrieden zu machen. Ihre Beantwortung hätte daher in der Rede des Staatsrathes nicht an der rechten Stelle gestanden. Ihm war nicht aufgetragen ein Gesetz zu erdensen, das alle Schwierigkeiten entfernte, welche man aufwerfen kann. Die Sache wurde im Jahre 1791 in Frankreich hinreichend discutirt. Nach allem was Treilhard, Thouret, Bergasse und andre der beredtesten Französischen Rechtsgelehrten in ihren schon damals hinreichend bewuns-

derten Berichten an die Assemblée Constituante,
 über die Anordnung von Geschwornen gelehrt ha-
 ben, ist in der That nichts mehr zu thun, als
 das was in jenen glänzenden Vorträgen so schön
 gesagt ist, geradehin zu adoptiren. Und dieses
 hat der Herr Staatsrath Leist mit bewunderns-
 würdiger Gewandtheit gethan. Ausserdem beweis-
 set die Präcision in der Sprache, die angenehme
 Leichtigkeit, die nur den Anschein von Flachheit
 hat, die Kürze in den Wendungen, — alles be-
 weist den kräftigen Einfluß eines Französischen
 Genius; und man muß in der That darüber erstaun-
 nen, wie geschwind der Rost der Deutschen Juris-
 teren unter den Umständen des Tages so ganz
 verschwunden ist. Was der Staatsmann und
 Redner gedacht, geschrieben, gesprochen hat, muß
 aber auch nicht aus dem eingeschränkten Gesichtspuncte
 des Deutschen Geschäftsmanns, oder academi-
 schen Gelehrten beurtheilt werden. Es darf
 daher in der rührenden Peroration, »daß die ums-
 »ständliche Entwicklung des Gesetz, Entwurfs,
 »von dem eifrigen Bestreben Sr. Majestät, diesen
 »Theil der Gesetzgebung zu verbessern, und ihm
 »den möglichsten Grad der Vollkommenheit zu

»geben, die vollständige Ueberzeugung nothwendig
 »hervorgebracht haben müsse: daß sich deswegen
 »nicht zweifeln lasse, daß die Stände diesem Ge-
 »setze ihre Sanction ertheilen werden: daß jeder
 »Zweifel hieran ein Mißtrauen an Liebe, Anhäng-
 »lichkeit und Ergebenheit gegen den besten Mo-
 »narchen verrathen würde, —“ der Paralogism
 nicht gerügt werden, der darin zu liegen scheint,
 daß die Gesinnungen des Königs für die Weis-
 heit der von seinen Råthen ausgearbeiteten Plane
 bürgen sollen. Bey solchen Gelegenheiten kommt
 es auf Energie in den Gedanken, und Kraft in
 den Ausdrücken an. Kann man mit schöneren
 schließen, als mit der Ergebenheit für den besten
 der Monarchen, welcher nur für seine Unterthanen
 lebt, und seinen Stolz und Ruhm bloß darin
 setzt, für das Wohl seines Volks zu arbeiten. Und
 doch, wie kalt nimmt sich das alles auf dem Pa-
 piere aus! Cicero lehrte schon, beim Redner
 sey die Action das erste, das zweite, das dritte.
 Zu dieser kam aber hier noch das Costume hinzu,
 und der Ort, wo gesprochen ward. Wer die
 Rede liest, ohne jene Pracht gesehn zu haben,
 kann die Empfindungen nicht begreifen, die der

Vortrag erregte. Wer aber mit sah und hörte, konnte diesmal keinen Augenblick an der einstimmigen Annahme des vorgeschlagenen Gesetzes zweifeln. Wer hätte denn wohl ein beleidigendes Misstrauen in seine Ergebenheit, verdienen mögen?

4.

Blicke auf das Spanische America.

(B e s c h l u ß.)

Die Hafen am stillen Meer, die unter so sehr verschiedener Breite liegen, Drakes Hafen, Monterey, Acapulco, Panama, Guayaquil, Panta, Callao, Valparaiso und andere bieten unter verschiedenen Passaten, und zu verschiedenen Jahreszeiten wechselsweise die beste Aus- und Einfahrt dar. Bey einer Seereise von dieser Weite giebt

es keine größere Bequemlichkeit, als auf dem Wege Plätze zu haben, wo die Schiffe anlegen, Wasser und Erfrischungen einnehmen und sich ausbessern können, und zu diesem Zweck zeigt das stille Meer verschiedene Punkte, unter denen Spanien die Wahl hat. Vierzig bis fünfzig Grade von der Americanischen Küste liegen die drei Gruppen der Sandwich-, Marquesas- und Gesellschafts-Inseln, welche vorzüglich für Schiffe, die von Ostindien kommen, und gegen das Ende der Reise des frischen Wassers, anderer frischen Lebensmittel und der Reparaturen bedürftig sind, eine erwünschte Station wären. Von diesen würden die Sandwichinseln, und zwar die Bayen Lapanah und Karakakua auf Oweihy vorzuziehen seyn, wenn der Widerspruch der Engländer, die freylich bisher die Uebergabe der Insel an den Capitain Vancouver für den König von Großbritannien sehr wenig benutzt haben, zu beseitigen wäre, und wenn nicht des bekannten Tamahama's Staatseinrichtungen einen zu lebhaften Widerstand machen würden. Obgleich aber die Fahrt zwischen den Marquesas- und den Societäts-Inseln wegen der häufigern Corallenriffe etwas bes-

schwerlicher ist, so sind doch bey Santa Christina, Otahete, Uliety und Huahene, auch gute Ankerplätze. Alle diese Inseln sind reich an frischem Wasser, und den übrigen Lebensmitteln der Südeeeinseln: Schweinen, Vams, Erdäpfeln, Brodsfrüchten und Cocosnüssen. Auf einem oder mehreren Puncten dieser Inselgruppen müßte daher eine Niederlassung angelegt werden, die den Bedürfnissen der einlaufenden Schiffe abzuheffen im Stande wäre; eine Unternehmung, die, wenn sie von der Regierung mit Einsicht unternommen und geleitet wird, unmöglich viele Schwierigkeiten finden kann.

Vierzig bis fünf und vierzig Grade von da gegen Westen, kann schon Hogolen, eine der Carolinischen Inseln, einen zweiten Ruhepunct geben, und etwa dreyzehn bis vierzehn Grade von da nordwestlich liegen die beyden Ladroneß-Inseln Guahan und Tinian, die wegen der Menge ihrer schönen Südfrüchte noch bessere Erfrischungsorter sind. Von da bis Manilla und Maghindanao ist eine ähnliche Strecke. Jene beyden Inseln liegen daher den von America kommenden Schiffen eben so gelegen, als die Sandwich; Marques

fas, und Societäts, Inseln, den von Ostindien kommenden. — Es giebt für das Spanische America zwei Handelswege nach Ostindien. Der eine ist der hier bezeichnete, auf welchem die Handlung vermittelst der Philippinen geführt werden würde; der zweite, auf dem die Marquesas, und Societäts, Inseln gleichfalls zur Station dienen könnten, würde von diesen Inseln etwa zwischen der Egmontsinsel und den neuen Hebriden hindurch, ferner durch die Endeavour's, Straße, und im Süden der Sunda, Inseln nach den Handelsplätzen im Bengalischen Meerbusen, auf Ceylon, den Küsten Malabar, Concan und Guzurate gehen. Der letzte Weg scheint passender für die Expeditionen der Auswärtigen: der Englisch, Ostindischen Compagnie, der Holländer, Dänen und Nordamericaner, welchen der Zugang zu diesem Handel, obgleich unter schwierigeren Bedingungen, als für den Handel der Einheimischen, zu gestatten wäre. Der erste hingegen verdient den Vorzug bey den Einwohnern der Spanischen Colonien, für die es unstreitig am vortheilhaftesten seyn würde, den Centralpunct dieses Handels in Manilla oder Maghindango zu fixiren.

Die Lage der Philippinen, die, ungeachtet ihres herrlichen Bodens und Klimas, gleich wenig Anbau und Gewalt haben, macht von hieraus die Expeditionen nach allen Theilen Ostindiens, leicht; Cavita, der Hafen von Manilla, würde dieser Insel in Rücksicht auf America, die Vortheile zusichern, welche Batavia, in Rücksicht auf Europa, der Holländischen Compagnie gewährte. Hier muß gleichsam der Focus dieses Handelszweiges seyn, wo sich von beyden Seiten alle Expeditionen aus den verschiedenen Handelsplätzen vereinigen, und von woaus sie eben so wieder ausströmen; hier muß das Capital, hier müssen die Personen seyn, welche diesen Umtrieb in Bewegung setzen, und leiten. Hier werden sich die Kaufleute etabliren, welche den Einkauf von und für America und Ostindien in beyden Weltheilen besorgen. Die Kaufleute in den Handelsplätzen Americas werden ihre Versendungen, ihre Ladungen nach Manilla schicken; die Handelshäuser in Manilla können wegen ihres so zu sagen täglichen Verkehrs mit den verschiedenen Gegenden Ostindiens die Nachfrage eines jeden Orts nach jedem Artikel machen. Der Cargador einer Ladung aus America, der an

irgend eines solcher Häuser adressirt ist, kann sich daher sofort hierüber instruiren; ist er dies nicht, so wird er freylich oft der Gefahr ausgesetzt seyn, übervorthelt zu werden, die Americas nischen Kaufleute würden daher suchen, ihre Versendungen geradezu an Commissionaire zu Manilla zu consigniren, und dieser Geschäftsgang würde wenigeren Zufälligkeiten und oft geringeren Kosten ausgesetzt seyn, als wenn der Debit der Ladung auf den Cargador allein ankommt. Den Häusern zu Manilla würden tausenderley Wege und tausenderley Combinationen zum Debit dieses Einkaufs in Ostindien offen stehen, und es scheint, daß sie von den Europäisch, Ostindischen Handels Compagnien, eher Aufmunterungen, als Verbindungen zu erwarten hätten. Auf den größeren solcher Plätze, wo schon ein regulirter Handelsgang existirt, dergleichen z. B. Calcutta, Madras, Mazulipatam, Negapatnam, Trinquemale, Colesch, Cochin, Surate und Bombay sind, werden sie bald solide Connexionen erlangen können, welche sie der Nothwendigkeit überheben, das Schicksal ihres Einkaufs und ihrer Ladungen auf die Commis, die sie mit denselben schiffen, ankommen zu lassen.

Dazu gehören nicht blos die Europäischen Factoreyen und Handelshäuser, sondern auch die Banianen *) und Maurischen Kaufleute, die zum Theil sehr ausgebreitete und wohlgeordnete Geschäfte machen. Dergleichen Oerter sind die Handelsplätze auf Ceylon, diejenigen auf den Küsten von Vorderindien, vom Buremputer bis zum Cap Comorin, und von da bis Cambay, und noch einige in Guzurat; ferner die größeren Holländischen Niederlassungen auf den Sunda-Inseln und Malacka. Die Europäisch-Ostindischen Handelscompagnien würden ohne Zweifel gerne in diesen Handel eingehen, bey welchem sie großen Vortheil haben könnten. Die Englisch-Ostindische Compagnie hätte schon allein wegen der Vermehrung der Aus- und Eingangszölle in ihrem weitläufigen Gebieth, die sie davon erwarten könnte, einen Grund, diesen Handel zu begünstigen. Sie erlaubt den Dänen, Americanern, Holländern, Franzosen und Schweden den Handel in ihren

*) Hier werden nur die Kaufleute der Hindus verstanden; sonst gehören zur Rasse der Banianen bekanntlich mehrere Gewerbsstände.

Besitzungen unter gewissen Modificationen, ja sogar den drey ersten Nationen, Factoreyen in Bengalen (versteht sich, in ordentlichem Friedensstand) und hält dieses, da sie nur ihre Landsleute vom Mithandel abzuhalten sucht, nicht gegen ihr Interesse; denn sie versendet die Waaren, die sie aus Indien erhält, nicht selbst wieder nach den einzelnen ausländischen Plätzen, sondern sie verkauft sie in verschiedenen Partheyen auf ihren Auctionen in London; sie würde also eben so gerne die Indischen Waaren in Indien selbst an die Manillischen Kaufleute verkaufen, als in London auf die Auctionen an die Commissionaire der East India Company, oder an Englische Kaufleute, welche nach Spanien handeln; eben so würde sie gleich gerne die Americanischen Waaren, die in Ostindien ihren Markt finden, in Indien von den Manillischen Kaufleuten einkaufen, als sie über Spanien beziehen; ja sie würde offenbar diese Artikel hier zu besserem Preise haben, als wenn sie erst den doppelten Transport nach Europa und zurück, und die Bedrückungen der Spanischen Handelseinrichtungen ausgehalten hätten; sie würde daher mit diesen Waaren, die ihr wohlfeiler kämen, bey

Einkauf ihrer übrigen Ladungen für Europa in Indien mehr machen können.

Sollte sich die Englisch-Ostindische Compagnie dennoch einbilden, darunter in ihrem Handelsgewinne zu leiden, wenn die Manillischen Kaufleute das Americanische Silber zum Theil selbst nach Indien brächten, und damit der Compagnie, die diesen Artikel sonst selbst und allein aus Europa dahin führt, den Markt verdürben: so würde ihre Unzufriedenheit gewiß sehr bald durch die Vortheile beseitigt werden, welche sie aus der in Folge eines freyeren Handelssystems beschlossenen Aufhebung der Abgabe auf die Ausfuhr des Spanischen Silbers ziehen würde. Die Abänderung in dem Geschäftsgang, den Rechnungen und Büchern der Compagnie, welche daraus entstehen würde, wenn ein Theil ihres Einkaufs von Spanisch-Americanischen Artikeln und Verkaufs von Indischen Waaren in Indien selbst geschähe, könnte unmöglich die Compagnie bewegen, sich gegen diese Einrichtungen aufzulehnen; sie würde auch wahrscheinlich, da das Vorurtheil in eigentlichen Handelsgeschäften in der That am wenigsten herrschend

und hartnäckig ist, sich gerne in diesen neuen Gang der Dinge bequemen.

Die Holländer würden, bey den bedrängten Umständen ihres Ostindischen Handels mit Freuden diesen neuen Canal für ihre Geschäfte ergreifen, vorzüglich, wenn sie in ihrer jetzigen Verbindung mit Frankreich bleiben sollten; und noch weniger Schwierigkeiten wären von den Dänen und Franzosen zu erwarten. Dieser Handel könnte um so weniger von den Compagnien und in ihren Territorien Hindernissen erfahren, da er, seiner eigenthümlichen Natur nach, den Anschein giebt, als wenn sie und ihre Unterthanen immer nur verkauften; denn indem der Manillische Kaufmann den Hauptartikel der Ostindischen Einfuhr, das Silber in Piaster und Barren, ins Land brächte, und damit die gekauften Ostindischen Waaren bezahlte, würde selten jemand darauf fallen, daß er das Silber von dem Maniller kaufte. (Die Cochenille kann beynahe auch als baar Geld angesehen werden). Die Regierungen der Compagnien würden auch sehr bald auf das Expediens fallen, auf die Waaren, welche an ihre Factoren verkauft, und von denselben gekauft würd

den, einen leichtern, hingegen auf die Waaren, welche an die Privatkauflleute in ihren Ländern verkauft, und von denselben gekauft würden, einen schwerern Zoll zu legen.

Dann würden die Manillischen Kauflleute bald von selbst ihrem Interesse folgen, und sich immer zuerst bemühen, mit den Comptoiren der Compagnie Geschäfte zu machen, sie könnten ihre Artikel der Compagnie zu bessern Preisen geben, als den Privat-Kauflleuten, die Compagnie könnte diese auch wieder in Indien zu bessern Preisen, und mit mehrerem Gewinn absetzen, als die Privat-Kauflleute, und eben so könnte sie für ihre Indischen Waaren von den Manillischen Kauflleuten besser bezahlt erhalten, als von den Kauflleuten in den Indischen Plätzen selbst; die Compagnie würde also auf allen Seiten den Vortheil im Markt haben. Und damit dieses erleichtert würde, könnte auf solchen angeführten Waaren, die nicht direct an Privatkauflleute auf diesen Plätzen für ihre Rechnung gesendet, sondern an Commissionaire, welche sich da unter den Banianen, sogenannten Mohren, Europäern, Armeniern und Juden hinreichend finden würden, consignirt, oder durch Com-

mis und Cargadore auf den Platz gebracht, und durch Mäcker debitirt würden, der Zoll so lange creditirt werden, bis die Waaren ihren Käufer gefunden hätten, und abgeliefert würden; eine Einrichtung, die sich durch Auflagerung in öffentlichen Packräumen, oder Cautionsstellung bey'm Zoll sehr leicht machen ließe.

Auch die Ladungen, die nicht nach jenen größeren Plätzen giengen, würden auf einem oder dem andern der kleinern Küstendörter, die immer mit den Fabrickplätzen im Binnenland in Verbindung stehen, leicht ihren Umsatz machen. Die Commisfionaire, Cargadore und Mäcker der Manillischen Kaufleute würden weniger Schwierigkeit, als andere haben, ihren Einkauf in den Lagern der Compagnien und Privatkauflleute zu besorgen, ja sie würden selbst Adresse in den Fabrickstädten erhalten können. Da die Kaufleute in diesen Orten auf die Rimesse aus Manilla, wegen des kurzen Weges und der sichern Fahrt, mit ziemlicher Gewißheit rechnen können, und daher das Saldiren und Trassiren auf, von, und nach diesen Plätzen einen soliden Gang nehmen müßte. Diejenigen Gegenden Ostindiens, in denen der Handel sich

noch nicht ordentlich eingerichtet hat, sondern vielen Zufälligkeiten unterworfen ist, und nur nach Umständen und Gelegenheiten geführt werden kann, liegen den Philippinen näher.

Die große Menge Chineser, welche sich über den ganzen Ostindischen Archipel und auch in den Philippinen ausgebreitet hat, würde mit ihren Verbindungen den Kaufleuten von Manilla leicht Eingang zu Canton verschaffen; diese könnten, da Manilla der Bocca Tigris näher liegt, als irgend eine andere Europäische Niederlassung, den eben so gewinnsüchtigen als schlauen Chinesern ihre Porcellaine, Manquins, und Seiden, Waaren, deren Absatz in America eben so vortheilhaft als sicher ist, besser bezahlen, als jede andere Nation, und sie würden im Markt auf dem Bampu dominiren, so lange sich die Spanische Grandezza nicht gegen die Insolenzen und Plackereien des Chinesischen Ministeriums, das sich aus dem ausländischen Handel blutwenig macht, aufwirft. Auch Nangasacki liegt den Philippinen näher, als den Colonien der andern Europäischen Nationen, und um hier gleiche Vorzüge, wie zu Canton genießen zu können, müßte das Spanische Gouvernement

Unterhändler gebrauchen, die sich dem geraden kategorischen Wesen der Japaner so geschickt zu fügen wüßten, als die ersten Negotiateure der Holländer.

Ein gleichfalls nicht unbedeutender Vorzug der Lage von Manilla besteht darin, daß die Gegenden von Ostindien, wo nicht reguläre Waarenversendungen und Rückfrachten nach und von bestimmten einzelnen Plätzen statt finden, diesem Hafen nahe sind. Von hieraus können die Schiffe mit der größten Bequemlichkeit nach den Europäischen Factoreyen auf Borneo, Celebes, und den übrigen Sunda-Inseln, nach verschiedenen Plätzen in Lunking, Cochinchina und Siam, wo gelegentlich einiger Verkehr zu seyn pflegt, gehen, und einige Handelsplätze auf Malacka und in Ava und Pegu besuchen, allenthalben die Küsten besetzen, und nach den jedesmaligen Umständen an den beliebigen Orten ihren Markt machen. Solche Sammelreisen, wo man gewissermaßen aufs gerathewohl auf einer Reise von Handelsplätzen, seinen Vortheil nach Gelegenheit zu machen suchen muß, sind nur da thunlich, wo keine sehr lange Ueberfahrt erfordert wird, um nach der

Gegend zu kommen, wo man seinen Handel anfangen kann, wo die Zeit, die sonst zur Ueberfahrt verwandt werden müßte, zu der Küstenfahrt, während des Troquirens gebraucht werden kann. Auch diese Länder können dem Spanischen America mancherley ihm willkommne Producte liefern, wie Elfenbein, Seide, Ebenholz, Sapanholz, Sandelholz u. a. m., und viel Silber, Cochenille und einige andere Artikel aus America ziehen. Den diesem Handel würden den Manillischen Kaufleuten die Chineser die größten Dienste leisten können; dieses sind größtentheils Leute, welche ohne Capital ihr Vaterland verlassen haben, und sich daher auf unterngeordnete Handelsgeschäfte beschränken müssen, und deren große Schlaueit, Thätigkeit, sie ganz vorzüglich zu Unterhändlern und insbesondere zu Mäclern geschickt macht, so wie die Grundzüge ihres National-Characters sie besonders zu dem Verkehr mit den Einwohnern von Tunkin, Cochinchina, Camboja, Siam und Pegu, und mit den Nationen von Malayischer Abkunft eignen.

Die Spanische Regierung würde daher sehr weise handeln, wenn sie Ansiedelungen der Chineser in Manilla und ihren Verkehr auf jede vers

nünftige Art beförderte. Von allen Seiten würden sich in der That den Manillischen Kaufleuten die vortheilhaftesten Umstände im Ostindischen Handel darbieten, sie brauchen ihn nur unternehmen zu dürfen, um den ausgezeichnetsten Erfolg zu haben. Indem sich die Producte von America und Ostindien in den Philippinen begegneten, würden die Haupt-Vermittler des Austauschs sich in zwey Classen theilen: in diejenigen Kaufleute, welche Commissions-Handlung, und die, welche Proprehandlung haben; aus dem Zusammenwirken beyder kann erst die Solidität und Lebhaftigkeit der Geschäfte entstehen. Eine Ordre von Calcutta, Negapatnam, oder Batavia zum Ankauf würde in Manilla oft auf eine zum Verkauf hieher committirte Ladung aus Valparenso, Lima oder Panama treffen; oft aber trifft sich das auch nicht an; da tritt dann auf einem solchen Plage der Speculationsgeist des Kaufmanns, der für eigen Conto Waaren liegen hat, verkauft und kauft, zwischen die gesuchten und ausgebotenen Waaren, und hält das Geschäfte, das ohne ihn nicht zu Stande kommen würde.

Der Waarenumsatz mit solchen Gegenden und
 Orten, die keine entfernte Handels-Verbindun-
 gen unterhalten, ist überdies, seiner Natur nach,
 ausser einer Proprehandlung, nicht möglich. In-
 dem man auf diese Weise von beyden Seiten, in
 Ostindien und America im Allgemeinen darauf
 rechnen kann, daß die Nachfrage zu Manilla Vorrath,
 und der Vorrath Nachfrage finden wird,
 wird von beyden Seiten eine fortwährende regu-
 läre Zufuhr entstehen, für America ein großer,
 stets offener Canal zum Absatz seiner Producte und
 Zufluß eines wichtigen Theils seiner ausländischen
 Consumption. — Der Zweck zur Etablirung eines
 solchen Handels, kann nicht so sehr auf die Phi-
 lippinen gerichtet seyn, sondern hauptsächlich dar-
 auf, durch dieses Mittel zu dem höhern Zweck
 beizutragen, die Spanischen Colonien in America
 zu einem höheren Grade von Wohlstand zu erhe-
 ben, und sie gleichsam zu einem coordinirten
 Reiche mit dem Mutterlande, zur zweiten Basis
 der Macht der Krone Spaniens zu machen.

Es darf daher dieser Handel nicht mit Gewalt
 ausschließlich in den Weg über Manilla gebannt,
 es darf eben so wenig fremden Schiffen die Fahrt

von Ostindien nach den Häfen in den Philippinen verwehrt werden, denn beides würde den natürlichsten und für das Spanische America zum Absatz der Producte und zur Zufuhr seiner Consumtionsartikel vorthellhaftesten Gang dieses Handels verschieben. Es könnte bey einem sehr lebhaften Verkehr für die Europäischen Compagnien und für einige große Handelshäuser in Ostindien, so wie für einige große Häuser im Spanischen America, vorthellhaft werden, ihre Waaren gegenseitig direct, nicht über Manilla zu versenden und zu beziehen; ist dieß, so würden sich beyde Theile einander bessere Preise und Bedingungen geben, beyde größeren Gewinn machen können; wo aber dieses ohne künstliche Begünstigungen, als Monopole, Prämien u. dergl. eintritt, da mehrt sich der Handel und reist zum Vortheil des ganzen Landes eine stärkere Production auf. Es würde daher, weit entfernt schädlich zu seyn, dann vielmehr diesen Ländern zum Vortheil gereichen, wenn es nicht nur den Kaufleuten im Spanischen America, sondern auch den Ostindischen verstattet werde, hier direct in fremden Schiffen Waaren auf dem Platz zu bringen und vom Platz zu holen. (Es

versteht sich, daß die Fremden einem höheren Zoll unterworfen werden müßten). Selbst Kaufleute und Schiffe einer dritten Nation können unter gleichen Umständen und Beschränkungen zur Theilnahme an diesem Handel zugelassen werden. In dem den Spanischen Colonien dieser so einladende Handelszweig geöffnet würde, würde ihnen nur ein Verkehr auf einem graden Wege in die Hände gegeben werden, den jetzt auswärtigen Nationen auf einem großen Umwege für sie führen.

Spanien kann nicht mit Grund befürchten, dadurch, daß es seinen Colonien einen freieren Handel zugesteht, seinen wichtigsten Handel, seine wichtigsten Erwerbsquellen einzubüßen. Der Theil des Spanischen Colonialhandels, welcher sich damit beschäftigt, Colonialproducte für die Consumtion des Auslandes aufzulagern, und Producte des Auslandes für die Colonien einzukaufen, beschäftigt bei einem sehr großen Aufwande von Capital sehr wenig Arbeit in Spanien, und giebt hier nur wenig Menschen ein Auskommen. Würde das Monopol, das dieses Capital ablockt, relaxirt, und der vielfältige Druck, der schwer auf allen Gewerben in

Spanien selbst ruht, gelüftet, so würden vielleicht weniger große Kaufleute in Cadix und einigen andern Handelsstädten seyn, aber ihr Capital würde zu dem Landbau, dem Weinbau, zu den Handwerken, zu den Fabriken und Manufacturen der minder raffinirten Art übergehn; und indem das Mutterland mit mehrerem Eifer diese ihm natürlicheren und anpassenderen, und der Bevölkerung zuträglicheren Gewerbe hegte, würde es in den Stand gesetzt werden, einen geringeren Theil seiner nothwendigsten Bedürfnisse vom Auslande kaufen zu dürfen, dem Auslande mehr verkaufen und seinen Colonien mehr eigene Producte liefern zu können. Ueberhaupt kann, natürlicherweise, eine Verbesserung nur dann für das Mutterland heilsam werden, wenn auch hier ein zweckmäßigeres Verwaltungs-System adoptirt wird; und die Spanische Regierung, welche seit ihrer Verbindung mit Frankreich manche Einrichtungen dieses Reichs in der innern Verwaltung nachgeahmt hat, beweist in den neuesten Zeiten viel guten Willen, den Druck der Unterthanen zu erleichtern, und den Gewerben mehr Freyheit zu geben. Spanien betrachtet seine Besitzungen in America ganz

aus einem fremden Gesichtspunct, wenn es diese ganze große Masse der reichsten Länder, als einen bloßen Anhang, als ein bloßes Mittel, dem Mutterlande einen neuen Handelszweig zu verschaffen, ansieht; sie sind vielmehr der zweite Hauptbestandtheil des Spanischen Staats, und könnten einst der erste werden, sie dürfen nicht bloßes Mittel, sie müssen Zweck seyn; dieser Continent, in dem sich die Staatskräfte unter zweckmäßigen Einrichtungen unglaublich entwickeln und vermehren würden, muß für Spanien eine Quelle von Macht werden, die diesem Reiche sein verlornes Ansehen wieder verschaffen kann.

Werden diese Colonien unter besserer Verwaltung zu größerem Wohlstand sich erheben: so kann allerdings die Besorgniß eintreten, daß sie den Neid und die ernstlichsten Angriffe anderer Mächte auf sich ziehen, ja selbst daß Gouverneure und Einwohner der wichtigsten Provinzen Ansätze zur Unabhängigkeit fassen mögten. Sie erfordern alsdann einen kräftigern Schutz, eine stärkere Militärmacht, und dies verursacht größere Staatsausgaben. Allein, so wie ein Land zu

größerm Wohlstand emporsteigt, so nehmen seine Gewerbe, seine Production und seine Bevölkerung zu; so vermehren sich die Gegenstände, von denen der Staat ein Einkommen ziehen kann, und das Land wird in dem Grade, wie seine Verwaltungskosten zu nehmen, fähiger, diese Kosten selbst zu tragen. Dann wird es nicht schwer seyn, zweckmäßige Vertheidigungs-Maassregeln zu treffen. Wirft man den Blick auf die wehrlose Lage der meisten Seesplätze im Spanischen America, erinnert man sich, mit welcher geringen Mühe Drake, Anson und die Flibustier viele dieser Plätze erobert, geplündert und verwüstet haben, so muß es uns begreiflich scheinen, daß nicht schon lange die wichtigsten dieser Plätze mit so guten Fortificationen, wie Carthagena und Vera Cruz, versehen worden sind. Vorzüglich aber würde die, größtentheils höchst elende Miliz einer Reform bedürfen, wodurch sie in der Bewaffnung, im Exerciz, und im militairischen Geist den regulären Truppen nahe gebracht würde. Um den militairischen Geist, der so leicht bey dem erschlassenden Klima und dem bequemen Leben verloren geht, unter den regulären Truppen sowohl, als bey der Miliz, (Minerva. No. II. 1809.)

Der jene zum Muster diene, zu erhalten, müßten die regulären Truppen öfters aus ihren Garnisonsplätzen nach andern verlegt, und überhaupt die Regimenter oft durch andere aus Europa abgelöst werden; eine Maaßregel, die in der That allen Staaten, welche entfernte Colonien zu beschützen haben, nicht genug empfohlen werden kann.

Zur Beschützung des Handels, zur Deckung der Küsten, zur Communication der festen Plätze an der See, ist es, wie man leicht erachten kann, nothwendig, daß in einigen der wichtigsten Häfen Escadren stationirt werden, welche an jedem Punct, wo es erfordert wird, diese Zwecke erfüllen können. Das Bedürfniß dieser und anderer Sicherungsmaassregeln wird in dem Grade dringender werden, in welchem die Spanischen Besitzungen in America zu einem höheren Wohlstand und zu einer größeren politischen Wichtigkeit gelangen werden.

Gloyer.

5.

Was thut jetzt Noth?

(Eingefandt.)

Unter dieser Ueberschrift ist anderweitig *) etwas gesagt, welches gegenwärtigen Auffatz veranlaßt. Denn die so allgemein hingestellte Frage ließ Mehr als das Gesagte erwarten; da alles jetzt darauf ankommt, daß die Wunden, Striemen und Eitersbeulen des Vaterlandes aus dem Grunde geheilt werden, damit ihm nicht etwas ärgers widerfahre. — „Also, daß es die verlorne Macht wieder erlange“? — Wahres Heil und wahrer Ruhm beruht nicht auf den Besitz einer großen Macht, sondern auf die absichtliche Anwendung derselben zur möglichsten Beglückung und Schonung der Menschheit. Regierungen, die ihre große — von

*) Intelligenzbl. i. d. n. Feuer-Bränden. Bd. 2.

Garbe schön entwickelte — Pflicht, bey dem, was sie zum Vortheil ihrer respectiven Staaten unternehmen, nie das allgemeine Beste der menschlichen Gesellschaft aus den Augen zu setzen, sondern stets in Rücksicht auf dieses ihre besondern Vortheile zu modificiren, ungescheut verletzen, entgehn, früh oder später, der Strafe nicht, die wegen des unstreitigen moralischen Zusammenhangs der Dinge in der Welt über sie verhängt ist. Die Umgestaltung Deutschlands könnte bey den einmal obwaltenden Umständen nicht ausbleiben. Denn „wo ein Was ist, da sammeln sich die Adler“. Aber der Glaube an einen moralischen Weltregierer berechtigt dabey zu Hoffnungen.

Roms verhaßte, der Strafe nicht entgangene, Politik hat dem Christenthum Bahn gemacht: es muß für dasselbe nothwendig noch mehr geschehn. Was jetzt Noth thut, ist was ewig Noth thut, aber seit der Sündfluth nicht so sehr als in unsern Tagen vernachlässigt ist, was den obersten Beding vom Menschen, und Völkerrecht enthält: daß der Obere und Begünstigte, eingedenk, daß er das „für die Andern“ sey, ganz eis

ner Bestimmung lebe, und durch die geßiffentlichste Beförderung der Ordnung, Arbeitsamkeit, Genügsamkeit, Sittlichkeit, Religiosität in den niedrigen Hütten, um die Veredlung der Menschheit sich verdient mache. Dieß ist es, was in unsern Tagen, mehr als jemals, theils hintenangesetzt, theils beim unrecchten Ende angefangen ist.

Der Gemächlichkeit und Genußliebe ergeben, haben — Weise vor Allem die Auflöserung des Volks gewollt, damit es selbst denke, und sich selbst leite. Angesehene Scholarchen haben docirt: Vater und Mutter ehren lerne, sich hinlänglich unter deren Zucht, und dürfe nicht erst von Gottes wegen gelehrt werden, — Herren gesprochen: „mag der Haushalter auch veruntreuen, „wenn der Vorthail, welchen er schafft, nur übers „wiegend“! „ein reicher Bauer ist mir lieber, als „der gut wirthschaftet und nicht viel zusehen kann; „sein Saufen und Ehebrechen, und was er aus „wärts defraudirt, soll mich nicht kümmern“. Kirchenpatronen haben dem Pfarrer zugemuthet, den Leuten fleißig einzuschärfen, die Pflicht thun, mache selig, Singen und Beten nicht; welches dann der Mann würde in den Häusern predigen

müssen, wenn die Leute nicht mehr für nöthig hielten, zur öffentlichen Anbetung sich zu versammeln. Andere halten die Unterthanen mit Fleiß vom Gottesdienst ab, oder reden sie auf dem Wege dahin an, ob sie nichts Bessers zu thun wüßten? Zwar ist ein solcher Herr dafür hinter seinem Rücken ausgedummt: aber das nicht nur, sondern auch noch etwas ärger — wovon es schon Beispiele gegeben hat — ließ sich ohne Scharfsinn, und ohne bis zum Rittmeister avancirt zu seyn, ahnen; zumal wenn auch in die Justiz böse Eingriffe gemacht werden. Daß die Wächter nur nicht weniger die Kirche verschmähen, und daß sie freyere Hände bekommen, läßt sich leicht denken. Man vocirt auch wohl (propter dona) einen der Gemeinde mißfälligen Candidaten, fragt den Wächter, was er wider den Mann habe, hört, es sey seine freye Denk- und Lebensart, und ruft aus: „O, wenn sonst nichts ist! wie wüßte hat der Vorige sonst nicht gelebt, und es ging doch“. Oder man hält auch einer Gemeinde den Rücken, die ihren sehr verdienten und gutmüthigen Schulhalter, bloß weil er nicht, gleich dem Vorigen, mit ihnen mitmachen will, todt kränkt.

Es ist zum Bewundern, wie schnell der gemeine Mann das Absichtliche von der Popularität der Herrschaft merkt, oder vermuthet; und wenn er sich hingiebt, so geschiehts, weil er fürchtet, daß sie ihm sonst schaden möchte, oder hofft, daß sie ihm anderweitig, wo es nicht so recht klar ist, willfahren. Welche grobe Entehrung derer, die ihm Götter seyn sollen! Ja wenn Aeltere und Herren klüger seyn, und anstatt sich nach Gottes Gesetz ehrwürdig zu machen, sich lieber beliebt machen wollen: so darf man sich nicht wundern, daß die Beispiele von Kindern, die ihre betagte Aeltern sehr schändlich behandeln und darben lassen, sich auffallend häufen, so, daß künftig, bey den Uebergaben der Nahrung, dafür wird gesorgt werden müssen, daß die Aeltern weniger von der Gutwilligkeit der Kinder abhängen, und diesen dadurch der Sinn für die Heiligkeit des vierten Gebots geschärft werde.

Was hier ungern gerügt wird, schien nöthig, weil der Schaden doch aufgedeckt werden muß, wenn über die Heilart richtig geurtheilt werden soll. Es sind das aber Thatfachen von Männern, die gar nicht lasterhaft leben, sondern von Person

Immer respectabel sind. Und doch eximiren sie sich von der großen Pflicht, die ihnen, als Obern obliegt, von der Obsorge für das Gutsseyn ihrer Unterthanen. Und das unter einem Regenten, der vom Anfang seiner Thronbesteigung an auf sittliche Rechtschaffenheit und Religiosität vor Allem hält. Daß die Viehmagd, welche vom Morgen bis in die Nacht, aus Pflichtgefühl das Ihrige thut, in Vergleichung mit dem feinen Herrn, der nur seiner Selbstsucht fröhnet, die Würdigere sey, das darf man kaum auf dem Papier noch erinnern. So sehr fehlt es an der Herrschaft der Sitten, welche — wie auch unsere Montesquieu's schon wieder erkennen — ohne Religion sich nicht erhalten kann. Wenn zu den nicht einem Jedweden zugänglichen Mysterien des Alterthums ein gewisses Zartgefühl für Pflicht und wahre Ehre hintrieb: so muß jetzt der Mangel an solchem Zartgefühl wohl machen, daß die offenen Mysterien des Christenthums verschmäh't werden. Mit dem sittlichen Verfall ist es wie mit der Pestilenz, welche sehr Wenige und auch diese kaum ganz unversehrt entrinnen läßt. Da können die in Rede stehenden Herren lange

gehn, ehe ihnen eine kräftige Aeußerung von Mißbilligung aufstößt. Desto sichrer rechnen sie dann auf Bestimmung. Rechnen doch auch die durch die öffentliche Meinung (*vox populi*) verurtheilten Festungs-Commandanten darauf, daß sie Rechtfertigungsgründe, und von einem Ehrenreinigungsgesicht — dafern keine Rettelbes benützen — ihre Losprechung finden werden. In Sparta, und zwar in dessen schönsten Tagen, würde ihnen das Leben bald verleidet seyn.

Den gemeinen Mann hat die Landesnoth im geringsten nicht gezähmt, noch religiöser gemacht. An manchen Orten wird manchen Sonntag zur Anbetung des höchsten Wesens vergeblich eingeläutet. Es macht ihm Freude, seine Schuldigkeit versagen, sich etwas herausnehmen, und den Gesbieter machen zu können. So läßt sich z. B. ein Dorfschulze einfallen, seinen Pfarrer (zugleich Superintendent) eigenmächtig auspfänden zu wollen; und ein anderer den seinigen, der sich um ihn hoch verdient gemacht hat, gleich den andern Einwohnern, zu sich citiren zu lassen, welches örtlich durch das Circulare eines Knüppels geschieht.

Der gemeine Mann ist gemacht, geleitet zu werden, und will größtentheils kurz gehalten seyn. Man hört ihn wohl selbst sprechen: „ein Bauer kann alles vertragen, nur keine gute Lage“, Seine Verwilderung ist die Schuld seiner Obern, die auch in so fern die Nation repräsentiren. Soll nun ein aus der Art geschlagenes Volk sich wieder zu einer Pflicht- und Vaterland liebenden, hochherzigen, mithin ächt religiösen Nation erheben: so ist dieß nicht anders denkbar, als wenn auf die Obern vom Thron herab durch Zwangsmittel gewirkt wird. „Wo kein Zwang ist, da ist keine Ehre“, sprach der Rüter, als er die Heiligen peitschte. In der That muß vor jetzt der Weg zur Moralität durch Legalität gehn. Viele, wo nicht die Meisten in der Nation, sind nur mehr oder weniger schlaftrunken, oder kleinsüßig, und werden, nachdem sie durch die harte Hand des Schicksals schon aufgerüttelt sind, vollends aus der Lethargie und Muthlosigkeit sich erheben, und zeigen, daß sie Vaterlandsliebe und ein wahres Ehrgefühl im Busen tragen, und werden damit den Absichten und Verfügungen der Regierung entgegen eilen. Unter den Uebrigen

aber können nur äußerst Wenige so verworfen seyn, daß sie wegen des ihnen angethanen Zwanges sich unglücklich fühlen.

Die Oesterreichische Regierung hat unlängst diejenigen Beamten, die, der an sie ergangenen Erinnerungen unangeachtet, sich als Verächter des öffentlichen Cultus bekunden, mit der Entlassung bedroht. Man müßte seine Begriffe schlecht berichtet haben, wenn man dieß Gewissenszwang nennen wollte. Ohne große Unverschämtheit kann man doch nicht vom Staat besoldet oder ausgezeichnet seyn, und zugleich den gerechten Anforderungen desselben nicht genügen, sondern vielmehr entgegen handeln wollen. Ist es denn unbillich, wenn einem pflichtvergessenen Kirchenpatron seine Bemühungen abgenommen, und dafür andere Prästationen zum Besten der Kirche und Schule aufgelegt werden? Oder wenn der Gutspächter, der die öffentliche Religion in Verachtung bringt, ad pias causas büßen muß? Nach der neuen Preussischen Städte-Ordnung soll derjenige Bürger, welcher die ihm anvertraute Obsorge frustirt, zu den öffentlichen Lasten mehr, als die andern, beitragen. Wie billig! In Ansehung der Land-

geistlichen, giebt die Verschiedenheit ihrer Einkünfte ein leichtes Mittel an die Hand, sie zur schuldigen Amtstreue zu ermuntern. Nicht immer thun sich darin die besser Besoldeten hervor. Müssen diese dann eine Verkürzung leiden, so dient es den Verdienteren ihre Lage zu verbessern.

Abwenden helfen, daß das Vaterland nicht in Gefahr komme, ist so ehrenvoll und noch wünschenswerther, als sich mit vor dem Riß stellen, wenn die Gefahr da ist. In ersterer Absicht liegt insonderheit Guts herrschaften die Aufsicht auf die Sitten der Unterthanen ob. Dafern nun diese Aufsicht sie incommodiren sollte, oder von ihnen, wegen gewöhnlicher Abwesenheit nicht geleistet werden könnte: so müßte sie auf herrschaftliche Kosten einem andern übertragen werden, wozu sich, nach Aufhebung der Patrimonial-Gerichte, der Gerichtshalter eignet. Und dieser wäre aus wohlgeprüften Referendairen und aus den, im jetzigen Herzogthum Warschau brodlos gewordenen, unbescholtenen Officianten, die der Versorgung so würdig als bedürftig sind, zu nehmen. Denn was diejenigen betrifft, die „aus versoffenen Schreibern, und abgewiesenen Examis

„nanden zu Rätthen befördert waren, um ein großes Haus zu machen“; so möchten diese noch vor der Hand dem christlichen Mitleid empfohlen bleiben, welches mit Besetzung wichtiger Aemter sich nicht bemengen darf. Die Gerechtigkeit, als die Hand Gottes auf Erden, muß Vater, Kind und Bruder verkennen. Und die obern Behörden werden künftig, wie es schlechthin nothwendig ist, aus Männern bestehen, denen auch der leidenschaftlichste Ankläger nichts wird anhaben können. Es wird kein „geprüfenes Preußen“, noch ähnliches zu schreiben seyn.

In den Städten ließe sich vielleicht Einigen von den Stadtverordneten eine Art der Sittenscensur, etwa nach des Consistorialrath Stephanitz in Cassel, in seiner „absoluten Einheit der Kirche und des Staats“ geäußerten Idee, auftragen.

Die hochcultivirten Männer unter unsern Schriftstellern, welche von einer „demoralisirenden Kraft der Religion“, und von einer vollendeten Cultur, die „über alle Gottesverehrung erhebe“, schwärzen, muß man zum Arzt schicken, zum Dr. Hegewisch in Kiel, welcher bemerkt hat, daß mit der Cultur die Anzahl der Wahnsinnigen in

Deutschland zugenommen habe, und daher schließt, daß bey der höchsten Cultur Niemand mehr werde für irre gehalten werden, weil laster Irren seyn würden. Oder besser: man muß sie an das Urtheil erinnern, welches Preußens König über einen solchen, der sein Kind nicht wollte taufen lassen, fällte: »er müsse unter Curatel gesetzt werden».

Allerdings wirken Zwangsmittel, so wie auch Prämien, nicht das, was Beispiele wirken; und insonderheit zur Theilnahme an den öffentlichen Andachtsübungen muß nur Beispiel und Ermahnung nöthigen. Die oben erwähnten Strafmittel sind bloß für grobe Verächter, in so fern sie die Nichtachtung des Cultus verschulden. Dabey wird das Beispiel der Bessergesinnten so wenig ausbleiben, daß vielmehr die Irrigkeit ihrer Pflichtenliebe nun desto eher bemerkt wird, anzieht, und sich mittheilt. Sittlichkeit wird einmal von Sittlichkeit, Religiosität von Religiosität erzeugt; und mit der wieder auflebenden Achtung für die öffentliche Religion lebt auch die Herrschaft der Sitten auf, welche für die öffentliche Wohlfahrt und Sicherheit stets das Beste thun muß.

Um aber die Religion in Achtung zu bringen, ist es gar nicht nothwendig, „die kirchliche Einrichtung für die wissenschaftlich Gebildeten und höhere Stände behaglicher zu machen“, noch „durch die Predigten Fortschritte in der Erkenntniß zu bewirken“. Auch in der Christenheit ist es mit der kirchlichen Einrichtung nicht hauptsächlich auf eine Lehranstalt abgesehen, sondern auf öffentliche Anbetung, mit feyerlicher Richtung der Gemüther auf Pflicht und Recht; auf gemeinschaftliche Religionsübungen des Laien mit dem Geistlichen, des Hohen mit dem Niedrigen, des Betrübten mit dem Fröhlichen. Das Wissen ist das Wenigste. Auf's Befolgen kommt es an, mithin auf fleißige Wiedererinnerung, auf recht ernstliche Vorsätze und Bewahrung der damit verknüpften guten Eindrücke, folglich auf die Stärke derselben; weswegen denn auch der Herr und der Diener, einer in des andern Gegenwart, seine Pflichten vor dem höchsten Gebieter derselben anerkennt. Die Liturgie sey wie sie wolle: ist sie dem Ungebildeten einmal erbaulich; so müßte der Gebildete noch nicht gebildet genug seyn, wenn er mit jenem die

religiösen Gefühle nicht zu theilen wüßte. Solche Gefühle zu unterhalten, zu beleben, und practische Irrthümer zu berichtigen, ist der eigentliche Zweck der Predigt; und hiebei kommt es wieder nicht so sehr auf Rednertalente, als auf Lehrweisheit an, und vornehmlich auf den Geist, der sich da ausspricht und sich mittheilen soll.

Nichts in der Welt kann einen so vollendeten Enthusiasmus für das wahrhaft und höchst Gemeinnützige, der die menschliche Seele mit einem so rein himmlischen, beständigen Feuer durchglüht, hervorbringen, als die Christusreligion. Ihr Eigenthümliches ist die auf alle Weise wohlgegründete Anforderung an ihre Befenner: für einander zum Behuf ihrer Sittlichkeit — als welche nur bey dem einen durch den andern glücklich erzeugt und gepflegt wird — alles mögliche zu thun und zu dulden, und so sich als die rechten Gottesverehrer auszuzeichnen. In so fern es hier betrifft, was einem jeden rechtlichen Menschen über alles theuer seyn muß, und die Anforderung nicht ein vor allemal ausgerichtet, sondern immerwährend ist, auch nicht mit Bewunderung der Mit, und

Nachwelt aufmuntert: so hat es damit mehr auf sich, als mit eines Desaix oder Nelsons Heldentod: zumal da solche Großthat erst nach Maassgabe der Sittlichkeit zu würdigen ist. Wenn dies in unsern Tagen nicht die gewöhnliche Ansicht der christlichen Religionsanstalt ist, so ist es doch die rechte, und als solche in mehreren Schriften unsrer Zeit *), bemerkbar gemacht, wie sie es erweislich auch vom Anfang gewesen ist. Auf diese Weise läßt sich nicht nur eine einige, in keine Parthenen zersplitterliche Kirche, sondern so gar auch ein goldnes Zeitalter denken.

Man kann das christliche Institut nach obiger Vorstellung doch nicht für etwas blos Idealisches nehmen. Es ist vielmehr nothwendiger Art, es betrifft ja das Eine, was der Menschheit Noth ist. Desto demüthigender ist der Vorwurf, daß es so nicht in der Wirklichkeit besteht. Denn, wenn es auch in seiner Vollendung hier nicht zu erwarten ist: so müßte es doch in der Bewegung, in der Activität sich immer mehr zu

*) Unter andern: „Reinchristlicher Religionsunterricht“. 1806. bey Kühn in Neu-Ruppin.

realisiren, vorgebrungen seyn. Man lasse es aber in einem Staat einmal im Flor seyn; wird da den Bürgern für die gemeine Wohlfahrt wohl eine Aufopferung zu hoch, eine Entbehrung zu schwer seyn? Und mehrere solche benachbarte Staaten, werden sie nicht von selbst, ohne Ueberredung, wider Ueberwältigungen sich kräftig vereinigen? Vor innern Zerrüttungen durch sich selbst verwahrt, werden sie dergleichen noch weniger auswärts anzetteln. Welchen geringen Rang ein Staat auch habe, von welchem die glückliche Veränderung ausgehe: so wird er doch, wie wenig er auch darnach strebte, in der Geschichte der Geprlesenste seyn.

Steinbüfel in der Uckermark.

K r ü g e r,

D. W. W. Dr.

6.

Ueber die Verhältnisse der Erbunter- thanigen, oder Leibeigenen in der Neumark.

Wenn man die Entstehung der Leibeigenschaft bedenkt, wie der arme unglückliche Landmann durch die damals existirenden Fehden, und die schrecklichsten Grausamkeiten der Raubritter dahin gebracht werden konnte, seine eigene Person, und seine Familie, als Eigenthum einem hartherzigen Herrn hinzugeben, um nur Brod und Schutz zu genießen, so erregt ein solches Elend unser ganzes Mitgefühl, so wie die unmenschliche Härte dieser kleinen Tyrannen, unsern gerechten Abscheu.

Mit Recht eiferten edle Schriftsteller gegen einen Gebrauch, der eine Schande der Menschheit war. In unsern Tagen haben wir zwar noch den Namen, die Sache selbst ist aber längst nicht

mehr, wie ich weiterhin zeigen werde. Gleichwohl erhob sich ein Heer von Scriblern, die in den fadeſten Romanen es ſich zur Pflicht machten, die Tyrannen der Gutsherren, und das tiefe Elend der Leibeigenen, mit den grelleſten Farben zu malen. Wie würden ſich dieſe Schwäger verwundern, wenn ſie ſehen, daß unſre Leibeignen ſich zu dem Geſchenke der Freyheit nicht freuen, es oftmals verbitten, und keine taube Ruß dafür zu geben geneigt ſind, ſondern vielmehr, wenn es die Gelegenheit giebt, ſich durch eine Heyrath oder Annahme einer bäuerlichen Wirthſchaft, ohne Bedenken zu Leibeigenen geben; und daß ſie hiebey klüglich verfahren, wird ſich gleich zeigen, wenn wir die Wirkungen dieſer Unterthänigkeit, die, ſo viel ich weiß, längs den ſüdlichen Ufern des adriatiſchen Meeres, überall von gleichen Wirkungen iſt, betrachtet haben.

Dieſe ſind 1) daß der Unterthan ohne Erlaubniß nicht aus dem Guthe ziehen darf,

Dieſes wäre nun freylich ſchon eine drückende Laſt, wenn der Leibeigene hier ſchlechter behandelt würde, als die freyen Leute; das iſt aber ſo wenig der Fall, daß der Unterthan ein vorzügliches

Necht auf die Unterstützung seines Herrn, den er als einen Vater betrachtet, zu haben glaubt, verlangt, und auch wirklich genießt. Er wohnt wie die Freyen; seine Dienste werden ihm so bezahlt, als sie jenen bezahlt werden, und er hat überdem das Vorrecht vor jenen, daß der Herr ihn und seine Familie erhalten muß, wenn er alt und zum Erwerb untüchtig ist. Dieses ist ganz begreiflich die Ursache, warum die Leibeigenschaft keine Last, sondern vielmehr eine Wohlthat für den armen Landmann, und oft eine nicht geringe Last für den Gutsbesitzer wird.

Diese Darstellung kontrastirt nun freylich gar sehr mit der Beschreibung, die unsre Romanenschriftsteller davon aufstellen, aber man kann ihnen dreist zurufen: „kommt her und überzeugt euch“!

Die 2te Wirkung der Leibeigenschaft ist, die Verbindlichkeit, ihren Gutssherren vorzugsweise zu dienen.

An meinem Orte erhalten diese jungen Leibeigenen, es sey Knecht oder Magd, eben dasselbe Lohn, und dieselbe Beföstigung zc. wie das freye Gesinde, sie verlieren mithin durch ihre Condition als Leibeigene gar nichts; auch sieht man fast auf

allen Höfen freyes und leibeigenes Gesinde durch einander, die alle auf ganz gleichem Fuß behandelt werden. Sollte einem jungen Menschen aber sein väterliches Dorf verhaßt seyn, und er die Welt um sich her kennen lernen will, so wird es ihm nicht schwer fallen, die Erlaubniß dazu zu erhalten, indem solche Subjecte in der Regel nicht in der Wirthschaft brauchbar sind.

Die 3te Wirkung ist die, daß die Leibeigenen nicht ohne Erlaubniß heyrathen dürfen.

Dieses ist in unsern Tagen eine leere Ceremonie. Welches Interesse könnte der Herr haben, eine Heyrath zu hindern, und wollte irgend ein rachsüchtiger Herr, aus niedern Antrieben, sein Vorrecht mißbrauchen, so würde eine gerechte Landesregierung dergleichen Unfug nicht dulden.

Da nun die sämtlichen Wirkungen der Leibeigenschaft in der Neumark, keine andre, als die vorbesagten sind, und ad 1) die beständige Wohnung im Dorfe, eher eine Wohlthat, als eine Last für den Leibeigenen — der übrigens, wenn er sein Brod an diesem Orte nicht findet, und fortzuziehen wünschte, auch leicht die Erlaubniß dazu erhielte — anzusehen ist. Ferner ad 3) dem

Grundherrschaft auch kein Vortheil zuwachsen kann, so reducirt sich der ganze Nutzen, den dieser von seinen Leibeigenen ziehen kann, bloß auf den zweiten Punct, nämlich: auf die Befugniß, sich Gesinde in seinem Dorfe wählen zu können.

So schön es nun auch ist, selbst den Namen und das Andenken einer so barbarischen Einrichtung, als die Leibeigenschaft ist, zu vertilgen, so existirt doch die Sache selbst *) in allen Staaten, wo man das Wort Leibeigenschaft nur mit Abscheu ausspricht; und muß existiren, wenn der Staat bestehen soll. Denn, welche schreckliche Folgen würden daraus entstehen, wenn die Einwohner eines Dorfes nicht verpflichtet wären, hies vorzugswelse die ländlichen Arbeiten zu verrichten, und wenn das Gesindelohn nicht durch landesherrliche Befehle eingeschränkt würde! Das Gesinde, welches immer nach den Vergnügungen der Stadt lechzet, würde bald den schweren, aber unvermeidlich nothwendigen Aernthe- und Ackerarbeiten zu entfliehen, und in irgend einer Stadt ihr Unterkommen suchen, oder doch ihre Dienste nur dem

*) Nämlich die Pflicht dem Gutsherrn zu dienen.

Weistbietenden weihen, und dadurch das Lohn zu einer Höhe hinauf treiben, daß der ärmere Landmann, der nicht ohne viele Hände seine Deconomie forttreiben kann, solchen nicht bezahlen, und seinen Acker also nicht bestellen könnte. Es scheint mir daher meine Behauptung, daß ein Staat, ohne eine Verbindlichkeit des Landmannes, seinem Herrn gewisse Jahre, und um ein bestimmtes Lohn zu dienen, nicht bestehen kann, denn der Staat muß Brod, Fleisch &c. haben, wenn er die Mitglieder desselben, die Menschen, erhalten will.

Diese Nothwendigkeit hat man auch in allen Provinzen Deutschlands, wo keine Leibeigenschaft statt hat, bald gefühlt, und statt derselben Gesinde-Ordnungen erlassen, die eben das bewürken.

So muß z. B. in Sachsen jedes Kind eines Bauern, Cossäthen &c. (welche man dort noch mit dem Namen Unterthanen zu benennen pflegt) seiner Gutsheerrschaft zwei Jahre um ein sehr mäßiges Lohn dienen, wodurch der Betrieb der Landwirtschaft in einem so stark bevölkerten Lande hinlänglich gedeckt wird. In der Neumark, die nicht so viele Einwohner nach Verhältniß zählt, dürften wohl diese zwei Jahre nicht hinreichend

seyn, um ein Gut hinlänglich mit arbeitenden Händen zu versorgen; und wir dürfen von der Weisheit, Milde und Gerechtigkeit unserer allgemein so hoch geliebten Regierung, sicher erwarten, daß solche die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, durch zweckdienliche Verordnungen, dem Staate unschädlich machen werde, so wie sie ihm zum Ruhm gereicht.

Bei einer solchen Dienstordnung ist es sehr wünschenswerth, wenn das bestimmte höchste Lohn, so glücklich getroffen wird, daß der Herr und der Diener davon bestehen kann. Ist solches zu hoch, so drückt diese große Ausgabe den Landbegüterten, der so viel Gesinde halten muß, sehr schmerzhaft; ist es zu geringe bestimmt, so giebt es Veranlassung, daß die Ordnung überschritten wird, worauf, zum Wohl des Ganzen, doch billig auf das strengste zu halten wäre, indem die Veranlassungen, solche Ordnungen zu übertreten, nur zu häufig vorkommen.

Unsre lieben Mitbrüder im südlicheren Deutschland, genießen also alle Vortheile durch die bestehende Gesindemandate, die wir bisher durch die Leibeigenschaft unserer Dienstleute genossen haben.

Denn die Tyrannen, die Beerbung dieser armen Menschen, die von dem Ursprung an, kein Eigenthum besitzen durften, das Recht der ersten Nacht, und alle dergleichen Abscheulichkeiten, sind Gottlob in hiesigen Ländern, in so langer Zeit nicht mehr ausgeübt, daß sich das Andenken daran verloren hat; und unsre Leibeigenen waren um nichts unglücklicher, als unsre freien Leute. Wohl uns! daß unser gütige Monarch, nun auch den Namen dieser, die Menschheit schändenden, Einrichtung vertilgen will.

F***.

A. v. Kampff.

7.

Ueber die öffentliche Meinung.

Vielleicht gab es nie eine Zeit, in welcher Staatsverfassungen wie philosophische Systeme, Sitten und Meinungen schneller auf einander folgten, und alles in einem rascheren Umschwung

fortgetrieben wurde, als die gegenwärtige. Des Menschen Wünsche und seine Thätigkeit scheinen nur das Spiel eines launigen Glücks zu seyn; kein anderes Gesetz zu herrschen, als das Gesetz des Wechsels, und wenig anderes ein Interesse zu gewinnen, als das Neue, Ungesagte und Unerhörte. Die Mode, die sonst noch ein Gebiet des Heiligen anerkannte, welches sie mit ihrem flüchtigen Fuße nicht zu berühren, und ihren ephemeren Gesetzen nicht zu unterwerfen wagte, schwingt ihren immer schwankenden Herrscherstab auch über das Ehrwürdigste, und ihre lustigen Genien tragen auf ihren Schmetterlingsflügeln überall ihre Befehle hin, die nicht leicht jemand zu übertreten wagt, weil sie es mit der Gefahr, lächerlich zu werden, verpönet hat. Welchen Worten hat sie in kurzer Zeit ihre Würde genommen, welche Begriffe unter einer schlaun Namenverwechslung dem Spotte und der Verachtung hingegeben. Rechte der Vernunft, Menschenwürde, Freiheit und Gleichheit, wer mag ihrer noch gedenken, oder hält es der Mühe werth, noch von ihnen zu reden? Unter dessen zieht man ja wohl veraltete Sitten und Gebräuche nach Jahrhunderten, wieder aus der Vers

gessenheit hervor, um sie zu erläutern, ihren Ursprung aufzusuchen, und mitunter über die Beschränktheit der guten Alten und ihren unmodischen Sinn zu lachen. Und so werden denn auch jetzt noch einige Bemerkungen über die öffentliche Meinung, ihren Werth und den Einfluß, welchen sie verstatet, erlaubt seyn.

Unter den drey Benennungen, durch welche man die mögliche Verschiedenheit der Beschaffenheit menschlicher Erkenntniß bemerklich macht, dem Wissen, Glauben und Meynen, bezeichnet das Letzte ein für wahrhalten aus Gründen, welche wir selbst nicht für hinreichend halten, um allgemeine Bestimmung zu bewirken, und bey der wir uns selbst nicht der Unmöglichkeit, daß das Behauptete nicht auch anders seyn konnte, bewußt sind. Diese Bedenklichkeit entsteht uns nicht, wo wir gewiß sind, daß wir jeden von gefunden Sinnen nöthigen können, eben das wahrzunehmen, was wir erfahren. Wir wissen es, daß es Tag sey, und meinen es nicht. Eben so wenig sprechen wir von Meinung, wo wir uns in dem Besitze einer unleugbaren Wahrnehmung und Erfahrung, aber nur durch unser Selbstbewußtseyn bes

finden, und andere nicht zu der Reflexion nöthigen können, welche zu einer solchen innern Wahrnehmung, erforderlich ist.

Die Gegenstände der Religion, welche wegen der allgemeinen und nothwendigen Beschaffenheit des menschlichen Gemüthes, sich der Ueberzeugung darbieten, sobald man über sich nachdenkt, werden geglaubt. Zu meinen braucht hierüber Niemand, wer sich nicht mit dem Meinen begnügen will. Nur, wenn es die Frage gilt, ob gegebene Ursachen eine bestimmte Wirkung haben, und gewisse Mittel zu einem benannten Zwecke führen; also im Felde der Erfahrung, und zwar nicht, wo wir, um die Gesetze derselben wissen können, und wissen, sondern, wo zufällige Bestimmungen noch kein allgemeingültiges und unbedingtes Urtheil motiviren. Hierauf würde sich auch alles Meinen beschränken, wenn die Gesetze des Denkens und Erkennens überall zum deutlichen Bewußtseyn erhoben wären, und jedermann mit eben so vieler Bescheidenheit und Resignation sich mit einem Meinen begnügen wollte, wo die Schranken der menschlichen Erkenntniß nichts weiteres erlauben; als er mit Muth und Selbstvertrauen das gesetzmäßige

Gebiet des Wissens und Glaubens vertheidigte. Allein auf diesem Wege gelangen die Menschen im Allgemeinen nicht zu ihren Kenntnissen. Sie steigen nicht von den allgemeinen Gründen des Wahren zu den besondern Erkenntnissen herab, sondern von diesen zu jenen hinauf; durch Gefühl und Erfahrung, nicht durch Wissenschaft schreitet die Aufklärung allmählig weiter. So bildet sich nach und nach eine Ansicht der sichtbaren und unsichtbaren Welt, eine Beurtheilung des Nützlichen und Schädlichen, selbst des Rechts und Unrechts aus mannigfaltigen, ungleichartigen Materialien. Auf dem Boden der unveränderlichen Gesetze des Denkens, Erkennens und Handelns erhebt sich aus dem überlieferten Herkommen, einem sanctionirten Positiven, aus eigenen und überkommenen Erfahrungen, dunklen Gefühlen und Autoritäten ein Gebäude dessen, was für wahr gehalten wird, welches allemal den Anstrich der Organisation, des Temperaments, der Neigung des Standes, und der Lage des Erbauers trägt. Dieses besondere Meynen vereinigt sich dann, sobald es Gegenstände eines vereinigten Interesses gilt, in eine allgemeine Meynung, deren Beschaffenheit von

Dem Character einer Gemeinheit und weiterhin eines Volks, dessen Lebensart, Sitten, Schicksalen, Staatsverfassung, und allem, was hiermit in Verbindung steht, abhängt. Schon der Gegenstand wird durch die bewegten Ursachen für die allgemeine Meynung bestimmt, und man braucht nur dasjenige zu kennen, was das allgemeine Interesse erregt, um davon auf den Nationalcharacter und den Geist eines Zeitalters zu schließen.

In Athen, wo ein regeres Gefühl für das Schöne die Gemüther bewegte, waren es die Künste, Spiele und Feste; in dem ernsteren Sparta die öffentliche Zucht und der Krieg; in Carthago der Handel und das Navigationswesen; in Rom, wie die Römer noch ein Volk waren, und vor der Meinung des Einen noch nicht die Meinung aller verstummte, der Staat und dessen Verwaltung; in Frankreich der Nationalruhm; in Italien die allein seligmachende Kirche; in England die Constitution, und in Deutschland — ja in Deutschland alles, worüber sich speculiren läßt. — So urtheilte und sprach man einige Secula hindurch von nichts allgemeinem, als von der Eroberung des heiligen Grabes und den Zügen nach Jerusalem;

dahin war die Ehre der Damen und der catho-
 lische Glaube, wiederum die Verbesserung der
 Kirche in Haupt und Gliedern, dann die Erlös-
 sung von den Fesseln der Hierarchie, und auf eine
 kleine Zeit die Rechte der Vernunft und der
 Menschheit allgemein an der Tagesordnung. Es
 würde eine interessante Untersuchung seyn, aus
 dem Grundstamme eines Volks, seinen Sitten,
 seiner Staats-Verfassung, den religiösen Cultus
 und alles was auf den National-Character ein-
 fließt, und wiederum daraus hervorgeht, zu ent-
 wickeln: warum gerade ein gewisser Gegenstand
 Aller Aufmerksamkeit und Nachdenken beschäftige.
 Hieraus würde sich dann auch die Beschaffenheit
 der allgemeinen Meinung deutlich ergeben; man
 würde einsehen, weshalb in verschiedenen Ge-
 genden das allgemeine Urtheil verschieden aus-
 fällt; weshalb unter dem einen Volke eine Privat-
 meinung sich ohne Erfolg und nachgelassene Spur
 in die Gesammmeynung verliert, welche sie anders-
 wärts bedeutend stimmte; warum hier eine Autori-
 tät so schwer, dort so leicht wiegt, hier ein Gefühl
 respectirt wird, worüber man dort lacht, und Er-
 fahrungen flüger machen, die, so laut sie auch

sprechen, anderwärts auch nicht die geringste Aenderung in der gewohnten Denk- und Handlungsweise hervorbringen. Denn ist gleich die allgemeine Meinung nichts anders, als das Resultat dessen, was die Einzelnen einer Nation gedacht, erfahren, geurtheilt haben, so werden diese Erfahrungen und Urtheile doch nicht nur durch den National-Character gestempelt, und erhalten das durch ihre eigene Politur und Ründung, sondern es wird auch nur von allem dasjenige in das allgemeine Urtheil aufgenommen, was jenem Character zusagt; was ihm entgegen ist, wird zurückgestoßen, sinket als zu schwer unter, oder treibt als zu leicht ungewehrt oben. Man könnte sie daher wohl einer chemischen Mischung vergleichen, die nach den Gesetzen der Wahlverwandtschaft, einiges ganz, anderes zum Theil in sich auflöst, worin einiges niedergeschlagen wird, und ein anderes eine dem Ganzen eigenthümliche Beschaffenheit annimmt. Oder vergleichen wir ihr lieber einen Strom, in welchem alle Flüsse aus tausend Quellen und Bächen erzeugt, vereinigt fortfließen. Es verdunstet wohl manches Wasser des Quells, ehe

es zum Flusse gelangt, und dann noch spület der Wind und die Welle manches über das Ufer.

Wie aber kein Strom fließt, wo keine Quelle rauscht, so läßt sich auch keine allgemeine Meinung denken, wo nicht die Bedeutendern in einem Volke an dem Allgemeinen Theil nehmen, und dafür zu beobachten und zu denken Lust und Kraft haben. Je weiter also ein Volk in der Cultur vorgeschritten, und je größer die Zahl der Mündigen ist, die es sich zutrauen und das Herz haben, selbst zu beurtheilen was recht, nützlich und gut ist, um desto weiter, tiefer und lebendiger strömt sie. Ohne Gemeingeist und aufgeregtes Selbstdenken kann von ihr gar nicht die Rede seyn. Aber man dämme die Bäche und Flüsse ab, und auch dann wird der Strom bald verflossen seyn.

Es entstand nie eine allgemeine Meinung, wo sie nicht öffentlich werden durfte, und verschwand sobald die Oeffentlichkeit gehindert wurde. Die Kundigsten und Welterfahrensten, die Offenen und Wohlwollenden ziehen sich zurück, zufrieden einen Freund zu haben, mit welchem sie ihre Bemerkungen und Urtheile austauschen können. Allein auch an dieser Unterhaltung verliert sich bald das Ins

teresse. Man erhält seine Gedanken nur wenig verändert wieder, denn nur im vielseitigen Verkehr gewinnen diese an Neuheit und Mannigfaltigkeit. Aber man finde sich auch durch diesen Tausch bereichert, was wird dieser Reichthum nützen? Wozu sich Erfahrungen sammeln, und den Schatz richtiger Urtheile vermehren? Es ist ein todttes Capital, welches für das Gemeinwesen keine Zinsen tragen darf. Auch der freundschaftliche Gedankenwechsel wird am Ende stocken, wenn nicht irgend ein wissenschaftliches Interesse, die Kunst, oder ein gemeinschaftliches Geschäft, ihn noch unterhält. In China, Japan und der Mungalen mag es keine allgemeine Meinung geben, als die keine zu haben, weil es dort keinem einfiel, noch einfallen durfte, einen Verstand zu haben, ausser dem seines Kaisers, oder seines Dalai Lama. Die bekannte Einsilbigkeit der Osmanen rührt größtentheils von dem Despotismus ihrer Regierung her, wirkt aber auch wieder darauf zurück; und wenn anderwärts die Zunge nur durch die Nöthlichkeiten des Tages in Lauf gesetzt wird, so mag dabei wohl eine gleiche Ursache obwalten. Die Allgemeinheit der Meinung steht also mit der

Publicität in steter Wechselwirkung. Es kann überhaupt keine allgemeine Meynung geben, wo es keine öffentliche gibt, und keine öffentliche, wo noch keine allgemeine sich erhoben hat. Auch nur so weit kann diese Platz finden, als jene verstattet ist. Ob und wie weit diese aber verstattet wird, hängt lediglich von der Meynung ab, die allgemein darüber herrscht, und von der Achtung, welche diese Meynung sich zu verschaffen gewußt hat. Man kann nicht fragen, was vorausgeht, die Öffentlichkeit oder die Allgemeinheit. Eines ist mit dem andern gegeben, und beides nur in einem Gemeinwesen möglich, welches die Freiheit des Einen nur beschränkt, um die Freiheit aller zu fördern. Nur in einem solchen Gemeinwesen, wo bey es aber nicht darauf ankommt, ob die oberste Gewalt in den Händen eines Monarchen, oder der Edeln, oder des Volks ruhet, kann es Gegenstände einer allgemeinen Theilnahme geben; nur hier der Wunsch und Wille gedeihen, dafür zu denken und Erfahrungen zu sammeln; nur hier wird die freye Mittheilung des Gesammelten am wenigsten gehindert, und die Achtung für die öffentliche Meynung Princip der Staatsverwaltung

werden. Hierin und in dem Einflusse, welcher die öffentliche Meinung dadurch auf die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten hat, findet sie ihre vorzüglichste Stütze. Es darf dieses aber nicht nach den Worten der Machthabenden, und dem schönen Scheine beurtheilt werden, welchen sie gerne um sich her leuchten ließen, sondern nach ihrem Thun; sonst fehlt es ja nicht an Manifesten und Adressen an das Volk, noch an einem Schmücken seiner allerhöchsteigenen Meinung, oder der Meinung des Pallastes mit der allgemeinen.

Es wäre jetzt vielleicht noch anzugeben, wie die Idee eines solchen Gemeinwesens realisirt werden könne. Allein da einmal Staaten bestehen, in welchen es eine öffentliche Meinung giebt, die sich Achtung zu verschaffen gewußt hat, oder wo alles unter der Meinung eines Einzigen slavet; so möchte dieses in beiden Fällen wenig frommen. In dem einen ist überall noch keine allgemeine Meinung da, für die sich Vorschriften ertheilen ließen, wie sie sich geltend machen soll, und diese Vorschriften dürften doch immer nur so weit öffentlich werden, als die allgemeine Meinung sie schon geltend gemacht hat; dort aber kann nur

auf dem geschichtlichen Wege gezeigt werden, wie sie öffentlich und allgemein geltend geworden; welches aber nicht als Regel oder Nachfolge aufgestellt werden darf, die sie sich leider bisher immer noch hat erringen müssen, was ihr von rechts wegen gebührte, hier aber nur der gegebene und sanctionirte, nicht der noch zu nehmende Besitz rechtsbeständig seyn kann. Was sie aber vermag, wo sie wahrhaftig geehrt wird, beweiset unter allen Staaten keiner so sehr, als der Englische. Hier ist es nicht die Opposition und das Talent ihrer Redner, welches der Minister fürchtet, sondern die allgemeine Meynung. Immer mögen jene declamiren, diese herrscht doch am Ende selbst im Parlamente, bey allen Mängeln der Repräsentation, und der Minister, welcher sie genau kennt, und sich an ihr anschließt, behauptet ein entscheidendes Uebergewicht, auch wenn er Maaßregeln durchzusetzen sucht, die in die Constitution einzugreifen drohn. Wer erinnert sich nicht jener merkwürdigen Erscheinungen in der Englischen Geschichte, sagt ein vortrefflicher Beobachter, G. D. de, in seinem England und Wales, wo die Minister des Königs mit einem ihnen ergebenen Parlas-

mente, ihren Planen entsagen mußten, und sich nicht im Besitze ihrer Würde erhalten konnten; und dagegen anderer, wo der Minister, trotz dem wieder ihn vereinigten Parlamente seine Stelle fortdauernd behauptete? Da zeigte sich die Gewalt der öffentlichen Meinung in ihrer glänzenden Größe. Die Geschichte der jetzigen Regierung enthält mehrere auffallende Beispiele der Art. Mit allen Kunstgriffen der Cabale und seinen zahlreichen Parthengängern, konnte sich Lord North nicht länger behaupten, da seine an Anzahl und Einfluß schwächeren Gegner von der öffentlichen Meinung unterstützt wurden; und als der Minister Pitt, auf den die Augen der Nation mit Vorliebe gerichtet waren, ins Cabinet trat, trogte er dem in der Coalition wider ihn vereinigten Parlamente, gegen welches die öffentliche Meinung sich laut und nachdrücklich erklärt hatte. Nachdem der Verfasser, als nähere Belege seiner Behauptung den Frieden zu Amiens, den Erfolg, womit dieser Minister, während der Krankheit des Königs, dem Prinzen von Wales das unbedingte Recht der Regentschaft streitig machte, und die Bill gegen aufrührerische Zusammenkünfte, welche

die Freyheit der Engländer so sehr bedroheten, durchsetzte, angeführt hat, beschließt er die Auseinandersetzung der zuletzt aufgestellten Thatsache, mit diesen Worten: »Dieser Triumph war noch keinem Englischen Minister, bey einem so gewagten Schritte und einer so großen Anzahl leidenschaftlicher Gegner, zu Theil geworden«. Hier war an keine Bestechung zu denken; selbst die erfandsamste Verläumdung mußte verstummen, und das freye, sich für den Minister erklärende Uebergewicht der öffentlichen Meynung anerkennen. Selbst in einem Staate, in welchem es eigentlich doch nur ein Gemeinwesen für die Häupter gab, zeigte sich die Gewalt und der Einfluß der öffentlichen Meynung in Gegenständen eines allgemeinen Interesse. So oft man auch Luthers Sache in Deutschland für verloren hielt, immer stärkte sie sich, und erhob sich von neuem, durch die öffentliche Meynung gestützt, und die Obrigkeiten sahen sich genöthigt, sich zu derselben zu fügen, und sie mit Klugheit zu leiten, wenn sie ihr eigenes und das Wohl ihrer Unterthanen nicht aufs Spiel setzen wollten.

Aber hat denn auch die öffentliche Meinung einen so bedeutenden Werth, daß den Machthabenden angesonnen werden darf, sie sorgfältig zu betrachten, sich mit ihr bekannt zu machen, und ihr nachzugeben? Die Frage hat eine doppelte Seite. Ohne auf den Werth der öffentlichen Meinung zu sehen, kann man untersuchen, was geschehen müsse, wenn sie einen Gegenstand ergreift, der das Interesse des Gemüths so lebendig bewegt, und durch eine Reihe von Begebenheiten, so sehr gespannt hat, daß sich ihre Wirkung, ohne Gefahr nicht mehr hemmen läßt. Ob, z. B. die Fürsten des nördlichen Europas die Reformation hätten hemmen dürfen? Wiederum kann man fragen, ob der öffentlichen Meinung ihrer innern Vorzüge wegen gehuldigt werden solle, weil nach einem alten Spruche, die Stimme des Volks, Gottes Stimme sey. Da die erste Frage historisch ist, und keine allgemeine Antwort zuläßt, so erlaube ich mir nur Einiges zu Beantwortung der Zweyten. Es könnte scheinen, als dürfe die öffentliche Meinung sich einer solchen Dignität nicht rühmen. Sie stütze sich ja zum Theil nur, könnte man denken, auf die unveränderlichen Gesetze des Wahren, Rechten

und Guten, und entspringe aus so mancher Quelle, für deren Reinheit sich nicht allemal bürgen lasse, und sey, alles übrige ungerechnet, doch immer nur Meynung. Aus Vorliebe für seine Schulweisheit, könnte wohl einer nur in so fern einem für wahr halten, einen Werth zustehen, als man es aus den ersten Gründen der Wahrheit abzuleiten wisse. Der Unbefangene wird auch die Meynung ehren, für welche sich Gründe, wenn auch gleich keine zwingende, aufstellen lassen; oder, wenn auch die höhern, dem größten Theil derer, welche sie hegen, unbekannt seyn sollten. Auch zu dem Gefühle spricht die Wahrheit, und was sich auch nicht als absolute Wahrheit aufstellen läßt, kann doch als relative, als Annäherung zur Wahrheit gelten; und diesen Character trägt die allgemeine Meynung; schon dieses spricht laut für sie, daß sie dem Boden entsprossen, auf welchem im Gange des Lebens allein wahre Erkenntniß emporwächst, dem Boden freyer und ungehinderter Mittheilung. Der Trug und die Täuschung verstecken sich, und tragen Masken, weil sie sich ihrer Häßlichkeit bewußt sind, sie halten die Wahrheit gefangen, weil sie sich vor ihrem Glanze zu fürchten haben. Man

öffne dieser nur die Thore, und mit siegender Kraft wird sie erscheinen. Der Vüberey, sagt ein edler Grieche in dem Lobe eines edlen Fürsten, kleidet die Verborgenheit; für ein schönes Leben ist das Licht ein verschönerndes Gewand. Aber auch hiervon abgesehn, spricht die öffentliche Meynung immer das Wichtigste über die Angelegenheiten eines Volks, aus, und enthält ein gewisses Resultat dessen, was einem Volke, nach seinem allgemeinen Menschencharacter, und seinem Character als Nation, am zuträglichsten ist.

— Bey dem einzelnen Menschen kann es wohl der Fall seyn, daß er mit sich selbst nicht auf's Reine zu kommen vermag; allein ein Volk, welches vom Gemeingeiste geleitet wird, für allgemeine Angelegenheiten beobachten darf, und gewohnt ist, dafür zu denken, hat auch immer ein offenes Auge und einen richtigen Blick für seine Bedürfnisse. Da geht in dem gegenwärtigen Augenblick der Begierde nie die Erfahrung der Vergangenheit unter, und die muthmaßlichen Erwartungen der Zukunft täuschen nicht leicht durch ihr dunkelklares Licht. Schwanket auch die Meynung in neuen und ungewissen Zeiten, lange kann sie doch

nicht mit sich selbst uneins seyn. Vorbereitet durch alles Vorhergegangene, bildet sich bald gemäß den Eigenthümlichkeiten eines Volks aus den Meinungen aller Bedeutenden, die sich an einander abglätten und berichtigen, ein herrschendes Urtheil, welches anspricht oder niederschlägt, was es sich aneignen, oder nicht aneignen kann. Einen auffallenden Beweis bietet hiervon die Geschichte der Reformation im 16ten Jahrhundert. Innerhalb 14 Tagen verbreiteten sich Luthers 95 Thesen gegen Tegel durch den großen Theil von Deutschland, wurden überall umgetheilt, beurtheilt, besprochen. In den südlichen Gegenden, wo das regere Gefühl einen sinnlichern Cultus nothwendig machte, verlosch der Eindruck bald, oder dauerte nur bey der Minderzahl fort; und nur in Norden, wo der National-Character, das Klima, welches einen großen Theil des Jahres das Gemüth weniger nach Aussen beschäftigt seyn läßt, der alte Hang zur Freyheit und andern Ursachen ein ungehindertes Nachforschen mehr begünstigen, wurden die Gemüther zum dauernden Kampfe aufgeregt. Besonders war dieses der Fall in den Reichsstädten, deren Verfassung der allgemeinen Meinung,

öffentlich zu werden, und dem Volks-Character sich freyer auszusprechen verstattete.

Daher entschieden sich diesem Character gemäß die nördlichen Reichsstädte für den Protestantismus ausschließend, die südlichen zogen den Catholicismus vor, und in der Mitte behauptete sich eine gemischte Religions-Verfassung. Wie vortheilhaft aber dieses für die allgemeinen Angelegenheiten der Menschheit, für die Erhaltung der Religiosität, die eben so wenig ausschließend im Gefühle wie im Raisonnement ruhet, für die Befestigung der Freyheit und des Gleichgewichts in Deutschland, so lange noch seine Verfassung bestand, gewirkt habe, ließe sich, wenn es noth wäre, leicht erweisen, und mit Grunde erwarten, daß diese Folgen noch wohlthätiger gewesen seyn würden, wenn die allgemeine Meynung überall gleich frey hätte fortdauern dürfen. In England, wo der National-Character den practischen Verstandes-Gebrauch vorzüglich begünstigt, und man daher geübt worden, alles nach dem Maasstabe des Gewinnbringenden zu würdigen; wo, wie Kant sagt, der Erieb in die Früchte gehet, dienet die Religion, dem Staate, und der Staat dem Handel und den

Fabriken. Daher hält sich in der öffentlichen Meynung bisher immer das Formelle in dem Cultus, so kalt er auch das Gefühl läßt, und so sehr sich daher auch die Regierung genöthigt sieht, unter der Hand den Methodismus zu begünstigen, und die Constitution, wenn sie gleich durch sich selbst in der Verwaltung eludirt werden mag. Die Aufhebung der 39 Artikel und die damit verbundene Freyheit des Catholicismus, und das System der neuen Whigs haben sich noch nicht den Beyfall der öffentlichen Meynung erringen können. Und bis jetzt zeigt der Erfolg, wie richtig dieselbe das allgemeine Interesse aufgefaßt, und mit welchem Grunde sie ihren Beyfall versagt hat; so wie an der andern Seite die endliche Abschaffung des Slavenhandels ein Beweis ist, wie sie sich während eines Decenniums nach und nach den heiligen Grundsätzen des Rechts und der Wahrheit mehr genähert hat. Daß aber die allgemeine Meynung unter einem Volke dessen Verstand nur im Dienste der Einbildungskraft rege zu seyn vermag, und der Trieb nur in die Blüthe schlägt, wenn anders das beständige Aufknospen, Prangen und Verwelken der Blüthen ein Allgemeines un-

festes zuläßt, noch nicht anders als widernatürlich zu etwas höhern, als zum Prangen ohne Früchte auf eine kurze Zeit hat getrieben werden können. Auch davon ließe sich vielleicht wohl ein Beispiel aufstellen, wenn eine solche Ausstellung räthlich wäre.

Aber die Volksmeinung, sagt man, nimmt doch so manches Widersinnige und Thörichte in Schutz! Wie viele ihrer eigenen Thorheiten belachten nicht die Athenienser in ihrem Theater, und wie vielen Anlaß zum Spotte gaben sie doch immer ihren Comikern von neuem! Was der wilde Haufe träumt und beschließt, ist noch nicht die öffentliche Meinung, und der Englische Pöbel nicht das Englische Volk. Jener spricht sich aus in den Parlamentswahlen, dieses in der Majorität derer, welche sich durch gemeinschaftliche Abstammung und Gesetze für vereinigt, zu einem bürgerlichen Ganzen erkennen. Wäre der Atheniensische Pöbel das Attische Volk, und die Characterlosigkeit, mit welcher jener sich von seinen leidenschaftlichen Demagogen, leidenschaftlich hin- und herleiten ließ, die öffentliche Meinung des Letztern gewesen; schwerlich hatte es jemand wagen dürfen, es öffent-

lich, sich selbst zum Lachen hinzugeben. Auch darf man das nie für die öffentliche Meinung halten, was bei Staatsumwälzungen die kämpfenden Parteyen dafür ausgeben, oder durch allerley Künste als solche erscheinen lassen. Weil es noch keine allgemeine Meinung giebt, wird es so leicht, was man will, dafür geltend zu machen. Es ist ja gar nicht unbekannt, wie wenig Künste es den Volksführern kostet, einige Hunderte zu ihren Absichten zu stimmen, und diese Hunderte zu einer Nation zu erheben, und wäre dieses auch unbekannter, als unbekannt: so würde sehr richtig geschlossen werden, weil immer etwas anders an der Tagesordnung ist, so ist nichts an der Ordnung. Ueberhaupt läßt sich die öffentliche Meinung nur aus ihrer Dauer im Kampfe der Meinungen innerhalb der Gesetze eines bestehenden bürgerlichen Ganzen, erkennen. Nur dann wirkt alles der angestammten Denk- und Handlungsweise, der Sitten und dem Gange gemäß, in welchen das Ganze durch eine Reihe von Begebenheiten geleitet worden; der Blick ist ruhiger, und mithin richtiger, die natürlichen, und durch den Nationalcharacter bestimmten Gefühle, äußern sich reiner,

der Mann von anerkanntem Werthe wird richtiger beurtheilt, und sein Wort und seine Autorität waltet nach Gebühr. Man hat wohl die Meinung der Begünstigten in einem Staate der allgemeinen Meinung entgegengesetzt und ihr vorgezogen. In stürmischen Zeiten mögen wohl, nicht eben die Begünstigten, denn unsere Zeiten kannten ja einen Herzog v. Orleans, sondern die Männer, welche die Begünstigung zur Ausbildung ihres Geistes und Herzens nützen, vorherrschen. Wenn aber der Strom in seinem Bette ruhig fortläuft, bedarf es dieses Unterschiedes und dieses Vorzugs nicht; es beherrschen ihn dann die Kundigsten und Wohlwollendsten in seiner Breite und Tiefe. Die wilde Meinung, welche sich nicht mit dem Character, der Lage und der Erfahrung verträgt, wird nicht aufgenommen, oder sinket ohne Wirkung zu Boden. Wie richtig im Ganzen die Meinung, sobald sie nur öffentlich werden darf, und die Parthenmuth ihr rohes Spiel noch nicht begonnen hat, urtheilt, davon mag die Wahl der Repräsentanten zur ersten Nationalversammlung in Frankreich zum Beweise dienen.

So hoch aber auch die allgemeine Meinung angeschlagen werden kann, eines beständigen Einflusses, um sie zu vervollkommen, darf sie doch nicht entbehren. Es ist nun einmal das Loos alles menschlichen Denkens und Thuns, daß es verderbt und verdirbt, wenn nicht ein guter Wille und ein reiner Geist darin waltet. Auch die öffentliche Meinung gehet unvermeidlich in Corruption über, wenn nicht jeder Staatsbürger sie als einen heiligen Tempel verehrt, zu dessen Erhaltung und Verschönerung er das Seinige beizutragen, berufen ist; jenes, indem er mit patriotischem Sinne für die Bedürfnisse seines Vaterlandes, Erfahrungen sammelt und denkt, und das Gesammelte und Gedachte, als ein freyer Mann mittheilt, dieses, indem er das Bestehende zu allgemeineren Rücksichten hinzufügen bemüht ist. Mag es immer von den Bauleuten verworfen werden, was wir hinzutragen. Wir wollen ja nur, was nützt und frommt. Was aber die allgemeine Meinung verwarf, ist wohl verworfen, und hat auch als solches genutzt, wenn es die Aufmerksamkeit auf Gegenstände lenkte, die vielleicht sonst wenig berücksichtigt worden wären.

Aluch leiten mag man sie, wenn sie sich noch nicht bestimmt hat und schwanket, wie in ungewissen und sonderlichen Zeiten, sonst findet sie ihren Weg von selbst. Nur aber leite sie, wer es sich zutraut, von persönlichem Interesse unbestochen, das Ziel, wohin er sie führen will, eben so fest und richtig gefaßt zu haben, als den Punkt, von welchem er sie ausführt, und den Weg, auf welchem sie dahin gelangen kann; und nie anders, als wie der Mündige den Mündigen leiten darf, durch Ueberzeugung, nicht durch Ueberredung oder List, am wenigsten durch Gewalt. In einer rechtlichen Verfassung ist keine Gewalt zulässig, als welche die Erhaltung der Verfassung und der Ehrfurcht für ihre Gesetze nothwendig macht.

Die öffentliche Meynung kann der ersten nie entgegen seyn, denn sie geht mit ihr aus gleicher Quelle, dem Nationalcharacter hervor, und bestimmt sie, wie sie wiederum durch jene bestimmt wird; nie aber wird die Achtung gegen die Gesetze dadurch gefährdet, denn ein gesetzloser Zustand kann nie den Beyfall der öffentlichen Meynung erhalten, weil sie selbst in demselben ihr Grab finden würde. Nur unter der stillwaltenden Herrschaft des Ges

setzes vermag sie sich zu bilden und zu erhalten. Sie mit Gewalt zu unterdrücken, bleibt unter allen Verbrechen das gräßlichste, weil es den Geist tödtet, der da lebendig erhält, und den Körper einer Corruption hingiebt, die, wie Roms corruptirte Verfassung, unter seinen Cäsaren, alle verpestet. Weniger sträflisch möchte es seyn, sie durch die Gaukeleyen einer trüglichen List zu verderben. Wären auch die Folgen dieselben, es erscheint darin doch immer noch einige Achtung für die denkende Kraft; zweifelhaft aber bleibt es dann, ob verächtlicher sey das Volk, welches sich seine Meinung auf diese Weise entgauckeln, oder der, welcher es der Mühe werth halten kann, über ein solches Volk, so den Meister zu spielen.

8.

Englands Politick nach dem Frieden.

In einem Aufsatz, über die Resultate des gegenwärtigen Krieges, haben wir

in dem letzten Hefte der *Minerva* *) zu beweisen gesucht, daß es einer vernünftigen Politick gemäß wäre, wenn England unter den gegenwärtigen Umständen Frieden machte. Zwen Monate sind nach Abfassung jenes Aufsatzes verfloßen, und unsere Ansichten von den zu erwartenden Resultaten des gegenwärtigen Krieges haben sich noch nicht verändert; und sind auch seit kurzem Umstände eingetreten, die zu der Vermuthung Anlaß geben, es könnte das feste Land, wenigstens zum Theil, von neuem wieder in den Streit zwischen England und Frankreich verwickelt werden, so ändert dies nichts an der Hauptsache; auf einen Frieden zwischen diesen beyden Ländern wird sich am Ende alles reduciren, und welche andere Nation auch immer ihr Blut spenden wollte, es wird unnütz vergossen werden, denn sie wird bey den dereinstigen Friedensunterhandlungen, nur eine untergeordnete Rolle spielen, wenn ihr anders noch eine zu spielen übrig bleibt.

Wir wollen uns jetzt damit beschäftigen, eine Politick zu entwerfen, die England nach dem Frieden zu befolgen hätte.

*) Siehe *Minerva*, Januar 1809, S. 1.

Die Politick Englands war sehr verschieden, von der, welche die Mächte des festen Landes in dem letzten Jahrhundert, einer Epoche, wo das so lange von den Höfen ausgestellte System des Gleichgewichts, aus allseitiger Schwäche, zur Perfection kam, befolgten. Die Politick dieser letztern hatte größtentheils nur den Zweck, sich gegen die Präponderanz mächtigerer Nachbarn zu schützen. Die Höfe befolgten dabei eine Art Etikette; sie hielten stehende Armeen, die selten nur zum Schlagen kamen, und wenn sie sich schlugen, war es, um beim Frieden einen status quo zu erringen, welcher oft nicht das Leben eines Tambours, geschweige denn das von Hundertausenden werth war, die der Krieg gekostet hatte. Ferner schloß man Allianzen, die eben so leicht aufgehoben wurden, als man sie mit schwerer Mühe zu Stande gebracht hatte; Vermählungen, des Staatsinteresses wegen, gehörten auch zu diesem Schlendrian, und es gab keinen Fürsten, wäre er auch noch so klein gewesen, der in dieser Hinsicht nicht irgend ein Opfer zu bringen gehabt hätte. Nebenbei beschäftigte sich die Politick dieser Höfe auch mit der Industrie ihrer Länder. Es

hatten nämlich im Fortschreiten der Zeit die bürgerlichen Stände sich aus der Nichtigkeit emporgearbeitet, zu der sie vom Feudalsystem verdammt worden waren. Der Handelsstand hatte sich eine unabhängige Thätigkeit zugeeignet; er war überall hingedrungen, wo ihm die innere Kraft der Nation, die er in Hinsicht des Betriebs repräsentirte, nicht von Natur Grenzen setzte. Allein die Höfe glaubten, sie seyen diese Repräsentanten; sie schlossen nun Handelsverträge, ertheilten Monopolien, auch wohl Freheiten und dergleichen. Wer aber die Geschichte der Industrie dieser Länder in dem letzten Jahrhundert kennt, wird eingestehen müssen, daß durch diese Einmischung der Regierungen weit mehr verdorben, als gewonnen worden ist.

Eine Ausnahme von dieser zwecklosen Handelspolitik, macht das Bestreben einiger Mächte, ihren Unterthanen, Colonien in fremden Welttheilen zu verschaffen und diese zu erhalten. Sie bereiteten dadurch dem Gewerbleiß ihrer Länder einen größeren Wirkungskreis, und durften nur diesen sich nach eignen Kräften entwickeln lassen. So wie die Regierungen ihn aber selbst leiten wollten, verfielen sie in Mißgriffe, und verdarben

wieder mehr, als sie gewinnen halfen. Wir wollen in dieser Hinsicht einen Blick auf die verschiedenen Mächte werfen, denen es gelang, auswärtige Colonien zu erlangen.

Frankreich kam erst spät auf die Idee, aus dem Handel nach Indien Vorthail zu ziehen. Es wurden in diesem Lande mehr orientalische Erzeugnisse verbraucht, als damals in irgend einem andern Lande; aber die Regierung sah es ruhig mit an, daß der fremden Industrie ein ungeheurer Tribut gezollt wurde. Auch hier mußte der Elfer des Privatmannes die Bahn brechen. Im Jahre 1503 rüsteten einige Kaufleute in Rouen zuerst ein paar Schiffe aus. Bey dem Vorgebürgen der guten Hoffnung litt diese Expedition durch Sturm, und nur mit Mühe gelangte der sie commandirende Capitain Gonnevillle unverrichteter Sache wieder nach seiner Heimath. Im J. 1601 schickte eine Gesellschaft in Bretagne zwey Schiffe nach Ostindien. Pyrard, der sie führte, kam bis zu den Maldivischen Inseln, und erst nach zehn Jahren wieder nach Hause. Im Jahre 1616 und 1619 schickte eine neue Compagnie Schiffe nach Java, die endlich eine Rückladung mitbrach;

ten, die zwar die Unkosten gut machte, aber nicht aufmunternd genug war, um neue Unternehmungen zu wagen.

Die ersten Versuche, sich in Westindien fest zu setzen, geschahen von Seiten der Franzosen um das Jahr 1625, und dies waren mehr Unternehmungen von Kapern, als öffentlich von der Regierung anerkannte Expeditionen. Der Boden der Americanischen Inseln brachte damals nur noch wenig von den Erzeugnissen hervor, die in der alten Welt gebraucht wurden; dieser Boden, der späterhin der Sitz der ergiebigsten Colonien für Europa ward, die außer der südamericanischen, sich auch noch jetzt ausschließend in immer gleichem Werth erhalten.

So spät erst suchten die Franzosen Antheil an den Schätzen fremder Welttheile zu erlangen, und so schwach waren ihre ersten Versuche. Aber sie machten in weniger als einem Jahrhundert, durch die ihnen eigenthümliche Thätigkeit, ungeheure Fortschritte. Diese sind aber nur dem Unternehmungsgeist des Französischen Kaufmanns zuzueignen, der darinn von niemand übertroffen wird. Wenn

man in Erwägung zieht, was er in dieser Hinsicht in den letzten Jahrhunderten geleistet hat, so hätten die Franzosen vielleicht das erste Handelsvolk der Welt werden müssen. Sie haben zudem als Kaufleute Eigenschaften, die man vergeblich bey andern Nationen suchen würde: sie sind beym Verkauf rechtlich, und verstehen die Sortirung ihrer Waaren in einem hohen Grade. Daß, dieses ganze Volk in allen seinen Unternehmungen belebende Ehrgefühl characterisirt auch den Kaufmann; ein Bankroutier war bey den Franzosen von jeher ein verächtliches Geschöpf, und ist es noch. Aber der Französische Kaufmann hat von der andern Seite auch den, allen seinen Landsleuten eigenthümlichen Fehler: die Sucht zu repräsentiren, und ein Seigneur seyn zu wollen. Emsiger giebt giebt es keinen Menschen, Vermögen zu erwerben, aber ist es einmal erworben, so will jeder aus seinem Stande heraustreten und einen höhern einnehmen. So macht es der Künstler, der Handwerker, der Pächter, der Bauer, so macht es auch der Kaufmann. Es muß dabey mit in Anschlag gebracht werden, daß die Industrie Frankreichs durch die häufigen Seekriege oft auf lange

Epochen unterbrochen ward, und dadurch zu keinem rechten Gedenken gelangen konnte.

Die Politick der Regierung mischte sich auf eine doppelte Art in den Handel. Zum Fortgange desselben trug sie unter Ludwig XIV. in sofern bey, daß die Landes-Fabriken durch die Unterstützung Colberts sehr in Flor kamen. Weniger gelang es ihr, wenn sie Handels-Compagnien errichten wollte: diese mißglückten alle; theils weil man dabey nicht nach richtigen Grundsätzen zu Werke gieng, theils weil der immerwährende schlechte Zustand der Finanzen die Regierung zuweilen verleitete, diese Compagnien zu Geld-Speculationen zu benutzen, wodurch sie ihren Untergang herbenzog. Die Politick des Französischen Hofes mußte aber auch von der andern Seite dahin trachten, ihren Unterthanen die erworbene Industrie zu erhalten und sie gegen die ewige Monopolsucht der Engländer zu schützen. Man muß ihr darin Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sie suchte nie einen Alleinhandel an sich zu reißen, und selbst die kurze Epoche ihrer bald vorübergehenden Uebermacht in Ostindien, die ihr nachmals von Lord Clive entrissen wurde, bezweckte

kein Monopol in diesem Lande, sondern ward nur aus der nachher bewährten Ueberzeugung zu erhalten gesucht, daß die Engländer, wenn sie in den Besitz derselben kämen, sie zu einem Monopol gebrauchen würden.

Holland hat von Unbeginn seiner Selbstständigkeit im Handel wie in der Politick einen eignen Gang befolgt. Während ein Theil seiner Bürger zu Lande die Unabhängigkeit erkämpfte, gieng der andere auf See; Abenteuer aus. Es trat aus diesem Kampf glorreich hervor, nicht bloß siegend, sondern auch reich. Es hatte diesen Reichthum nicht bloß durch den Handel gewonnen — dazu war der Zeitraum zu kurz und zu unruhig — Eroberungen hatten ihm solchen zugeworfen. Mit den Schätzen seiner Feinde besoldete es fremde Kriegsleute, die für dasselbe fochten, und es blieb ihm noch so viel übrig, die eignen Koffer zu füllen. Durch alle Epochen seiner Existenz hat es diesen Reichthum zu vermehren und zu conserviren gewußt: Nicht zu eitler Pracht verwendete es ihn, sondern um dem Meere Boden abzugewinnen, und die sandigen Flächen seiner Landgränzen urbar zu machen; und soviel es auch in dem erstern geleistet haben

mag, in dem letztern hat es noch mehr gethan. Es gieng dies so zu: Auch Holland hatte seine großen und kleinen Rabobs; aber wenn sie mit ihren Schätzen nach der geliebten Heimath zurückkehrten, lagerten sie sich nicht in die großen Städte, um dem Luxus zu fröhnen, wie es in England geschieht; denn diese Städte boten ihnen bey den einfaches Sitten, die darin herrschten, und bey der eignen Gewohnheit der Frugalität keinen Genuß dar. Ein jeder kehrte nach dem Dorfe oder dem Flecken zurück, wo er zuerst das Licht erblickt und die Knabenjahre verlebt hatte. Dort fuhr die auf den Fahrten in fremden Regionen eingewöhnte Thätigkeit fort zu wirken; der eine trocknete einen Sumpf aus, der andere düngte Jahre lang den dürrer Boden, durchzog ihn mit Canälen, und schuf ihn in wenig Jahren zu fruchttragenden Feldern oder blumenreichen Wiesen um. Auch muß man, wenn man Hollands Reichthum auf dem platten Lande bewundern will, nicht bloß das Waterland in der Nähe von Amsterdam, das seinen Wohlstand dem Schiffbau, der Fischen, einem der Viehzucht äußerst günstigen Boden, und dem Handel unmittelbar zu verdanken hat, bejus

chen, sondern das Haideland der Drenthe, der Drenthe und das Holländische Brabant. Meistens fährt man über Haiden und Moore, ehe man an ein Dorf oder einen Flecken kommt; aber in diesen Dörfern, in diesen Flecken findet man Leute, die Sonnen Goldes, ja wohl mitunter Millionen reich sind, die nicht in Lustschlössern, sondern oft unter dem Strohdache wohnen. Dieses sind größtentheils die Nachkömmlinge der ersten Abentheurer, die arm den Geburtsort verlassen hatten, und mit Schätzen zurückgekehrt waren. Sohn, Enkel und Urenkel lebten sparsam wie der Vater; und da bald der Metallreichthum in diesem Lande auf dem heimischen Boden nicht alle mehr verwendet werden konnte, ließ man ihn fremden Nationen, und nach einer Generation hatte er sich durch die Zinsen, um mehr als das Doppelte vermehrt.

So gieng es mit dem Theile der Nation, der sich nur mittelbar durch Handel bereichert hatte; wie mußte es erst mit dem Handelsstande selbst seyn, wenn das Geschäft, wie es in Holland der Fall ist, von einem Geschlecht zum andern forterbte? Zudem hatte dieser Stand Jahrhunderte lang auf dem festen Lande beynahe keine Neben-

bühler, und konnte nach eigenem Willen Gesetze vorschreiben.

Die Politick der Regierung nahm nur in so fern Antheil an dem Handel, als nöthig war, ihn gegen auswärtige Angriffe zu schützen, und den einzelnen Individuen so viele Freyheiten zu verleihen, als sie bedurften. Die Eroberungen in fremden Welttheilen dehnte sie nicht weiter aus, als nöthig war, um sich feste Niederlassungen zu verschaffen. Die unter ihren Auspicien errichteten Compagnien, waren im rechten Kaufmannsgeiste gegründet. Nur konnte sie, in eben diesem Geiste, den Hang zum Alleinhandel nicht unterdrücken, und wurde dadurch in mancherley Fehden verwickelt.

Die Republick ward überhaupt von dem Moment an, als sie anerkannt, und durch das politische Ansehen, welches ihr zu Theil geworden war, und das sie behaupten zu müssen glaubte, mit in die vielen Kriege hineingezogen, die von den Zeiten Ludwigs XIV, bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, Europa mit kurzen Zwischenräumen in Flammen setzten. Aber schon bey dem Frieden von Utrecht ward ihr politisches

Gewicht gebrochen. Von den Engländern bey den Unterhandlungen verrathen, bereuten diese Republicaner zu spät, den Zeitpunkt, der einige Jahre früher Statt gehabten Unterhandlungen zu Gertruidenburg, wo die Gesandten Frankreichs demüthig um Frieden baten, nicht besser benutzt zu haben. Der stolze Großpensionair Pensius hatte damals (1710) durch seine Gesandten, als erste Friedensbedingung von Ludwig XIV. fordern lassen, er solle seine Truppen zu denen der Allirten stossen lassen, um seinen eignen Entel aus Spanien zu vertreiben. Der Abbé Polignac, einer der Französischen Abgeordneten, antwortete den Holländischen Unterhändlern: „Meine Herren, Sie sprechen ganz wie Menschen, die nicht zu siegen gewohnt sind“. Zwen Jahre später, bey dem Congreß von Utrecht, rächte sich dieser Abgeordnete noch empfindlicher, wegen der Beleidigungen, die er in Gertruidenburg hatte erdulden müssen. Die Bevollmächtigten von Holland, welche merkten, man wolle einige Artikel des Friedens-Projects geheim vor ihnen halten, erklärten den Französischen Ministern, sie sollten sich bereit halten, das Land zu verlassen. „Nein, meine Herren! antz

antwortete ihnen eben der Abbé Polignac, wir
 „wir werden nicht weggehen, wir werden bey Ihs
 „nen, von Ihnen, und ausser Ihnen unterhan-
 „deln“.

Von dieser Epoche an, verminderte sich allmäh-
 lig das Gewicht der Republic in der großen
 Schaafe, auf welcher im Laufe des vorigen Jahr-
 hunderts das Interesse der Europäischen Staaten
 abgewogen ward, und nach dem Frieden von Nim-
 wegen, that sie aus Politick, selbst Verzicht dar-
 auf. Ihre Neutralität zu erhalten, war ihr ganz-
 es Bestreben; aber ihr Verhältniß zu England
 und Frankreich, das Interesse des Hauses Dra-
 sien, das dem ihrigen oft zuwider war, verwick-
 elte sie noch von Zeit zu Zeit in Streitigkeiten,
 die sie gern vermieden hätte. Ihr Handel, ob-
 gleich sie seit der Uebermacht Englands zur See,
 die Monopole größtentheils aufgeben mußte, war
 aber darum nicht minder blühend.

Portugal und Spanien bekamen den ers-
 ten und besten Theil der Europäischen Eroberun-
 gen in Asien und America; aber weder ihre Pos-
 itick noch ihr Handel hatte ein System. Statt
 anzupflanzen und die Industrie zu pflegen, setzten
 (Minerva No. II. 1809.) 22

sie die Inquisition ein, und die Reichthümer, welche die Erde von selbst, ihnen darbot, flossen durch das Mutterland, wie durch ein Sieb, dem Auslande zu. Die Geschichte der letzten Jahrhunderte dieser Länder ist nur in so fern belehrend, daß man durch sie lernen kann, was man nicht thun soll.

Dänemark nahm erst spät und nur geringen Antheil an dem lukrativen Handel nach Ost- und Westindien, dieser brachte aber von jeher bedeutenden Gewinn, und trug mehr zu dem Wohlstande des Landes bey, als man gewöhnlich denkt.

Ein beynahe hundertjähriger Friede hatte die Schifffahrt der Dänen ungemein ausgedehnt. Sich in allen Kriegen des vorigen Jahrhunderts einer ununterbrochenen Neutralität erfreuend, wurden sie Frachtfahrer beynahe aller Nationen, die sich mitunter ihrer sogar auch im Frieden bedienten. Die Regierung befolgte in ihrer Handelspolitik die Maxime, den Unterthanen die größtmögliche Handelsfreyheit zu geben; ja, kurz vor dem gegenwärtigen Kriege, konnte sie es sogar wagen, auch den Verkehr mit ausländischen Fabricaten, der bis dahin, der Natur zuwider, prohibirt war,

freyzugeben; und sie befand sich wohl dabei.
 Nur einen Fehler beging diese, sonst so weise,
 wahrhaft edle Regierung, und schwer muß das
 Land dafür büßen: sie führte früh Papiergeld
 ein, und machte späterhin diesen Fehler nicht wie-
 der gut. Verderblich umschlang dieses Buchertraut
 die blühende Industrie des auf so vielerley Weise
 thätigen Volks, und verzehrte die besten Früchte
 derselben. Nicht zu berechnen sind die Summen, die
 durch den ewigen Wechelschwindel, die dieser Finanz-
 fehler herbeiführte, dem Lande entzogen wurden.
 Unbegreiflich ist es, wie die Bernsdorfe, die
 Schimmelmanns, diese wahrhaft weisen Män-
 ner, die zwey für Dännemark so glücklichen Perio-
 den des Americanischen und ersten Revolutions-
 krieges, Epochen, wie sie keinem Staate in langer
 Zeit zu Theil geworden waren, wo die Erzeugs-
 nisse des Landes zu den höchsten Preisen verkauft
 wurden, Copenhagen, ein Markt der Producte
 fremder Welttheile geworden war, und mannig-
 fache Vortheile anderer Art dem Lande zuström-
 ten, nicht dazu benutzten, diesen Spielball der
 Agiotage aus der Welt zu schaffen. In ruhigen
 Zeiten fühlt man diesen Nachtheil nicht, und blickt

sorglos darüber hin; aber so wie das Staatsglück nur einen Augenblick wankt, fällt die Ugiotage mit Raubgier die Industrie an, und saugt ihre Säfte aus *). Hätte die Regierung sich nie darum bekümmert, vielleicht wäre es besser gewesen; aber so griff sie in Zeiten der Noth stets zu momentanen Palliativ-Mitteln, ließ für einige Zeit die Wunde verharschen; aber versteckt griff der Krebschaden immer weiter um sich.

Und so ist es mit jedem Lande, das zu dem Papiergelde verleitet worden ist, keines ausgenommen, so viel auch neuere Staatskundige zu seinem

*) In der Handelskrisis von 1799, befand sich ein Hamburger Kaufmann in Copenbagen. In einer Unterredung mit einem berühmten Staatsmanne, deutete er auf diesen Umstand hin. „Sie irren sich, sagte der Staatsmann, wenn Sie etwa glauben, es existire ein großes Deficit in unsern Finanzen; es ist äußerst gering“. „Excellenz, antwortete der einsichtsvolle Kaufmann, was Sie da sagen, giebt mir keine gute Idee von Ihren Finanzen überhaupt; denn, wenn man in den glücklichen Jahren dieses geringe Deficit nicht hat ausfüllen können, was wollen Sie denn thun, wenn der Staat von einem Unglücke heimgesucht wird?“

Lobe vorgebracht haben. Verführerisch im Glück, macht es das Mißgeschick nur noch fühlbarer. An einem dünnen Faden schwebt dieses Unheil über ihm, und fällt bey dem leisesten Unglückshauch zerschmetternd nieder.

Dännemark leidet in dem gegenwärtigen Augenblick wieder sehr an diesem Uebel, und es ist wohl das fühlbarste in dem harten Kampfe, den es bestehen muß. König und Volk werden ihn glücklich bestehen, diesen Kampf; denn Gott verläßt die gerechte Sache nicht. Diese, leider bey allen Kriegen gemißbrauchte Floskel, die zum Gemeinplatz herabgesunken ist, ist hier kein leerer Ausdruck; gerecht ist Dännemarks Sache, was auch die Leidenschaft verblendeter Zeitgenossen dagegen sagen mag. Der König findet den Lohn seiner Loyalität bereits in der, jetzt leider so selten gewordenen, aufrichtigen Unterstützung seiner Beamten und Diener. Hier giebt es keine Restriction, noch Insinuation, unbestechlich führen sie die Befehle der Obern aus, und das Volk tritt ihnen bey. Ging jede Nation gegen ihre Feinde so ernst zu Werke, wie die Dänen, so würden die neuern Kriege bald ihre Einseitigkeit verlieren.

Wir haben nun noch, als handeltreibendes Volk nach fremden Welttheilen, die Schweden zu betrachten.

Ihr Handel nach Ostindien konnte keine reiche Früchte bringen, aus Mangel an einem festen Etablissement; sie mußten sich auf den nach China beschränken, der einige Ausbeute gab. In Westindien gelangten sie erst am Ende des vorigen Jahrhunderts zu der Insel St. Barthelemy, die ihrer Unfruchtbarkeit wegen nicht sehr ergiebig werden wird. Die Politick des Hofes kam in wenig Berührung mit diesem Handel, und es kann daher in dieser Hinsicht nicht darauf reflectirt werden.

Wir kehren nunmehr zu England zurück, und betrachten seine Politick.

Die Materialien zu Englands Größe, Macht und Kunstfleiß, häuften sich schon seit vielen Jahrhunderten; Elisabeth und Cromwell fingen an sie zu formen, aber die kurze Zwischenregierung der letzten Stuarts, machte wieder manches locker. Erst mit der Revolution von 1688 beginnt die Epoche von Englands immersteigender Handelsgröße, die jetzt so gigantisch hervorragt. Die

aufeinander folgenden Administrationen Wilhelms von Oranien und der Königin Anna, brachten im Innern jeden Keim des Wohlstandes zur fruchtbringenden Pflanze; und nie gab es eine Nation, die in einem so hohen Grade alle Kräfte in sich vereinigt hätte, um die ihr zu Gebote stehenden Mittel in Anwendung zu bringen, und dabei so sehr vom Glücke begünstigt worden wäre. Es gelang dieser Insel im Laufe der Jahre, Alleinherrscherin des Luxus zu werden, sowohl in dem was den Menschen umgiebt, als was im verfeinerten Genuß der Sinne ihm unentbehrlich geworden war. Sie verdrängte durch ihre Fabricate die feinsten Stoffe Indiens, und die seidenen des südlichen Europas. Aber der Geist der Industrie hatte darum doch nicht, wie es bei vielen andern Völkern der Fall war, den Geist der höhern Cultur verdrängt. Die Wissenschaften hielten gleichen Schritt mit dem Handel und der Schiffahrt, und ihre hartklingende Sprache ward geliebt und geehrt, da sie die Früchte des tiefsten Verstandes und der sublimsten Poesie dem menschlichen Geiste darbot.

So das Volk, nicht so die Regierung; diese hat Europa im vorigen Jahrhundert Ströme nutzlos vergossenen Blutes gekostet. In die kleinsten Fehden des festen Landes mischte sie sich, die ohne sie leicht und schnell beendigt worden wären, durch sie aber zu verheerenden Kriegen wurden. Haß gegen Frankreich und die ewige Wuth dieses Reich zu stürzen, waren, wenn auch mitunter verlarvt, die einzigen Beweggründe zu allen diesen Kriegen.

Alle Welt kennt den Haß zwischen den Engländern und Franzosen; er ist aber nicht gegenseitig: die Engländer hassen die Franzosen, aber nicht so die Franzosen die Engländer. In dem Französischen Character kann kein Haß Wurzel fassen, wohl aber wird das düstre Gemüth des Engländers davon durchdrungen. Dieser Haß hat seinen Grund in den langwierigen Kriegen der Nachkommen Wilhelm des Eroberers gegen die Krone Frankreich, und ward späterhin durch die Unterstützung, welche die *Stuarts* an dem Französischen Hofe fanden, von neuem belebt.

Wilhelm von Oranien bestieg den Englischen Thron mit tief eingewurzeltem Groll gegen

die Person Ludwig XIV., und fand unter seinen neuen Unterthanen, besonders den Wighs, ein gleiches Gefühl, das er geschickt genug anzufachen verstand; ein langwieriger Krieg unter ihm und seiner Nachfolgerin, der Königin Anna, dauerte mit kurzer Unterbrechung von 1690 bis 1713. Es gelang Großbritannien in diesem hartnäckigen Kampf das Glück Ludwig XIV. zu brechen, und Frankreich zu demüthigen. Im Frieden von Utrecht erhielt dies letztere weit bessere Bedingungen, als es nach seiner dermaligen Lage hätte erwarten dürfen. Aber nicht blos das Bedürfniß der Königin Anna, sich der drückenden Gewalt des Herzogs von Marlborough und seiner Gemahlin zu entziehen, hatte, wie gewöhnlich von Historikern angeführt wird, sie dem Kriege abgeneigt gemacht, und zu Separat-Unterhandlungen mit Frankreich verleitet, sondern die mit der Thronbesteigung Karls VI. steigende Größe Oesterreichs machte die Englische Staatskunst besorgt, diese Macht die Präponderanz gewinnen zu sehen, die man Frankreich mit so vielen Aufopferungen zu entreißen gesucht hatte.

So wurden von jeher die Kriege für die Erhaltung des Gleichgewichts in Europa geführt; ein solches Ende nehmen stets Coalitionen.

Diese Kriegs-Epoche war die letzte, in der Englische Landtruppen auf dem Europäischen Continente thätig zu einem Zwecke mitgewirkt und diesen erreicht hatten. Seit dieser Zeit haben sie keine bedeutende Rolle mehr gespielt.

Aber in eben diesem Kriege hatte England seine Uebermacht in Europa begründet; es hatte gleichsam einen Sieg über das feste Land davon getragen und ihn dadurch beurfundet, daß es sich den Felsen von Gibraltar ausbedung, oder vielmehr sich standhaft weigerte, ihn zurück zu geben.

Hätte schon damals eine weise Politick den Englischen Staatsrath geleitet, so würde dies Land sich bereits nach dem Frieden von Utrecht gänzlich von dem festen Lande getrennt haben. Als ein Welttheil für sich, konnte es, von seinen Wassermanern und hölzernen Bollwerken umgeben, den kleinlichen, oft verächtlichen Händeln desselben mit Verachtung zusehen; es war unangreifbar — und hierin liegt eigentlich die im Eingange dieses Aufsatzes erwähnte Verschiedenheit der Englis

ſchen Politick, mit der, welche die Mächte des feſten Landes befolgen mußten. — Dieſe mußten den mächtigen Nachbar ſtets zu bekämpfen ſuchen, aus Furcht angegriffen zu werden, England aber brauchte nie einen Angriff zu befürchten. Aber die Englische Politick, ward nicht zu dieſer Unthätigkeit zu bringen. In dem Gefühl ihrer Macht, wollten die Miniſter ſtets die Schiedsrichter aller Streitigkeiten in Europa ſeyn. Dazu kam noch, daß mit der Gelangung des Hauſes Hannover zum Englischen Throne, durch die Beſigungen, welche die Könige aus dieſem Hauſe in Deutschland hatten, und ihre Vorliebe für dieſelben, dieſe Einmiſchungen noch kleinlicher wurden. Habſucht und Intrigen: Geiſt leitete von nun an die auswärtigen Geſchäfte; kein großmüthiger Zug iſt in dieſem ganzen Zeitraum aufzufinden; ſelbſt die ſo ſehr gerühmte Unterſtützung, die man der jungen Maria Thereſia angedeihen ließ, hatte keine reine Abſichten zum Grunde. Haß gegen Frankreich bewog auch hierzu.

Es würde zu weit führen, das hier Angedeutete gehörig auseinander zu ſetzen; der Kenner der Geſchichte wird uns verpflichten, wenn er nicht

von Vorurtheilen verblendet ist; wir wollen nur noch einige Worte über die Politick Englands nach dem Frieden hinzusetzen.

Wenn wir von England reden, so müssen wir Volk und Regierung sorgfältig von einander unterscheiden; das erste sehen wir immer höher steigen, an Thätigkeit, Kraft und Größe immer wachsend, die letztere immer tiefer sinken und ihrer politischen Oymnacht mit großen Schritten sich nähern, und das nicht seit Kurzem, sondern schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, oder bestimmter, seit der Thronbesteigung Georg III. Allein der Glanz des Volks strahlte auf die Regierung zurück, und das geblendete Auge der gemeinen Seher ward die Fehler dieser nicht gewahr; die Kraft und Größe des Volks milderten den Nachtheil, den sonst die Mißgriffe der Regierung unfehlbar herbeigeführt haben würden, und machten sie minder fühlbar. Die Constitution gehört nicht der Regierung, sondern dem Volke; wäre sie in der Gewalt jener, längst wäre sie schon vernichtet. Was nur mittel, oder unmittelbar mit der Regierung in Berührung kommt, ist corruptirt. Die Minister sind Oligarchen, welche steigen und

fallen, je nachdem sie verdrängen, oder verdrängt werden. Mit der innern Administration haben sie sich wenig zu befassen, das große Volk regiert sich selbst. Nur um die Anschaffung des Geldes brauchen sie sich zu bekümmern, und darum ist auch der Kanzler der Schatzkammer die erste Person im Staate; und wer das meiste Geld anschaffen kann, ist der größte Schatzkanzler. — Die Minister haben an und für sich, bloß die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Hier können sie nach eigenem Willen schalten, und hierin liegt eben der Grund ihrer unberufenen, zwecklosen Einmischung in alle Streitigkeiten, die sich in Europa erheben. Und was haben sie seit fünfzig Jahren mit all dem Geräusch, welches sie im Inn- und Auslande machten, in politischer Hinsicht gewirkt?

Wenn wir es genau betrachten, gar nichts. Zweimal ist in diesem Zeitraum die Englische Kriegsmacht in Bewegung gesetzt worden, und beidemale mußte die Englische Regierung beim Frieden nachgeben. Das erstemal sollten die Nordamerikanischen Colonien, welche die Minister, da jene keinen integrierenden Theil des Reichs bildeten, und sie also mehr von ihnen abhingen, abspenstig ge-

macht hatten, wieder zur Unterwürfigkeit zurückgeführt werden; Frankreich, das damals schon schwache Frankreich, wollte dies nicht zugestehen, und es geschah nicht. Hier zeigte sich nun das Englische Volk in seiner wahren Größe; der Fehler der Regierung wirkte nicht auf den Wohlstand des Landes nachtheilig zurück; die unbeschränzte Thätigkeit des Volks machte wieder gut, was jene verdorben hatten. Und hierdurch bewährt sich zum Theil, was unterrichtete Staatskundige behaupten: daß, wenn nämlich England auch alle seine Colonien verlöre, und dem Volke nur die Freiheit bliebe, seinen Handel unbeschränkt dahin zu führen, der Reichthum und die Macht Englands nicht dadurch leiden würden.

Das zweitemal trat England auf, in der Absicht, den Lauf der Französischen Revolution zu hemmen. Wir wollen hier nicht wiederholen, was unterrichteten und leidenschaftslosen Zeitgenossen schon längst bekannt ist, übrigens aber nur tauben Ohren gepredigt seyn würde; daß nämlich, ohne die Dazwischenkunft der Englischen Regierung, diese Revolution für Europa keinen so furchtbaren Ausgang genommen hätte. Das Volk ermüdete endlich bey dem zwecklosen Kriege, und die

Regierung folgte ihm bald. Der Friede von Amiens, in welchem den Engländern auch nicht ein Punct, der auf das übrige Europa Bezug hatte, zugestanden wurde, war die Frucht einer zehnjährigen, beispiellosen Anstrengung, in der die Engländer nie besiegt wurden, oft selbst siegten, und doch keinen Einfluß auf das feste Land besaßen konnten.

Der erste Consul sprach nun das politische Urtheil über die Englische Regierung aus; daß sie sich nämlich fernerhin in die Angelegenheiten des festen Landes nicht mehr zu mischen habe; und dies Urtheil bleibt unwiderruflich, bis einst nach Generationen die Gestalt von Europa sich wieder verändert; bis einst die Kraft, die von der Französischen Nation ausging, und die sich allmählich allen Nationen des festen Landes mittheilen wird, wieder erschläft, und ihre Regierungen sich wieder zum Spielwerk der Britischen Minister herabwürdigen, wie sie es ein halbes Jahrhundert hindurch waren.

Das Englische Volk hatte bei diesem Kriege nicht gelitten, es litt auch nicht durch diesen Frieden. Seine Macht und Größe waren in dem pros

gressiven Verhältniß gestiegen, als es der Natur der Sache nach, seyn mußte, aber auch ohne das, während dieses Krieges erlangte Monopol, auch ohne diesen Frieden, in dem ihm die Minister, die den Holländern entrissenen Besitzungen in Ceylon, und die Spanische Insel Trinidad, gleich einem Jonjou zuwarfen, hätte dieses progressive Verhältniß Statt gehabt, und vielleicht in einem noch höhern Grade.

Alles dies läßt sich auch in diesem Kriege anwenden; nur daß sich die Ohnmacht der Englischen Regierung, eine politische Einwirkung in die Angelegenheiten des festen Landes zu erkämpfen, oder sich von andern erkämpfen zu lassen, in ihrer ganzen Blöße darstellte. Jemehr sie sich bewegte, je größer ihre Anstrengungen wurden, je unwirksamer zeigte sie sich. Wo kein System Statt haben kann, da ist auch keins zu fassen; darum mußte sie sich auch so systemslos zeigen. Nie bewährte sich dies mehr, als nach dem Frieden von Tilsit. In rastloser Geschäftigkeit ließen die Minister eine Rüstung der andern, eine Expedition der andern folgen, und kaum kann man sie für verblendet genug halten, daß sie selbst von irgend einer sich hätten Hoffnung machen können.

Auch die neuesten Versuche, die Englischen Minister zur Vernunft zu bringen, sind mislungen. Die Regierung weigert sich standhaft, sich in Unterhandlungen mit Frankreich und Rußland einzulassen, und dies bloß, weil man der Spanischen Nation an diesen Unterhandlungen nicht Theil geben wollte, „die nicht zu verlassen, der König sich „feyerlich verpflichtet habe“; eine leere Floskel, seit zehn Jahren bey den andern Allirten Englands, zum öftern wiederholt, die man doch zuletzt hat verlassen müssen. Man hat ohne Oesterreich, ohne Sardinien, ohne Neapel, und ohne so viele andere, unterhandeln müssen, man wird es auch früh oder spät, ohne die Spanier, thun müssen.

Und so zeigt sich die Politik, die England nach dem Frieden zu befolgen hat, von selbst. Es trennte sich von dem übrigen Europa, und bildete einen Welttheil für sich. König und Volk vereinigen sich, und haben kein getheiltes Interesse mehr. Das feste Land wird sich noch lange in dem Kreise herumdrehen, den es seit Jahrhunderten durchläuft, und in neuen Gestalten immer da wieder beginnen, wo es aufges hört hat; denn noch sind die Europäer nicht das

hin gelangt, sich als ein Volk zu betrachten, welches sie in der That doch sind. Wohl dem Lande, das, wie Großbritannien, die Mittel hat, diesen Kreis verlassen zu können, wann es will.

Wer diese Mittel näher kennen will, mache sich mit den Werken, die von den Staatskräften Englands handeln, vertraut, und er wird uns verpflichten.

* * *

9.

Bemerkungen über Deutschlands Handel mit Großbritannien.

(E i n g e s a n d t.)

In den neuen Feuerbränden, Band 4. Heft 10—12. steht eine treffliche Abhandlung, enthaltend eine Darstellung des Finanzwesens von England und der Tendenz seiner Kriege, die, bey

schätzbaren Bemerkungen, auch verschiedenes enthält, das mir einer Mühe werth scheint.

Der Verfasser dieser Schrift, der sich nicht genannt hat, stellt den unbezweifelt richtigen Satz auf, daß bey dem Englischen Schuldenwesen man nicht auf das Capital, auf dessen Abtragung nicht zu denken sey, sondern nur auf die Zinsen zu sehen habe. Diese wurden gewiß bezahlt, so lange England die Taxen bezahlen konnte, durch welche diese Zinsen aufgebracht wurden, d. h. so lange England im Genuß des Monopols des Welt Handels blieb, und aller der Resourcen, die ihm jetzt zu Gebot stehen. Bis hierhin ist der Satz noch ganz richtig. Aber nun urtheilt der Verfasser weiter.

Wir im Norden von Europa, Deutsche, Russen u. s. w. sind die Stütze des Englischen Welt Handels. Wenn der Verfasser das blos von Rußland und Schweden, und zwar sehr modificirt, sagte, so ließe es sich vertheidigen. Diese beyden Reiche liefern England Schiffbau, Materialien, die für dasselbe so wichtig sind, und die es anderswo so leicht nicht haben könnte. Indessen ist dieser Handel für beyde Reiche noch wichtiger, als er für England ist. Sie haben außer Holz, Eisen,

Hanf und dergl. wenig andere Ausfuhr-Artickel, und wissen mit diesen nirgends einen bessern Handel zu machen. Sie bedürfen dabey, aus Mangel inländischer Fabriken der Englischen Fabricate. England kann aber jene Artickel, das Eisen ausgenommen, eben so gut aus Nordamerica beziehen.

Wir Deutsche können aber zu unserm Handels-Verkehr der Engländer nicht, wohl aber können diese uns entbehren. Sie werden aber lieber mit uns handeln, wenn sie von uns ihre Bedürfnisse leichter und besser beziehen können, als von andern Nationen. Um diesen Satz zu erweisen, sey mir es vergönnt, die verschiedenen Artickel durchzugehen, die die Engländer bey uns ein- und ausführen.

Die Colonial-, oder Specerey-, Waaren können wir ganz zwar nicht entbehren; aber ihr Gebrauch könnte durch sehr hohe Einfuhr-Abgaben so vermindert werden, daß er kaum den hundertsten Theil von dem betrüge, als vor 15—20 Jahren, ohne daß deshalb die Engländer über Absatz in Verlegenheit kommen, oder die Stützen ihres Welthandels wanken sehen würden. Durch

Die hohen Preise dieser Artikel haben sie uns schon an deren Entbehrung sehr gewöhnt.

Die Englischen Fabrick, Waaren, die bey uns eingeführt werden, sind besonders baumwollne Waaren. In Deutschland können wir diese, bis wir Spinn, Maschinen, und bessere Schanz Anstalten als bisher haben, und bis der Einfuhr Zoll auf diesen Artikel so hoch ist, als die Prämie, die dem Englischen Fabricanten bey der Ausfuhr der baumwollenen Fabricate bezahlt wird, nicht so gut und wohlfeil, als in England haben. Sonderbar! man ist erbittert über die Einfuhr Englischer Fabrick, Waaren, und daß dagegen Deutsche Fabriken nicht aufkommen können; ohne doch das einzige sichere Mittel dagegen zu ergreifen, das nach obigem dagegen ergriffen werden kann.

Die Englischen Tücher und andern wollenen Waaren könnten wir ganz entbehren, und den Engländern den Absatz hiervon, bey uns ganz unmöglich machen. Nicht durch gänzliche Untersagung deren Einfuhr, sondern durch eine hohe Auflage hierauf, um dadurch den Deutschen Arbeiter zu gleicher Kunst und Fleiß zu ermun-

Fern. Die Errichtung von Spinn-Maschinen und guten Schau-Anstalten wäre dann gleich nöthig. Die Färbe-Artickel müssen wir zwar aus England ziehen; aber das macht nur einen unbedeutenden Theil der Unkosten aus. Wir haben das rohe Product bey uns, dagegen es die Britten anderss wo kaufen müssen.

Die sogenannten Quineallerie, oder Kurzen-Waaren, als Eisen, Töpfer, Leder, und dergl. Waaren, die die Engländer bey uns einführen, wollen so viel eben nicht sagen, da sie gemeinlich in Deutschland nachgemacht, oder andere dergl. dorthin gesendet werden, so, daß hier für uns Deutsche wenig Schaden ist. Um das zu beurkunden, frage man nur auf den Möbel-Büreaus in Berlin und Hamburg, nach.

Die Einfuhr der rohen Häute, der Färbe-Artickel, der rohen Baumwolle, des ungemünzten Goldes und Silbers &c. wird doch jeder mehr für nützlich, als schädlich halten.

Die Artickel, die Deutschland nach England ausführt, und wofür es nirgends einen bessern Markt finden würde, sind ausser etwas Eisen, Kupfer, Holz und Mittel-Salzen, blos Artickel die

von dem Ackerbau bezogen werden. Da die erstern gegen die letztern nicht in Betracht kommen, so wenden wir uns zu den letztern. Der Verfasser des angezogenen Aufsatzes, sagt an einem Ort: »Unsere Deutschen Physiocraten arbeiten noch täglich daran, diesem Englischen Credit-System noch mehr Basis und haltbare Schluß-Steine zu liefern". An einem andern Ort: »Unsere Physiocraten arbeiten eifrig daran, daß Thaers Ideen baldigst realisirt, und England eine ungeheure Fabrickstadt werde; indessen wir armen Deutschen, im Schweiße unseres Angesichts, hinter dem Pfluge herkeuchen, um dem stolzen Britten sein Brodtorn zu bauen, und für ihn Tagelöhner-Dienste zu thun".

Es ist keinem Schriftsteller zu verargen, auch eine paradoxe Meinung zu äußern, sie mit allen möglichen Gründen zu unterstützen. Aber er sollte ehrlich verfahren, und nicht wie ein rabulistischer Sachwalter, der, um eine schlimme Sache zu vertheidigen, sich zu Verdrehungen und Verungung der schwachen Seite der Richter erniedrigt. Unser Verfasser will sich des Deutschen Stolzes bedienen, um seine Meinung zu verfechten. (Aus

mehrern andern Stellen der Feuerbrände gehet hervor, daß deren Redacteur ein Fabrik-System für das nördliche Deutschland für das allein beglückendste hält. Bedenkt er aber wohl, daß wir Deutsche mit unsern Fabrick-Waaren einen sehr beschränkten, mit unsern Landwirthschaftlichen Producten aber den größten Markt finden, wenn wir mehr von beiden erzielen, als unser Bedürfnis ist; Und daß es daher wichtiger ist, die Landwirthschaft, wenn eins seyn soll, als die Fabriken, besonders zu begünstigen? Als Landwirth suche ich möglichst viel Producte zu erzielen, mir ist aber ganz gleichgültig, ob der Franke, Britte, oder der Bewohner der Südsee-Inseln, sie verzehrt, wenn er sie nur gut bezahlt. Ein höchst thörichter Troß wäre es, den nährenden Pflug nicht lenken, der Bestimmung des Menschen zufolge sein Brodt im Schweiß seines Angesichts nicht essen wollen, weil unser guter Bezahler vielleicht stolz ist. Lieber will ich doch Landwirth seyn, als mein Leben auf wilden Wellen verkaufen, oder hinter dem Weberstuhl zc. mir die Schwindsucht zc. ersitzen. Doch wir wollen uns nicht über Worte streiten, sondern wenden uns zu den eigentlichen Vorstellungen unsers Verfassers.

Er glaubt, daß Deutschland glücklicher seyn, daß sein Activ: den Passiv: Handel überwiegen würde, wenn seine Staats: Wirthhe mehr die Fabriken, als die Landwirthschaft befördern würden. Er glaubt ferner, daß die Gegner seiner Meinung, irrig die Physiocraten *) genannt, es für nöthig hielten, daß das meiste disponibele Capital nun weit mehr als bisher auf höhern Betrieb der Landwirthschaft gewendet wurde. Er setzt ferner voraus, daß das Gewerbe der Landwirthschaft mit Nutzen nur dann thätiger betrieben werden könne, wenn die Preise der landwirthschaftlichen Producte

*) Das System der Physiocraten stammt aus Frankreich. Sie wollen alle Staats:Bedürfnisse der Landwirthschaft auslegen, und den Landwirthen dann die Freiheit lassen, die mehreren Auflagen von den Consumenten sich bezahlen zu lassen; ein System, das wegen seiner geringen Haltbarkeit nirgends Eingang gefunden hat. Uebrigens ergiebt sich, daß dadurch die Landwirthschaft nicht erleichtert, sondern sehr belastet wurde. Ich bin also aus einem ganz entgegengesetzten Grund so sehr gegen dies System der Physiocraten, als unser Verfasser.

Ann. d. Verf.

hoch sehen. Endlich scheint er der Meinung zu seyn, daß der Herr Thaer ein solches System zuerst auf die Bahn gebracht habe, und es noch vertheidige.

Es ist ein frivoler Streit, der in vielen Flugschriften geführt wird, als ob es besser wäre, die Landwirthschaft mehr oder die Fabriken zu erleichtern, oder zu belasten. Sie seyen möglichst gleich belastet. Das Gewerbe, woben dann der Unterthan für diesen Ort seine Arbeit und sein Capital zu den sichersten höchsten Preisen und Zinsen anlegen kann, da wird er es anlegen, und so wird der einzelne mit beyden am meisten gewinnen, der Staat den größten Gewinn haben. Außerdem hängen viele Fabriken unmittelbar von dem thätigern Betrieb der Landwirthschaft ab, als Wollen, Leinen, Brandwein, Brennererey und andere Fabriken. Alle anderen aber hängen mittelbar davon ab; denn nie wird man Fabriken in einem Lande aufbringen, wenn nicht darin durch thätige Betreibung der Landwirthschaft Lebensmittel gut, und zu billigen Preisen gesichert sind. Es ließe sich ferner wohl noch bezweifeln, ob immer durch die Fabrik, Waaren, die die Arz

better bei einer gewissen Menge Lebensmittel verfertigen, mehr gewonnen werde, als wenn man die letztere ausgeführt hätte. Wer kann aber so was so fest behaupten, um daraus sichere Resultate ziehen zu dürfen.

Daß eine thätig betriebene Landwirthschaft mehr Auslage erfordert, als im umgekehrten Fall, leidet keinen Zweifel. Aber man hat hier oft verkehrte Vorstellungen. Es giebt Güter, die ohne bedeutende Anlagen zu einem ungleich höhern Ertrag gebracht sind, als sie bisher gaben. Andere fordern mehr. Wenn man eine Verbesserung bald beenden will, muß mehr angelegt werden. Das ist aber ja eben nicht erforderlich. Man schreite bei seinen landwirthschaftlichen Verbesserungen langsamen aber festen Schrittes fort; so wird man die mehrern Anlagen durch die immer bessere Cultur gedeckt, und sich bald dahin kommen sehen, daß ein erhöhter reiner Ertrag die Folge unserer Anstrengung wird. Wer langsam zum Ziel kommt, gewinnt oft mehr, als wer der Natur zuvor eilen will. Leser, die landwirthschaftliche Verbesserungen gemacht haben, oder damit bekannt sind, werden mir Recht geben, werden

mich verstehen; für die andern müßte ich, um diesen Satz zu erweisen kein Lesebuch der Landwirthschaft schreiben, wozu ich keinen Beruf fühle.

Der Geh. Rath Th a e r hat zwar an mehreren Stellen gesagt, daß nur gute Preise dem Landwirth zu möglichst hoher Production Muth machen könnten. Gute Preise sind aber solche, die so hoch sind, daß dem Landwirth dadurch die Arbeit und Auslage, die er auf seine Production hat verwenden müssen, nebst billigen Procenten gesichert werden. Wann nun auch freylich die jährliche Ausgabe eines industriösen Landwirths ungleich größer ist, als die eines Nachlässigen, so erndtet jener auch ungleich mehr als dieser, und kann so wie ich mir gegen Herrn G. R. Th a e r zu behaupten getraue, (S. 4r Bd. der Ackerbau-Annalen S. 41) die landwirthschaftlichen Producte wolfeiler als der andere, ohne seinen Schaden verkaufen. Jedoch möchte ich das nicht von allen Verhältnissen sagen, auch habe ich hier nur eine Production bis zu einem gewissen Punct im Auge, den Punct, wo man sich der gärtnermäßigen Cultur nähert. Ueber diesen hinaus möchte ichs selbst nicht behaupten.

Daß aber der Herr G. R. Thäer mißverstanden werde, wenn man aus seinen Schriften den Satz heraus lesen will, daß man, um die Landwirthschaft blühend zu machen, ihr die Fabriken unterordnen müsse, wird jeder einsehen, der dessen Schriften nicht etwa flüchtig gelesen, sondern sie studirt hat. Wenn er auch zu dieser Mißdeutung, besonders in der 2ten Abtheilung des 2ten Bandes seiner Einleitung, einigen Anlaß gegeben hat, so kann der Unbefangene doch bald sich vom Gegentheil überzeugen. Er ist dabei sehr vorsichtig, seine Meinung über staatswirthschaftliche Gegenstände zu sagen. In E. sagt er im 5ten B. f. Annalen S. 687. „Erst seit kurzem hat mich der Ackerbau in die Regionen der Staatswirthschaft geführt. Ich bin unfähig, dem Staat in Reich und Glied zu dienen, höchstens unter den leichten Truppen brauchbar. Da kann ich das Terrain recognosciren, den Irrthum in seiner Stellung beunruhigen, aber nicht daraus vertreiben.“ Und dieser bescheidene Mann, soll nach unserm Verf., ein System zur Unterdrückung Deutscher Fabriken, zum Schaden seiner Mitbürger, zum Besten Englands einführen

wollen!! So ist aber dem Redacteur der Feuerbrände kein Verdienst zu heilig, um nicht wenigstens etwas Gift darauf fließen zu lassen. So entwürdigt er unter andern einen Mann, von dem jetzt mein Vaterland viel hofft, weil er seinem bisherigen Regenten nicht mehr dienen konnte, den Herrn Gr. v. S—g. R. Er würde ihn um das Zutrauen seiner neuen Mitbürger bringen, und ihm dadurch die Mittel rauben, ihnen zu nützen, wenn diese seine Verdienste nicht mehr zu schätzen wüßten. Wären die Feuerbrände eine so triviale Schrift, wie so manche andere, so würden sie nur wenig Leser finden, würden nur wenig Schaden thun. Aber neben den schätzbarsten Beiträgen der neuern Zeitgeschichte, die gewiß für die Nachwelt aufgehoben werden, enthalten sie auch manche Härten und Behauptungen, wobei dem Deutschen Patrioten, das Herz blutet, wobei er sich des Unwillens nicht enthalten kann.

Wer etwa denkt, daß den Engländern durch den jetzigen Krieg und das System ihnen mit

ändern den Deutschen Handel zu sperren, unendlich geschadet wurde, der irrt nach meiner Ansicht der Dinge gar sehr. Wäre des Verf. Meinung, daß wir das meiste zu den Englischen Taxen bezahlen müßten, richtig, so kehren wir das Schwert gegen uns. Denn je länger der Krieg währt, je mehr Anstrengungen die Britten machen müssen, desto mehr Taxen müssen sie erheben; folglich desto härter werden sie uns halten; eben wie diese Insulaner durch jede neue Coalition, die sie gegen Frankreich bewirkt, dessen Macht vergrößert haben. Ich kann aber, wie gesagt, dem Verf. nicht beistimmen. Ob es gut wäre, wenn der Englische Kolos zusammensürzte, und daß dann die andern Mächte sich in seinen Handel theilten, das zu entscheiden, erlaubt mir mein Gesichtskreis nicht. Auf allen Fall müssen besonders wir Deutsche, ehe es dahin kommt, erstaunlich viel leiden. Die Engländer können bey ihren vielen baumwollenen Waaren und dem Irländischen Leinen unser Leinen schon entbehren. Das wenige Gold das sie aus dem Continent von Europa gezogen haben, liefert ihnen ihr Handel, den sie direkt oder indirekt jetzt allein mit der übrigen

Welt treiben. Wenn ihnen diese Maasregel auch schadet, so wird es sie nicht stürzen. Wir Deutsche werden indessen mit unsern Fabrickwaaren und rohen Producten sitzen bleiben; werden nicht die unentbehrlichen Apotheker und Farbwaaren, und eben so wenig unsere Auflagen bezahlen können. Ehe England auf diese Art gestürzt wird, werden erst Millionen Deutsche verhungern und verzweifeln müssen.

England würde gewiß ungleich mehr geschadet, dem festen Lande von Europa mehr genutzt und seine Kräfte gemehrt werden, wenn die Einfuhr der Englischen Specerey und Fabrickwaaren durch Einfuhrzölle sehr gemindert, die der Farberwaaren, der Baumwolle, der Häute &c. sehr erleichtert würde. Wenn umgekehrt die Ausfuhr Deutscher Fabricate und Consumtibilien auf alle Art erleichtert und belohnt würde, und rohe Producte, als Wolle, Glachs &c. nicht ausgeführt werden könnten. Dann würde die Landwirthschaft mit den Fabricken Hand in Hand sich heben und Deutschen Wohlstand befördern. Dann würden wir, wie ein guter Hausvater bemüht ist, weniger ausgeben, mehr einnehmen. Dann würde

den wir am sichersten dem stolzen Britten schaden, wenn wir ihm möglichst wenig abkaufen, ihm möglichst viel von unsern Waaren aufhängen. Wir Deutschen sind unbezweifelt fleißiger und mäßiger, wie die Britten. Wir können mit ihnen rivalisiren, wenn wir in unserer Sphäre bleiben, die uns angewiesen ist. Wir werden die Wunden bald heilen sehen, die der Krieg uns schlug, wenn nur Deutscher Fleiß erst wieder sich regen kann, sich belohnt sieht. Gern wollen wir den Britten das Vorrecht gönnen, die Haupt-Fuhrleute der Welt zu seyn. Wir wollen ihnen ihre Schulden, ihren Luxus lassen. Und stürzt einst der Kolosß durch seine eigne Größe über den Haufen, so wollen wir nicht fehlen, etwas Theil von seinem Welthandel zu erhalten. Wer hat aber je einer Nation, die im Besitz des Dreyzacks war, ihn mit Gewalt aus den Händen gewunden. Die Reichthümer, die eine Nation im Besitz des Welthandels aufhäuft, sind, wenn sie mehrere Jahre Ruhe hat, ihr Untergang. Je mehr sie aber von aussen gereizt wird, desto mehr befestigt sie ihre Dauer.

N. J. K—f—p,
zu W. im ehemaligen Hessen.

M i s c e l l e n.

Den Manen des Großveziers Mustapha Bairactar, der in dem Aufreure zu Constantinopel am 16ten November 1808, sich mit mehreren Hunderten ihn mörderisch überfallender Janitscharen, in die Luft sprengte.

Impavidum ferient ruinæ!

I.

Retten wolltest du der Osmaniden
Morschen Thron — doch anders hat entschieden
Des Geschickes übermächt'ger Schluß.
Tapfrer Mann! im Irthum noch zu loben,
Wenn umringt du von des Unsinns Toben
Heil entbotest dem was sinken muß.

2.

Längst sah'st du vor deinem innern Sinne,
 Wanken Stambuls vielgethürmte Zinne,
 Und verfinstert Mahoms halben Mond.
 Zornig an das Steu'r mit festem Arme
 Tratest du, vom Janitscharenschwarme,
 Aber nur mit Haß und Wuth belohnt.

3.

Gehn heroische Reformatoren
 Auch gewöhnlich zu des Todes Thoren,
 Ruhm begleitet ihren Niedergang.
 Menschenkraft, wo sie sich zeigt im Leben,
 Adelt selbst vergebliches Bestreben
 In dem Kampfe mit der Zeiten Drang.

4.

So ist's recht, und herrlich ist dein Sterben!
 Helden reißen mit in ihr Verderben
 Blut'ge Hekatomben schmetternd nach.

Und das schwarze Schicksal, dem sie weichen,
 Uebersä't dann ihre Bahn mit Leichen,
 Macht an Thorheit stets der Jugend Schmach.

5.

Sprengt der Griechen Auferstehungshore,
 Des Chalifensitzes Eisenthore,
 Wirst du von der Brut verstanden seyn,
 Für die du zum Märtyrer geworden.
 Dann wird sie den Zwang, dich selbst zu morden,
 Mit dem Roßschweif fliehend laut bereu'n.

6.

Nicht gelingen konnten deine Pläne!
 Das Verhängniß wählte zum Organe
 Dich durch Widerspruch für seinen Plan.
 Reizen solltest du, doch nimmer sehen
 Von der Donau, von Epirus Höhen
 Christenheere sich der Pforte nahn.

7.

Wider Willen, meynend ihn zu zügeln,
 Mußtest du den Lauf der Zeit beflügeln,
 Und ihr rollend Rad zermalmte dich.
 Der verweichlichten Usurpatoren
 Wider Staat — er ging mit dir verloren,
 Da mit dir sein letzter Pfeiler wich.

8.

Wo der Ahnen schaffend Seelenglühen
 Schwindet aus entnerbten Dynastien,
 Wirft das Fatum sie zurück in Nichts.
 Thronensturz ist ein Ideenscheitern,
 Und der Kräfte Reich soll sich erweitern,
 Größer werden das Gebiet des Lichts.

9.

Trübe schimmert durch den Geistesnebel
 Ueber Griechenland des Sultans Säbel,
 Am Cytharon singt kein Orpheus mehr.

Zu des Isthmus lachendem Gestade
 Führen nicht mehr frohe Völkerpfade,
 Und Korinth ist ton- und palmenleer.

10.

Auf den Inseln im Aegeermeere
 Schaut der heut'ge Führer der Galeere
 Tempelreste mit Piratenblick.
 Menschenwerke mag die Zeit zerstören,
 Doch den Geist nicht; und einst wiederkehren
 Wird Homer nach Ikon zurück.

11.

O! noch fällt des hohen Mäoniden
 Aetherstrahl, dort auf der Hesperiden,
 Von Barbaren schwer bedrückten Flur.
 Dort, in jenem alten Thatenlande,
 Auf Entfess'lung vom Despotenbände
 Wartet paradiesische Natur.

12.

Fliegt zum Bosphor siegend, Frankreichs Fahnen!
 Fort gen Asien mit den Turbanen!
 Walle freyer, blauer Hellespont!
 Aus dem Sklavenjoch der Muselmanen
 Wirst du Hellas, dich verjüngt ermaunen,
 Vom erwachten Geiste neubesonnt.

13.

Oder soll, statt türkischer Tiaren,
 Funkeln dir das Diadem der Czaaren,
 Alexander ziehen nach Byzanz —
 O! auch dann wird sich ein neues Leben,
 Schöneres Seyn im Orient erheben,
 Stärkt den Süd des Nordens frischer Glanz.

14.

Vielgestaltet sind des Lebens Bühnen,
 Und der Weltgeist leitet durch Ruinen
 Die Geschlechter zur Entwicklung fort.

Soll das Ganze immer höher steigen,
 Muß das Einzelne sich niederbeugen.
 Darum Dank der Kraft an jedem Ort!

15.

Geistig leuchten aus der Säcklen Ferne
 Heldennamen, wie die ew'gen Sterne
 In dem unmeßbaren Weltenraum.
 Ja! und wenn auch eine weite Leere
 Dieser Raum, und keine Gottheit wäre,
 Bliebe Tugend doch der schönste Traum.

16.

Mustapha! gewollt hast du das Gute
 Für dein Volk, und fiellst — in deinem Blute
 Ward versöhnt nur die Nothwendigkeit.
 Selbst das Böse ist des Guten Saamen.
 Ehre Nachwelt! jedes Heros Namen,
 Der sich sterbend dir zum Opfer weihet.

Im Januar 1809.

v. Helld.

Intelligenzblatt

zu Minerva.

Februar 1809.

Ein bekannter Gelehrter, der mehrere treffliche politisch-historische Werke herausgegeben, sammelt an Materialien zu einer

Geschichte der bürgerlichen Unruhen und

des gegenwärtigen Kriegs
in Spanien und Portugall

die seit seiner Zeit in unserm Verlage mit den dazu nöthigen Charten, Planen, und sonstigen Kupfern erscheinen wird.

Die Verhältnisse des Verfassers setzten ihn in Stand, bereits jetzt viele in Deutschland unbekannt gebliebene authentische Nachrichten über das in jenen Ländern seither Vorgefallene zu erhalten, und haben wir Hoffnung, daß ihm über den fernern Gang dieser merkwürdigen Begebenheiten Weitere zukommen werde. — Beiträge zu diesem Werke, wenn sie von glaubhaften und sich uns nennenden Personen hervühren, werden uns in jeder Sprache willkommen seyn, und können an uns nach Leipzig oder Amsterdam adressirt werden. Man kann von unserer Seite sich aller Discretion versichert halten. Die Erscheinung dieses Werks kann noch nicht bestimmt werden, da es hierbei keinesweges auf eine bloße

Buchhändler: Speculation abgesehen ist; wir werden
sie aber sicher möglichst zu beschleunigen suchen.

Kunst- und Industrie-Comtoir
in Amsterdam.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buch-
handlungen zu haben:

Die dritte Auflage von

Ch. de Villers Brief an die Gräfin Fanny
von Beauharnois über die Catastrophe zu
Lübeck am 6ten November 1806 und fol-
gende Tage, mit einer (merkwürdigen)
Nachschrift verm. hrt.

Preis 12 Gr.

Auch vom Original ist die dritte Auflage erschie-
nen, unter dem Titel:

Lettre à Mad. la comtesse Fanny de
Beauharnois sur les événements.
qui se sont passés à Lubeck, dans la
journée du Jeudi 6. Nov. 1806. 3^{me} Edi-
tion, augmentée d'un epilogue.

Prix 12 Gr.

Kunst- und Industrie-Comtoir
in Amsterdam.
(Warmoesstraat No. 2.)

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buch-
handlungen zu haben:

Ansichten der Hauptstadt des Französischen
Kaiserreichs, von Mercier, Cramer und

Pinkerton. Zwei Bände mit Kupfern
1807. 1808.

Preis 3 Thlr. 8 Gr.

Kunst- und Industrie-Comtoir
in Amsterdam.
(Warmoesstraat No. 2.)

In unserm Verlage ist so eben erschienen, und in
allen Buchhandlungen zu haben:

P a r a l l e l e n

von

E. D. B o ß.

1ster Band.

Auch unter dem Titel:

Die beiden Jahrhunderte Frankreichs.
1ster Band,

Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Kunst- und Industrie-Comtoir
in Amsterdam.
(Warmoesstraat No. 2.)

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buch-
handlungen zu haben:

Dutens Lebensbeschreibung

oder Memoiren eines Reisenden der ausruht; in
zwei Bänden complet. 1807. 1808.

Preis 2 Thlr. 16 Gr.

Kunst- und Industrie-Comtoir
in Amsterdam.
(Warmoesstraat No. 2.)

In unserm Verlage ist so eben erschienen und in
allen Buchhandlungen zu haben :

M e m o i r e n

über meine Verhältnisse

zum Preussischen Staat

und insbesondere zum

Herzoge von Braunschweig.

Von dem Obristen v. Massenbach

General-Quartiermeister-Lieutenant und Ritter des Verdienstordens.

Erster Band.

Mit drei Planen und einer Karte.

Preis 4 Thlr.

(Die Fortsetzung dieses Werks erscheint nächstens.)

Kunst- und Industrie-Comtoir
in Amsterdam.

(Warmoesstraat, No. 2.)

In unserm Verlage ist so eben erschienen und in
allen Buchhandlungen zu haben :

Grundzüge

der reinen Strategie

wissenschaftlich dargestellt

von August Wagner.

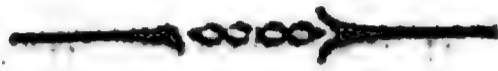
Mit zwei Kupfertafeln.

Preis 16 Gr.

Kunst- und Industrie-Comtoir
in Amsterdam.

(Warmoesstraat No. 2.)

M å r z. 1 8 0 9.



I.

Statistische Nachrichten von Schweden.

Vielleicht war nie ein Zeitpunkt, wo die durch Cultur ausgezeichneten Bewohner Europa's so sehr ihre Augen auf Schweden hefteten, als jetzt; da auch diesem Reiche seine Stunde scheint geschlagen zu haben. Wird es auch durch einen Zufall noch gerettet — wozu jedoch wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden ist — so kann es doch nicht anders, als in sehr verminderter Größe und Macht, das heißt: unmächtig und kraftlos, ja kaum selbstständig, aus diesem uns

(Minerva. No. III. 1809.)

glücklichen, höchst unüberdachten Kampfe hervorgehen, den es vor zwey Jahren, zur Ruhe von Nord-Deutschland, zum Glücke Dännemarks, ja ja vielleicht zur Beförderung des Weltfriedens, mit Ehren endigen konnte, aber nicht wollte.

Von wenig Ländern hat man so gute und genaue statistische Nachrichten, als von Schweden. Sehr wenig bevölkert in Rücksicht auf die Größe dieses Reichs, das von jeher durch thörichte Kriege entvölkert worden war, wünschte die Regierung in verschiedenen Epochen desto eifriger, die Beschaffenheit des noch bestehenden Menschenreichthums, und anderer Dinge zu erfahren, um darnach die Staatskräfte beurtheilen zu können. Es scheint indeß, daß man in den letzten Zeiten eine solche Prüfung gar nicht vorgenommen, alle Grundsätze der einfachsten Politick verachtet, und alles dem Zufall überlassen hat.

Hier sind einige aus guten Quellen gezogene Nachrichten.

v. A.

Im Jahr 1746 wurde in Stockholm ein eignes Departement formirt, unter der Benennung: Königliche Commission zur Formirung der Cadaster, die aber erst ihre Arbeiten 1749 anfang. Alle Gouvernements und alle Consistoria erhielten Befehl, über alles was auf Bevölkerung Bezug hatte, Tabellen an diese Commission zu schicken.

Schwedens Bevölkerung wurde damals (im Jahr 1750) nach geschehener Untersuchung, mit Inbegriff von Finnland, auf 3,181,130 Seelen geschätzt, und dies auf eine Grundfläche von 6660 Quadrat-Mellen.

Im Jahr 1800 berechnete man in Finnland die Individuen, zufolge der ebenfalls eingegange-

nen officiellen Berichte, auf 837,151. Diese haben sich seitdem ansehnlich vermehrt. Da aber, zufolge aller politischen Aussichten, diese große Provinz nach der vollendeten Eroberung der Russen, nicht mehr zu Schweden gerechnet werden kann, so würde jetzt nur eine Bevölkerung von ungefähr 2,300,000 Seelen für das eigentliche Schweden übrig bleiben.

Die Bewohner wurden damals nach ihrem Vaterlande folgendermaßen classificirt: 600,000 eigentliche Finnländer, 20,000 Lapländer und 2,560,000 Schweden.

Im Jahr 1795 rechnete man den Adel, Männer, Weiber und Kinder, auf 11,934 Individuen; — die Cleriken, auch mit Inbegriff ihrer Familien, 16,282; — die lehrende Classe von den Professoren bis zu den niedrigsten Lehrern herab, 1578; und die eigentliche Bürgerschaft auf 283,164 Individuen. Der ganze übrige Theil 2,860,00 Menschen, bestand aus Landbewohnern.

nern aller Art, aus Ackerbauern, Bergleuten, Fischern u. s. w.

Die vornehmsten Städte in Schweden waren damals: Stockholm, Gothenburg, Carlsrona, Norrköping, Upsala, Colmar, Hedemira, Westerås, Nyköping, Uddewalla, Lund, Malmö, Christianssand, Jstad und Wisby. Unter diesen funfzehn waren einige, die nur eine Bevölkerung von 2000 bis 3000 Seelen hatten.

Man zählt in Schweden überhaupt 82 privilegirte Städte, das heißt solche, die das Recht haben, Abgeordnete zum Reichstage zu schicken. Außer diesen Städten aber giebt es, gerade so wie in England, andre, die zwar nicht das nemliche Recht haben, dennoch aber viele der privilegirten, sowohl an Industrie als Bevölkerung übertreffen; z. B. Loeösta, wo das größte Eisenwerk in ganz Schweden ist, und wo man über 2000 Einwohner zählt; ferner Drottningholm, das man das Schwedische Versailles nennt, und 4000 Eins

wohner hat; Trolhetta an dem Canal gleiches Namens gelegen, das mit 3500 bevölkert ist &c. &c.

In allen großen Städten und großen Marktflecken Schwedens stieg im Jahr 1795 die Bevölkerung nicht höher, als auf 285,164 Seelen, die in 46,859 Familien vereinigt waren. — Uebershaupt ist hier das Verhältniß der Städte, Bewohner zu den Land, Bewohnern wie eins zu zehn.

Die Schwedischen Städte müssen nicht mit denen in andern Europäischen Ländern verglichen werden. Man sieht hier nicht müßige Bürger, unnütze Diener und Knechte, weder Fremde noch Reisende, die anderswo so viel zur Bevölkerung beitragen. Nur allein Fabrikanten und Handelsleute findet man hier. Allenthalben wo sich die Aussicht zu einem einträglichem Bergwerk, oder der Anschein eines Hafens, oder ein muthmaßlicher Markt zum Handel zeigt, wird sofort ein Etablissement gemacht, das, nach Maaßgabe der Aussichten zunimmt, und bald sowohl das An-

sehen, als den Namen einer Stadt erhält, und in Flor kommt; während manche andre von den alten privilegirten 82 Städten, theils wegen ihrer üblen Lage, oder wegen Versandungen ihrer Häfen und Flüsse, ihre ursprünglichen Vortheile verloren haben, und ganz herunter gekommen sind, so daß sie jetzt nichts bedeuten.

Man hat berechnet, daß jährlich in Schweden zwischen 98000 und 100,000 Menschen geboren werden.

Von 27 Individuen kann man 10 verheyrathete annehmen.

Seit dem Jahr 1798 hat man berechnet, daß die außer der Ehe gebornen Kinder gegen die rechtmäßig erzeugten, in dem Verhältniß von 1 zu 21 stehen.

Man rechnet, daß jährlich hier 76,297 Menschen sterben.

Die Mittelzahl in dem Verhältniß der Geburten zu den Beerdigungen ist wie drey zu vier;

auch ist der Ueberschuß der Gebornen jährlich 20,000 bis 22,000.

Das Klima ist hier sehr gesund, daher die Schweden auch gewöhnlich mehr als anderswo ein hohes Alter erreichen.

Zu diesem guten Klima kommen treffliche Institute zur Erhaltung der Gesundheit der untern Volksclassen, für welche die Regierung auf eine rühmliche Weise Sorge trägt. Die Aufsicht über diese Institute hat ein schon im Jahr 1688 errichtetes Collegium medicum, das mit einem anatomischen Theater und einem Entbindungs-Hause verbunden ist.

In allen Regierungs-Abtheilungen sind von dem Staat besoldete Aerzte, die zugleich die Aufsicht über die Armen-Häuser und öffentlichen Stiftungen haben.

Seit dem Jahr 1756 ist die Einimpfung der Blattern in Schweden durchaus angenommen worden, so wie auch in unsern Tagen der Gebrauch

Der Vaccine hier ohne Schwierigkeit im Gange gekommen ist, und sich bis in die entferntesten Provinzen verbreitet hat.

Allenthalben in Schweden werden die Arzneymittel den Dürftigen umsonst ausgetheilt.

***.

2.

Was haben wir von England zu erwarten, und zu thun, um unsere Wohlfahrt gegen das feindselige Interesse dieses Staats zu sichern?

Die zu hoch getriebene Industrie Englands ist das Unglück Europa's. Die Britten sind das erste Volk der Erde, welches seine Kräfte zur möglichst größten Ausbildung gebracht hat, sie stehen gegenwärtig auf der höchsten Stufe dieser Ausbildung. Wie weit sind in dieser Hinsicht die Völker des Continents gegen dieses Volk noch zurück geblieben,

Welcher Einrichtungen, welcher Industrie haben wir übrigen Europäer uns zu rühmen, die nicht gegen die Britischen als kleinlich erschienen? Und woran liegt dieses demüthigende Zurückstehen, welches den Britten den Stolz gegen uns eingesößt hat? Der Ursachen sind so viele, daß man ein Buch schreiben müßte, um diese wichtige Materie zu entwickeln. Genug, wir wissen was die Britten sind und was ein Volk vermag, dessen Kräfte durch keine Fesseln in ihrem freien Spielraum gehemmt werden.

Bisher arbeiteten wir schlafend, während die Britten wachend, mit Anstrengung ihrer edelsten Kräfte arbeiteten; wie natürlich daß sie ein so großes Uebergewicht über uns errangen; daß sie uns tributär machten. —

Die neuesten Catastrophen haben uns wie es scheint, aus der Europäischen Schlummer sucht aufgerüttelt; vermuthlich scheint dies aber nur so, denn Wirkungen von einem wachenden Zustande äußern sich noch keine. — Hoffen wollen wir indeß, daß nichts Schlimmeres als die Betäubung schuld hieran ist.

Indem ich eine Apologie der Britten zu schreiben scheine, bin ich ein geschwornener Feind des zu weit getriebenen Englischen Monopol-Systems, dessen Fesseln uns bis zur Unmündigkeit lähmen. Wie könnte mich dies aber abhalten, das, was ich an diesem Volke Vorzügliches finde, laut einzugestehen, da dies Volk das Vorbild seyn muß, den übrigen Völkern zu zeigen, wie man es anfangen müsse, um zu einem vorzüglichen Grad von National-Wohlsenn zu gelangen.

Die Vernunft haßt nicht, sie erkennt bloß in dem System der Britten den Trieb, die Schwächen anderer Nationen zu benutzen, um den möglichst höchsten Grad von National-Wohlfahrt der errungen worden ist, fortdauernd zu machen. Daß in diesem Streben der Ruin anderer Völker liegt, kann, so traurig diese Wahrheit für den leidenden Theil auch ist, nur diesen zur Last fallen, nicht den Britten, welche hierin dem Triebe der menschlichen Natur folgen, ihr Wohlsenn so hoch zu steigern als die Umstände es erlauben. Uns selbst haben wir es zuzuschreiben, daß England so groß geworden; unsere Gleichgültigkeit für das Wohl unseres Vaterlandes, unsere Stupidität in den Ans

gelegenheiten des bürgerlichen Lebens ist der Stützpunkt des Glors der Britten; über diesen Punkt müssen wir aufgeklärter werden, wenn wir das verlorne Gleichgewicht gegen England herstellen wollen. Unsere litterarische Weisheit, das was wir Aufklärung nennen, macht ein Volk weder groß noch glücklich. *) Zum glücklichen Leben einer Nation, gehört mehr als eine Hand voll gelehrter Männer, und wären es auch die berühmtesten der Erde. —

Hätte Europa wache Völker gehabt, die, aufgeklärt über ihr wahres Interesse, sich bey Zeiten ihre National- Wohlfahrt hätten angelegen seyn lassen, nie würde es den Britten gelungen seyn, den hohen Grad von National- Reichthum und Macht zu erringen.

Wie unverantwortlich ist es, und ein Hauptcapitel in der Geschichte unseres Verfalls, daß die Brittischen Fabrikwaaren einen so enormen Absatz

*) Die Britten wenden die Weisheit ihrer Gelehrten aufs bürgerliche Leben an. Worauf wir den größten Werth legen, wird von ihnen nur beyläufig geschätzt.

auf Unkosten einheimischer Fabrikate, in Deutschland und den übrigen Ländern des Continents gefunden haben. Welche Regierung hat mit einer der Sache angemessenen Energie diesem schimpflichen Unwesen entgegen gearbeitet? Man hat es mit Gleichgültigkeit angesehen, daß in England Fabrikstädte schnell und üppig, wie Pilze aus der Erde, hervorglengen, während in Deutschland das Fabrikwesen darnieder liegt, und dem deutschen Handwerker von dem Ausländer der Verdienst geschmälert wird. O Patriotismus! du heilige Quelle alles Großen und Guten was für Nationalglück geschehen kann, du bist nur einheimisch in England; was durch dich Gutes bei uns geschah, ist nur ein Schatten, ein kränkliches Kind einer gesunden Mutter zu nennen, gegen die Wirkungen die du in England hervorgebracht hast.

Wer den Zustand Englands begreift, muß es einsehen, daß die Britten ihr errungenes Monopol-System, welches der sogenannte weise Pitt, auf eine Höhe getrieben hat, die den Keim zum künftigen Verderben in sich faßt, nicht aufgeben können, ohne zu sinken von Macht und Reichthum bis zur Mittelmäßigkeit. Die für die

die Angelegenheiten ihres Vaterlandes so gut unterrichteten Britten wissen, daß der jetzige Kampf für dies System, womit England steht und fällt, geführt wird. Willig giebt der Englische Patriot Haabe und Blut zur Aufrechthaltung seines Vaterlandes her. Weder von dem jetzigen noch von irgend einem künftigen Ministerium darf man eine freywillige Abweichung von diesem System vernünftiger Weise erwarten. Die Regierung dieses Landes ist in den Händen der reichen Bürger; diese klugen Bürger regieren durch ihre Reichthümer ihre Regierung, und Alles bewegt sich in ungebundenem Kreise seiner Kräfte für's Vaterland; Unmöglichkeiten für andere Länder, werden hier mit Leichtigkeit möglich gemacht.

Durch die Gewalt der Waffen ist ein solches Volk nicht zu besiegen. Seine isolirte Lage schützt vor Landkrieg, *) und im Kampfe zur See ist es

*) Angenommen, die Landung in England, (welche selbst von Militairs für möglich gehalten wird, als die letzte gefährlichste Maasregel,) würde unternommen und glücklich bestanden, was wird das Continent nach diesem Kampf auf Leben und Tod, ge-

dermaßen unüberwindlich! Zur Erhaltung seines jetzigen Zustandes, wird es als Nothwendigkeit ansehn, keine Rivalität zur See zu gestatten; es wird allein zuschlagende Macht zur See zu seyn, prätendiren, und es auch bleiben.

Dies Europa ist dein Schicksal! — Zu lange haben deine innern Zwistigkeiten dich abgehalten, einen Feind zu bekämpfen, der für dein Glück und deine Ruhe zu einem Riesen erwachsen ist. Wirst du einen David finden, der diesen Goliath erschläge? —

Frankreich, worauf aller Augen geheftet sind, vergießt sein Blut in Kämpfen, worin England

wonnen haben? Die reichen Bürger Englands, wenn sie nach dem hartnäckigsten Kampfe dennoch genöthigt würden, ihr Vaterland Preis zu geben, werden ihre Reichtümer, ihre Verfassung, ihre Flotten nach einem andern Welttheile hinüber nehmen, und ein neues, zwar entfernteres, aber für die Wohlfahrt Europas eben so gefährliches England etabliren, und der ungleiche Kampf zur See, auf eine noch menschenfeindlichere Weise, dennoch fort dauern. Kein Catö, kein Scipio wird diese Carthager unserer Zeit besiegen.

Ann. d. Verf.

es verwickelt, und dies kostet England nichts, als Geld, was es überflüssig besitzt. Ohne die Eroberung von Ostindien kann England zu keinem leidlichen Frieden gezwungen werden, und wie weitaussehend und zweifelhaft ist diese Eroberung. Man denke sich die unerschöpflichen Hülfsmittel, die England auch in Ostindien zu Gebote stehen. Wird auch die jetzige günstige Stimmung der asiatischen Mächte für Frankreich auf die Länge Stich halten, und kann Frankreich, ohne die Beihülfe dieser Mächte, Ostindien erobern?

Frankreich, die erste Continentalmacht, kann es nicht zugeben, daß England sein furchtbares Uebergewicht zur See behalte, es wird sich keinen schimpflichen Frieden gefallen lassen wollen; — dennoch wird dieser Kampf sich einmal endigen, wenn Frankreich sich überzeugt haben wird, daß nicht durch Wassengewalt, wenigstens in den nächsten 50 Jahren, ja vielleicht in mehreren Jahrhunderten, wenn die rechten Mittel nicht angewandt werden, das Gleichgewicht zur See hergestellt werden kann; daß hierzu eine lange, weise Vorbereitung erfordert werde; daß die Völker des Continents erst Patriotismus lernen müssen;

daß Jedermann, vom Größten bis zum Geringsien, dazu mitwirken müsse, um das System Englands zu unterminiren. Die Regierungen (und die Völker) müssen Englands Beispiele nachfolgen, die Industrie blühend machen, da nach den Verfassungen der Völker des Continents das Volk selbst, solches ohne die thätigste Mitwirkung seiner Regierung, nicht kann. Dem Luxus, dem Wucher müssen Schranken gesetzt, den Englischen Manufactur- und Fabrickwaaren durch unerschwingliche Zölle die Einfuhr abgeschnitten, und wider den Schleichhandel müssen Galgen erbaut werden, nicht um zu warnen, sondern alle Nichtpatrioten, die dem allgemeinen Feinde der Europäischen Industrie die Hände bieten, ohne Rücksicht daran zu erheuken. — Kurz, die Continental-Regierungen müssen offenen Krieg beginnen, gegen den verirrten Egoismus der jetzigen Generation. Dieser Kampf gegen sich selbst, wieder glücklich durchgesetzt, wird den Britten der verderblichste Krieg werden, den man gegen sie führen kann. Schon hat Frankreich einen heilsamen Anfang hierin gemacht, aber wenn nicht alle Völker des Continents Frankreich hierin aus selbst erlangter Eins

sicht ihres wahren Interesse unterstützen, so wird der furchtbare Riese, der nur durch Entziehung seiner Nahrung allmählich geschwächt werden kann, nicht besiegt werden.

Am Ruin unserer Wohlfahrt stehend kann nur Vaterlandsliebe, die verlorne Volkstugend, uns retten. Fürsten und Völker müssen patriotisch gesinnt werden, wir müssen uns aus unserer Trägheit und Gleichgültigkeit für Nationalwohl herausarbeiten, unsern wahren Vortheil einsehen lernen, wenn es besser mit uns werden soll. Der bloße Wille und auch die That, Fürst und Vaterland mit seinem Blute zu vertheidigen, giebt noch nicht allein Anspruch zur Bürgerkrone, — so etwas thut jedes Thier für sein Nest — ein Mensch, dem es hierzu an gutem Willen gebricht, ist unter dem Thiere. Wir müssen nach dem ädlen Ruhmestreben, unser Vaterland blühend zu machen. Alles Gute, was daheim bei uns geschieht, muß uns über alles gehn.

Bis jetzt waren wir die Affen der Ausländer in Sachen die für unser Heil verderblich waren. Diese schändliche Rolle ist für ein Volk, welches so große Hülfsmittel zum Nationalglück besitzt,

entehrend. In unserer bisherigen Anglomanie, welche uns in das Handelsjoch der Britten geworfen hat, erschienen wir diesem klugen Volke als Einfaltspinsel, die man gerne hat, weil man sich durch sie bereichert, aber die man im Herzen verachtet und belacht. Welch ein herrliches Gefühl ergriff mein Gemüth, als ich die Großthat jener Americaner erfuhr, welche im heiligen Vaterlandseifer ergriminten ob dem Attentat der Britten gegen ihre natürlichen Rechte, und sich untereinander zuschworen, die Engländer gänzlich von allem Handel mit ihnen auszuschließen. Welch ein verdorbenes Gemüth, welch ein schlaffes Herz muß das seyn, welches durch die That jener Americaner nicht erglüht, ein Gleiches zu thun! Aber, o Jammer! was thut man in Deutschland? Man lobt solche Handlungen, tadelt höchstens in Journalen mit Bitterkeit den Despotismus der (unschuldigen) Englischen Regierung, und damit ist alles gethan. Indignation, die das empörte Gemüth entflammt und die Seele zu heroischen Mannsthaten begeistert, kommt nicht in Seelen, die, von der schimpflichen Anglomanie erstarrt, dahin schlummern.

England hat alle seine Kräfte auf den Welt-Handel angewandt, hierzu arbeiten Minister, Fabrikant und Landbesitzer. Der dadurch erworbene Reichtum hat den Kornbau überflüssig gemacht, und ein Drittheil der Einwohner Englands müssen als Arme gefüttert werden, weil die Arbeit ihrer Hände den Landbau zu sehr vertheuern würde, und das Maschinenwesen nur weniger Hände bedarf. Die Benutzung des Landes zu Fettweiden giebt in diesem Lande mehr Ertrag als der Kornbau, wofür Europa, Asien und Africa arbeiten müssen, und sich für seinen Schweiß mit Fabriks- und Colonial-Waaren, zum Nachtheil seiner eigenen Industrie, bezahlen läßt. Seit der Größe Englands, seit dem furchtbaren Bestande seiner Flotten, müssen wir Norddeutsche theures Brodt essen. Wir haben uns in die Fabricate der Engländer gekleidet, um elegant zu seyn, und waren gleichgültig gegen die Theuerung unserer ersten Lebensbedürfnisse, die uns die Engländer aus den Händen wegholen, weil sie reich genug sind, den schwersten Theil der Landarbeit nicht verrichten zu brauchen, wozu sie die Sklaven des Continents benutzen, wie einst die Römer die Aegyptier und

übrigen unterjochten Völker. Wenn der Grundsatz, daß der Kornhandel uneingeschränkte Concurrenz haben müsse, auf die verschiedenen Länder des Continents angewandt wird, so ist seine Nichtigkeit nicht zu bezweifeln, wenn er aber auf den Handel mit England ausgedehnt bleibt, so ist er höchst schädlich, weil er uns das Brod vertheuert, indem er den Engländern Spielraum giebt, ihre Kräfte auf ergiebigere Gegenstände zu verwenden, und unserer Industrie die so nöthigen Capitalien entzieht, welche durch Compensation in die Hände der Engländer fallen, um uns mit doppeltem Verlust wieder in Fabrick- und Colonial-Waaren zurückgeschachert zu werden. Würden diese Capitalien, welche unsere Landrenten so ungeheuer gesteigert haben, woben der Landbesitzer allein gewinnt, der industriose Bürger und Arbeiter aber nach und nach verarmt *), zu inländischen Fabriken und Manufacturen verwandt, welch ein Gewinnst bliebe

*) Unsere, auch schon vor dem letzten Kriege, immer weiter, wie ein Krebs, um sich geariffenen Armenanstalten, reden für meine Behauptung.

heim in den Ländern, welche bis jetzt durch falsche Speculation zinnbar waren.

Thörichte, verkehrte Ansicht der Dinge! zu glauben, Deutschland eigne sich nur allein zum Feldbau; Fabriken und Manufacturen müsse man den Engländern überlassen. Diese Weisheit, Deutsche Mitbürger! verwandelt eure Städte in Armenanstalten, und macht den Stand der Landeigenthümer zu reichen Bucherjuden. Bald werden die Städte offenen Krieg ums liebe Brod gegen den Kornwucher der Landbewohner führen müssen, wenn die Regierungen nicht zum Magazinsystem greifen, und die Sorge fürs liebe Brod selbst übernehmen. Wie leicht und wirksam dies übrigens sey, haben die Franzosen bewiesen, als ihre Armeen die Länder betraten, wo der Kornwucher nistete, wo sie sogleich den Preis des Kornes herunter zu bringen wußten, daß auch der Arme, außer seiner leidigen Kartoffel einmal einen Bissen Brod essen konnte. Dieses unselige Mißverhältniß zwischen den producirenden und consumirenden Ständen hat bey ersteren einen Egoismus erzeugt, der alles menschliche Gefühl ausschließt, und den letzteren einen Haß gegen ers

stere eingeffloßt, der, wenn er fortwächst, die traurichsten Wirkungen haben muß. Das Elend in den Städten Deutschlands ist (wahrlich nicht bloß durch die erlittenen Kriegsübel, denn es war theuer in Deutschland vor dem Oesterreichischen und Preussischen Kriege; und in und nach dem 7jährigen Kriege war es nicht theuer, als nur durch Mißwachs) zu einer vorhin nie gekannten Größe gestiegen, und wird so lange steigen, als wir im Puncte der Industrie außer allem Gleichgewichte mit England bleiben. Wenn die Englischen Diplomaticker ihren Streit, den Kampf für das verlorne politische Gleichgewicht von Europa nennen, so wissen diese Schlaupöppe recht gut, daß sie ihren Kampf einzig und allein für die Behauptung des verlornen Gleichgewichts, welches sie Europa abgewonnen haben, führen. Ihr Argument ist, dem Einfältigen Sand in die Augen werfen, damit man ihn blind für seinen Ruin mache, um ihn bequemer plündern zu können.

Unsere Armenanstalten haben sich in dem Maße vergrößert, als der Landbau gestiegen ist, und die Preise der ersten Lebensbedürfnisse durch den erhöhten Landbau und den furchtbaren Schacher mit den

Länderereyen, so vertheuert worden sind, daß auch der thätigste Mensch, ohne schon Vermögen zu besitzen, mit aller Anstrengung nicht mehr im Stande ist, eine Familie zu ernähren. Kann dieser unfeliche Zustand der Dinge, welcher die menschliche Natur entmenscht, und den Lastern Thor und Thüre öffnet, indem er alle Schaam aus der menschlichen Seele vertilgt *), der Wille der ewigen

*) Wer verlernt hat, sich zu schämen, Armenbrod zu essen, der ist in der Regel der Ehre auf immer abgestorben. Und ist dies nicht das Loos so vieler verarmten Handwerksfamilien, und so vieler vorhin braver Arbeiter in Städten und selbst auf dem Lande, wo der Wucher den armen Bauer und Arbeitsmann auch das Plätzchen Erde entrissen hat, woraus er sein ehemaliges Auskommen zog.

Große Länderereyen, große Kornexporte, das non plus ultra der Weisheit der Cameralisten und Speculanten, ist der Ruin cultivirter Staaten, die viel Städte bewohnende Fürger enthalten. Nur in einem Lande, wo der größte Theil der Einwohner in Leibeigenschaft lebt, und wo es der Städte wenige giebt, ist jene verderbliche Weisheit an ihrem Platze.

Anm. d. Verf.

Vorsicht sehn, die dem Fleiße Belohnung und nicht das schreckliche Loos der Armuth verheißen hat?

Deutschland, um glücklicher zu werden, darf nicht viel Korn zur See ausführen. Diesem Zweig des Handels zur See, muß Zwang auferlegt werden, aber im innern Deutschland und mit seinen Nachbarn zu Lande muß freyer Kornhandel überall Statt haben, so lange nicht irgend eines dieser Länder in das System Englands tritt. Deutschland muß seine rohen Manufacturproducte selbst verarbeiten lernen, muß seine Wolle nicht mehr den Engländern überlassen, sondern sie selber verarbeiten. Wir müssen uns künftig nur in einheimische Fabricate kleiden wollen; unsere Kaufleute müssen sich schämen lernen, die bloßen Factoren Englischer Kaufleute zu seyn, und wenn ihnen der directe Colonialhandel von den Engländern versperrt wird, den Stolz haben, diesen Zweig des Handels mit Fabricatunternehmungen zu vertauschen. Solche Patrioten sind es, welche England groß gemacht haben. Ermannet euch, Deutsche Männer, und thut desgleichen! —

Geht es übrigens in Deutschland und verschleidenen andern Ländern des Continents seinen biss

herigen Gang einer unpatriotischen Gefühlslosigkeit fort, erwacht kein Ehrgefühl fürs Vaterland, so will uns die Vorsehung auf dem schrecklichen Wege der Kriege, auf den Punct führen, wohin unsere Bestimmung geht. Gänzliche Verarmung Europas durch gewaltsames Reiben in einer Kette von Kriegen, kann endlich auch zur Wiedergeburt helfen, indem nichts besser die Kräfte weckt, und zur Besinnung führt, als die Noth.

Mögte dies schlimmste der Mittel nicht durch unsere Schuld in dem Plane der ewigen Vorsicht liegen, und unsere zeitige Ermannung und Aufklärung nicht ferne mehr seyn!

3.

Ueber das Preussische Militair.

Der Militair-Stand spielt seit mehreren Jahren bey weitem die Hauptrolle in dem Schauspiele, das uns Europa darstellt. Billig räumt ihm der übrige Theil der bürgerlichen Gesellschaft diesen

Vorzug ein; seine Wichtigkeit bey den jetzigen Verhältnissen, seine Beschwerden, seine Erfahrungen, seine Unererschrockenheit und Verachtung des Todes, geben ihm Ansprüche auf denselben. — Das Gefühl unsrer Wichtigkeit und eigenen innern Werths sollte uns in der Regel über kleinliche Unmaassung, und über Vorzüge des Aeußern erheben; Beschwerden uns gefühlvoll bey dem Leiden des Andern machen, Erfahrung uns Klugheit geben, Unererschrockenheit und Verachtung des Todes uns das Leben suchen heißen. O! möchte doch immer eine gleiche Wirkung mit derselben Ursache verbunden seyn! Glücklich wären wir als Menschen, Bürger und Vaterlands, Vertheidiger! Leider, daß nur zu oft das Gegentheil die Folge ist. Anstatt, daß das Gefühl unsrer Wichtigkeit uns Würde geben sollte, lehrt es uns Stolz und Verachtung Anderer; Beschwerden machen uns gefühllos; Erfahrung lehrt uns die schwache Seite des Mitmenschen benutzen; und aus der Verachtung des Todes entsteht die Verachtung des Lebens. Ich frage nicht, welcher Fall der gewöhnlichere sey; mein Zweck ist nur der, aus der Erfahrung, die mein Vaterland so theuer erkauft

hat, über einige dieser Punkte diejenigen meiner Landsleute zu belehren, die durch sie nicht belehrt werden konnten. — Wenn der Zweck des Verfassers von dem vortrefflichen Aufsatze d. d. Berlin, den 8ten November, Leipziger Zeitung, No. 239 und 240, dahin geht, die sinnlosen Scribenten und die heuchelnden Patrioten, wenn nicht zur Vernunft zurückzuführen, doch wenigstens zu vermögen, ihre Unbesonnenheit und Sinnlosigkeit für sich zu behalten; so verbinde ich meine innigen Wünsche mit den seinigen, indem ich mich nur noch bemühe, unserm neuen Militär einige Winke im Allgemeinen zu geben. — Die Sorge des Staats beabsichtigt das Glück des einzelnen Bürgers; dieser hingegen ist verpflichtet, nach seinen Kräften das Wohl des Ganzen zu befördern. Verschieden ist die Art, auf welche dies geschieht; aber wohlthätig sind die Wirkungen da, wo wahre Liebe zum Vaterlande zum Grunde liegt.

Leider zeigt sich aber diese National: Tugend nur zu oft von einer ganz falschen Seite. Bisweilen nennen wir Patriotismus, was nur Prahlerei, oft was nur Verachtung anderer genannt zu werden verdient. Desterz ist ein blindes Ver-

trauen auf unsre Kraft die Ursache; noch öfterer sind wir Patrioten aus Interesse; Fälle, die in unsern Tagen mehr als zu häufig vorkommen. Ich kenne meine Landsleute: der größere Theil liebt sein Vaterland aufrichtig; aber sicher kann man annehmen, daß man, ein Fünftheil unsrer Officiere abgerechnet, auch noch jetzt dem ganzen Officier-Corps den Patriotismus zuschreiben kann, den ich zuletzt geschildert habe. Fern sey es von mir, da, wo es das Glück meines Vaterlandes betrifft, die Wahrheit zu sprechen, auch nur im Geringsten partheyisch zu seyn; fern (sey es) von mir, durch Erheben des einen Standes und Verkleinern des andern, die Eintracht zu stören, durch die allein die Glückseligkeit des Staats und das Wohl der Bürger erreicht wird! Ich werde nur die Wahrheit bekennen, nur die gemachte Erfahrung vor Augen stellen. —

Friedrich der Große hatte in seinem Staate dem Militair-Stande eine Wichtigkeit gegeben, die er nur selten in einem andern erreichen wird. Die Gründe davon sind leicht einzusehen. Mit Hülfe desselben eroberte er ein blühendes Land, das seine Macht um ein bedeutendes vermehrte;

seine Armee war ferner ein Bollwerk gegen seinen Hauptfeind Oesterreich; wirkliche Verdienste adelten endlich den größern Theil der Glieder, woraus diese Masse bestand. Wie war es also anders möglich, als daß dieser Stand ein Ansehen errelchen mußte, welches die übrigen Stände nie zu erreichen hoffen konnten, und mögegen sie als untergeordnet nur erschienen. Wie war es zu verwundern, wenn das Militair um die höchsten Civilposten warb, und sie erhielt? wenn es einen solchen Zuwachs empfing, der dem Staate nachmals nicht wenig verderblich wurde? Friedrich II stiftete eine Menge Cadetten-Schulen, für einen militairischen Staat sehr wohlthätige Einrichtungen. Aber unter Friedrich Wilhelm II. machte man aus solchen unbärtigen Knaben, die sich hier befanden, wirkliche Soldaten, von denen manches Regiment nicht weniger als 15 — 20 hatte. Diese Knaben wurden über andre gesetzt; sahen sich als Standespersonen behandelt, hatten wenig oder gar keine Erziehung und Unterricht genossen; hörten von den (wenn auch oft sehr sparsamen) Thaten ihrer Väter viel erzählen; vernahmen nur den Ton der rohen Krieger; sahen, wie

sehr diese den Civilisten jedes Standes herabsetzten, und lernten auf diese Weise, was Kinder nicht lernen sollten, — die Kinderschuhe vor der Zeit ablegen. Aus ihnen bildete sich der Stamm derer, die das Vaterland größtentheils ins Unglück hineinzogen. Kamen diese Knaben nun ins Jünglings- und Manns-Alter: so sahe man in ihnen Menschen ohne Kenntnisse, ohne Erziehung, die aber desto mehr Pretensionen machten, sich überall als die Ersten zeigen, überall durch Imponiren Respect und wohl auch Furcht einflößen, und die unter denen, die um sie waren, nicht weniger als Friedrich unter den Mächten Europas in Ansehen stehen wollten, ohne daran zu denken, wodurch man sich dieses Ansehen erwerbe.

Daher kam es, daß die meisten Civilisten ihre Gesellschaft scheuten, daß jeder, wenn er einen Officier erblickte, ihm schon ein Duzend Schritte vorher auswich, um ihm nicht Gelegenheit zu geben, seine Bravour an ihm zu beweisen, und ihm den Seitenweg zu zeigen, den er zu gehen habe. Daben aber waren diese Braven so patriotisch gesinnt, daß sie den sogleich tête à tête belangten, der gegen den Staat, und nach ihrer Meinung,

dann auch gegen sie, als die Stützen desselben, nur irgend etwas Entehrendes zu äußern schlen, oder nur Miene machte, es zu thun (wenn sie auch im Geheim einen gütlichen Vergleich sehr gern annahmen) — Bey einem solchen Betragen war es nicht zu verwundern, daß man sich in einen gewaltigen Respect setzte, von welcher Art dieser auch immer war. — Allerdings sollte man glauben, daß sich dieser Geist in der Armee, nach so vielem erlittenen Unglück müsse verloren haben, und daß man endlich durch Erfahrung klüger geworden sey. Wir geben auch zu, daß das vielleicht auf einen guten Theil der Mitglieder des Militär: Standes wohlthätigen Einfluß gehabt habe; aber die Erfahrung hat uns gelehrt, daß dies immer nur ein kleiner Theil sey. Noch immer zeigt sich unter ihnen derselbe Geist, der sie vorher beseelte. Verdienste maast man sich an, und ist stolz auf dieselben; der letztern Jahre ist man uneingedenk, den Civilisten hält man nach wie vor weit unter sich, Vorsichtigkeit nennt man Feigheit, Bescheidenheit heißt Erniedrigung, und noch kann man nicht vergessen, daß man nicht in Friedrichs des Großen Zeitalter lebt. Immer

ist der Preussische Officier in Gesellschaften gefürchtet, im Inn- und Auslande ist er auch jetzt als der brutale Mensch bekannt, und hat sich als solchen bewiesen. Daß hier nicht die Rede von jedem Einzelnen sey, dies ist klar, und ich darf deshalb keine Vertheidigung vorbringen.

Das Ganze faßt zu verschiedenartige Theile, als daß man im strengsten Sinne des Worts ein allgemeines Urtheil fällen könnte. Auch hier ist nur die Rede vom größern Theil und in diesem Sinne getraue ich mir es mit den triftigsten Gründen zu beweisen. Kein Vernünftiger wird indeß verlangen, daß durch eine einzige heftige Erschütterung sich der ganze Character einer Classe der Bürger verändern solle. Das Uebel kann nur bey der Wurzel angegriffen und so ausgerottet werden. Carl der Große stiftete, wie bekannt, nach Ueberwindung der Sachsen eine Menge Schulen und christliche Erziehungs-Anstalten für die Jugend derselben, da er wohl wußte, daß nur dadurch der Character des Volks verändert werden könnte. Wir bedürfen bessere Einrichtungen in Rücksicht derer, die sich dem Soldatendienste widmen wollen; und es ist auch nicht zweifelhaft, daß unter

Der Regierung unsers vortrefflichen Monarchen das, was in dieser Rücksicht schon geschehen ist, noch durch neue Rathschläge verbessert, daß nicht nur auf militairische Kenntnisse, sondern auch auf Erziehung und Bildung gesehen werden wird; damit unser Militair nicht bloß durch Bravour sich in Furcht, sondern durch Bescheidenheit und Artigkeit sich in Achtung setze; damit es nicht durch Rohheit und par force den Vorzug in Gesellschaften suche, sondern ihn durch Mäßigung und ein solides Betragen verdiene. Und, wie viel Zeit und Gelegenheit hat nicht ein Officier, sich diese so nöthige Bildung und Menschenkenntniß zu verschaffen!

Nützliche Thätigkeit, wie sehr erhellt sie das Leben, wie sehr bildet sie den Menschen, und ach! wie wenig war sie bis jetzt in unserm Militair zu Hause! So kehre dann zurück! du Zeit der edlen Römer, wo der Vertheidiger des Vaterlandes im Frieden seinen Acker pflügte, und der Erde das entlockte, was ihm der Staat schuldig war; wo der Feldherr sich dem gemeinen Krieger gleich stellte, und von diesem angebetet wurde; wo nicht Eigennutz, nur Ehre, Ruhm, und Vaterlandsliebe die

Triebfeder großer Thaten war! Kehre zu uns zurück; denn nur sparsame Ueberreste zeugen von dem Volke, das deine nachmals ausgearteten Kinder überwand! Ich bin Preuße, und werde mich immer mit Enthusiasmus einen solchen nennen; aber ich bekenne unpartheyisch, und jeder richtige und unpartheyische Beobachter wird mit mir übereinstimmen, daß der gemeine Französische Krieger unsere Officiere an Artigkeit und feinem Betragen weit zurückläßt.

Ruhig geht der Französische Officier einher, der unsrige kündigt sich durch seine Stimme und durch das Geflirre seiner Sporen schon von weitem an. Verloren unter der Gesellschaft erscheint der erstere, statt daß unsre Lieutenants mit steifen Stiefeln sich sogar auf Bällen zeigen. Mehrere Beispiele anzuführen, wäre überflüssig und nur Wiederholung dessen, was jeder täglich vor Augen sieht. — Laßt uns denn einmal von unsern Thorheiten zurückkommen, brave Mitbürger! Laßt uns diejenige Bildung und Menschenkenntniß uns verschaffen, die den Krieger nicht weniger als den ruhigen Civilisten ziert! Laßt uns die Dinge sehen, wie sie sind, und nicht wie sie waren!

Laßt uns endlich nicht blos mit richtigem Blick unsre ganze Lage durchschauen! sondern auch mit Gewissenhaftigkeit, und den Umständen gemäß handeln! dann darf uns für unsre Sicherheit nicht bange seyn, dann sind wir beneidenswerth, und Preußen wird Europa aufs neue zum Muster dienen!

Gr.

4.

Rüge einer Versündigung gegen das
Völkerrecht und gegen den National-
Character der Deutschen.

In dem December, Stück des letzten Jahrgangs der Minerva, befindet sich ein Aufsatz über Dännemarks Entschädigung wegen des Angriffs der Engländer auf Seeland im August 1807, dessen Tendenz eine Entschuldigung oder Rechtfertigung des Britischen Gouvernements, in Hinsicht dieser Expedition, zu seyn scheint. Der Herr

Herausgeber dieser Zeitschrift hat in dem Vorbericht zu dem gedachten Aufsatz erklärt, daß er zwar der Meinung des Verfassers, oder Einsenders nicht beypflichte; jedoch die Widerlegung derselben andern überlassen wolle. Dieser Aufforderung bin ich um so mehr geneigt zu folgen, als jener Aufsatz zugleich namentlich wider meine im July und August der Minerva von 1808 enthaltenen Bemerkungen über diesen Gegenstand gerichtet ist. Inzwischen will ich nicht die ganz überflüssige Arbeit unternehmen, die Unrechtmäßigkeit des Verfahrens der Englischen Minister gegen Dänemark aufs neue darzuthun, sondern mich nur auf Bemerkungen über die Art, wie diese Rechtfertigung versucht ist, beschränken.

Ohne die Versicherung des Herrn Herausgebers würde man kaum glauben, daß dieser Aufsatz von einem Norddeutschen herrühre. Denn der darin herrschende Ton, und manche darin enthaltenen Aeußerungen sind so freivol, daß sie dem Deutschen National-Charakter wenig entsprechen. Erst neulich erschien in der Minerva eine, gewiß von jedem biedern Deutschen herzlich wohl aufgenommene, Abhandlung über den Deuts

schen National-Charakter, worin ein hervorste-
 chendes Gefühl für Recht, als das Unterschei-
 dungs-Merkmal desselben bezeichnet wurde. Die
 Erhaltung dieses Nationalzugs ist uns um so wer-
 ther, als uns sonst ja nichts mehr übrig geblieben
 ist, welches uns erinnern könnte, daß wir eine
 Nation gewesen sind. Wir sind es uns selbst
 schuldig, jede Aeussierung, die beitragen könnte,
 uns noch dies einzige Gut zu rauben, mit erns-
 tem Tadel zu belegen. Wenn die Engländer
 selbst den gewaltsamen Schritt ihrer Regierung
 gegen Dännemark zu rechtfertigen suchen, und zu
 diesem Zweck unrichtige Hypothesen als Wahrheit
 annehmen, so ist dies zu entschuldigen, und be-
 weist, daß diese Nation das Gefühl für Recht
 nicht verloren hat. Allein, wenn Deutsche, nicht
 nur bekannte Erdichtungen zu glauben affectiren,
 sondern auch mit Leichtfertigkeit ein offenbar un-
 redliches Verfahren eines Cabinets, als eine Sache,
 die keine Rüge verdient, weil man genug ähnliche
 Dinge erlebt hat, vorstellen; wenn sie die Aeusse-
 rungen eines schmerzlichen Gefühls über erlittenes
 Unrecht lächerlich zu machen suchen, und des Be-
 leidigten Anspruch auf Entschädigung und Genug-

thung, als eine Thorheit betrachten, so empört dies unser Gefühl, und fordert jeden Biedermann auf, unsern National-Charackter zu retten, damit wir in dieser Hinsicht von der Achtung, welche noch keine Nation uns versagt hat, nichts verlieren mögen. Freylich schwiegen wir Deutsche zu manchen Dingen, worüber wir gern hätten reden mögen, aber dies gebot die Klugheit, und macht unserm Charackter keine Schande. Wer würde sich hingegen so weit vergessen, das Unrecht in Schutz zu nehmen? Und haben dies in unsern Zeiten Deutsche gethan, haben sie unsern National-Charackter so sehr verleugnet, so wird sie das Urtheil der Redlichen in der Nation, und insonderheit der Nachwelt schon richten, wenn gleich die Zeitgenossen nicht laut reden dürften.

Wenn der Einsender jenes Aufsatzes den Angriff der Engländer auf Seeland mit der Gefangennehmung der Sächsischen Armee bey Pirna vergleicht, so kennet er entweder die Geschichte nicht, oder will sie nicht kennen. Friedrich der Große hatte die unzweydeutigsten Beweise von dem Einverständniß des Dresdener Cabinets mit den beyden Kayserhöfen in Händen. Er wußte

sehr genau, was ihm bereitet war, und daß der Sächsische Staatsminister Graf Brühl die Seele der unklugen Verschwörung zu seinem Untergang war. Die Sächsische Armee stand gerüstet, ihm in die Flanke zu fallen, und er konnte diesen Schlag nur durch eine rasche Entwaffnung derselben abwenden. Doch begieng er keine Verrätheien, und suchte nicht durch verstellte Freundschaftsversicherungen zu täuschen. Ohngeachtet er mit der ganzen Intrige bekannt war, verlangte er in den gemessensten Ausdrücken eine cathegorische Erklärung über die Absicht der großen Rüstungen der gegen ihn verbundenen Mächte, und erklärte offen, daß, wenn er hierüber keine beruhigende Auskunft erhielt, er jene Rüstungen, als eine Kriegserklärung aufnehmen würde. Der Dresdener Hof hatte daher den Verlust der Armee nur seinem eignen unweisen Benehmen, und einer zu großen Zuvorsicht zu seinen eignen Kräften zuschreiben. Welche Aehnlichkeit hat nun des grossen Friedrichs Handlungsweise mit dem Verfahren der Britischen Regierung? Es war nicht genug, daß sie aus dem politischen Zustand von Europa überhaupt und aus frühern Begebenheiten

vermuthete, vielleicht gar sich überzeugt hielt, daß
 der Französische Kaiser die Auslieferung der Dä-
 nischen Flotte zum Gebrauch gegen England er-
 zwingen würde. Vor allen Dingen hätte sie von
 dem geheimen Verständniß zwischen Däni-
 nemark und Rußland, oder Frankreich, Beweise
 haben müssen. Wo sind aber diese? Worin ist
 auch nur die entfernteste Wahrscheinlichkeit davon
 gegründet? Hat nicht vielmehr die Dänische Res-
 gierung, deren seltene Redlichkeit in der Politick
 allgemein anerkannt ist, durch alle ihre Maasres-
 geln deutlich genug gezeigt, daß sie ihre Neutrali-
 tät standhaft zu behaupten entschlossen sey, und
 daß sie erwarte, daß insonderheit England ihr dies-
 selbe nicht rauben werde? Lag die Flotte nicht
 abgetackelt in Copenhagen! Waren mehrere Mas-
 trosen einberufen, als welche gewöhnlich daselbst
 liegen? Hatte die Dänische Regierung ihren Cons-
 uln in auswärtigen Ländern einen Wink gegeben,
 die Dänischen Handelschiffe wegen bevorstehens-
 den Bruchs mit Englands zu warnen? War nicht
 das Dänische Militair von den Inseln weggezog-
 en? Traute Dännemark nicht völlig den Freunds-
 schaftsversicherungen des Cabinets von St. James?

Mit der vor einiger Zeit gegebenen offenen Erklärung des Herrn Herausgebers der *Minerva* ist in dieser Sache, so zu sagen, zu den Acten beschloffen, und jede weitere Discussion darüber ist jetzt überflüssig. Desto tadelnswürdiger ist es, das Urtheil der etwa unfundigen Leser durch einen unrichtigen Vergleich mit einer frühern Begebenheit irre führen zu wollen.

Es beliebt dem Einsender, die gerechten Klagen einiger Deutschen Schriftsteller über das Verfahren der Britischen Regierung spöttisch *Jeremiaden* zu nennen. Soll etwa des braven Bischoffs Münter rührende Schilderung des mannigfaltigen Elends, welches das Englische Bombardement über die Stadt Copenhagen und deren Einwohner brachte, darunter verstanden werden, so ist dieser wichtig seyn sollende Ausdruck eben so übel gewählt, als er von einem bösen Willen und von einem kalten Herzen zeugt. Ein Bestreben, das Mitleiden des Publicums und die Theilnahme an unverschuldetem Unglück zu unterdrücken, ist eine Beleidigung der Menschheit und unsers Nationalcharacters.

Der Einsender sucht die Expedition gegen Copen-
 hagen, als eine im Kriege ganz gewöhnliche,
 und keine besondere Aufmerksamkeit verdienende
 Sache vorzustellen. Angenommen, daß man in
 den letzten Decennien ähnliche Begebenheiten er-
 lebt hat, wird eine Ungerechtigkeit dadurch gerechtfertigt,
 daß früher, etwas ähnliches geschehen ist?
 Wer solche Grundsätze gültig machen will, strebt
 das Völkerrecht und die Moral mit Füßen zu treten.
 Ein solcher Leichtsinne muß nie ein Vorwurf
 unserer Nation werden. Haben wir Deutschen,
 wenn das Reden erlaubt war, jemals zu öffentlichem
 Unrecht geschwiegen! Haben wir nicht immer
 den Beleidigten und Unterdrückten in Schutz ge-
 nommen? Haben wir ihm jemals unsre lebhafteste
 Theilnahme versagt.

So unwahr als ungereimt ist die Aeußerung
 des Einsenders, daß Dännemarks Losagung von
 seiner Neutralität, wodurch die sogenannte Con-
 demnation der Dänischen Flotte und der Krieg mit
 England bewürkt worden, aus eigener Wahl der Dä-
 nischen Regierung geschehn sey, weil das Britische
 Gouvernement, vor dem Angriff auf Seeland,
 Dännemark ein Bündniß wider Frankreich anges

tragen hätte, und selbst nach dem Raub der Flotte zur Rückgabe derselben bereit gewesen wäre, wenn Dännemark mit England gemeinschaftliche Sache machen, oder wenigstens neutral bleiben wollte. Dännemark begehrte nichts, als anspruchlos seine Neutralität zu behaupten. Der Staat, der ihm diese raubte, begieng gegen dasselbe die größte Feindseligkeit, und setzte sich mit der Dänischen Regierung in Kriegesstand. War es denkbar, daß Frankreich, Dännemarks Neutralität länger anerkannt haben würde, wenn Dännemark seine Flotte gutwillig an England überliefert, oder nach der gewaltthätigen Wegnahme derselben, ruhig gelassen hätte? Blieb der Dänischen Regierung jetzt etwas anders übrig, als sich mit Frankreich zu verbinden, und England den Krieg zu erklären? Findet bey der größten Gewaltthätigkeit freye Wahl in der Handlung des Unterdrückten statt? Kann der Beleidiger und Räuber erwarten, daß der Beleidigte und VERAUBTE sich mit ihm wider denjenigen verbinden würde, durch den allein er Genugthuung zu bekommen hoffen darf? Bitttrer Hohn war daher des Gesandten Jackson Antrag, welchen natürlich der Kronprinz mit edler Verachtung

abwies. Eben so sehr spottet der Einsender des Völkerrechts, wenn er Jackson's schaamlose Vorschläge vertheidigt.

Der Einsender behauptet, daß, wenn Dänemark auch eine Entschädigung für die Wegnahme der Flotte verlangen könnte, diese doch nicht auf die Kosten der Rüstungen gegen England, auf den Staatsverlust, welcher von den Folgen des Krieges gegen England herrührt, und auf die Ausgaben, welche der Aufenthalt der fremden Hülfstruppen in Dänemark verursacht hat, sich erstrecken dürfe. Allein die Defensionsanstalten gegen England und die Verminderung der Dänischen Staatsrevenue theils durch die Wegnahme der Dänischen Besitzungen in Indien, theils durch die Blokade des Sundes und die Vernichtung des Dänischen Seehandels, gründen sich ja lediglich in Englands Feindseligkeiten. Es ist nicht zu begreifen, nach welcher Logik der Einsender die Wirkungen von der Ursache, die nothwendigen Folgen von der Handlung selbst trennen zu können vermeint? Hat England durch seinen Ueberfall Dänemark zum Kriege genöthigt, hat dieser Staat gerechte Ansprüche auf Ersatz für den dadurch erlittenen Schaden?

tenen Verlust, so gebührt ihm auch Entschädigung für die Anstrengungen, die er zu machen genöthigt ist, um sich gegen weitere Angriffe zu sichern und sich Genugthuung für jene Gewaltthätigkeit zu verschaffen. Der obgedachte Ausfall in der Dänischen Staats-Einnahme rührt aber sogar unmittelbar von dem Verfahren der Britischen Regierung gegen Dännemark her. Der Zweck des Aufenthalts der Französischen Hülfsstruppen in Dännemark war bekanntlich, Schweden zu nöthigen, dem Bündniß mit England zu entsagen, und dadurch die Macht des Feindes zu schwächen. Die beabsichtigte Expedition gegen Schweden gehörte also zu den Mitteln, welche die Dänische Regierung anwendete, um sich Genugthuung für den Angriff der Engländer zu erzwingen. Mithin kann Dännemark mit Recht auch Ersatz für die Kosten dieser Expedition verlangen.

Aus welchem Grunde es erniedrigend für Dännemark seyn sollte, Ersatz für bloße Rüstungen gegen England zu fordern, wie der Einsender meynt, läßt sich nicht einsehen. Rüstungen sind entweder offensiv oder defensiv, und haben immer einen gleichen Hauptzweck. Ist es nicht erniedrigend

gend für einen Staat, Genugthuung oder Entschädigung für einen, durch einen ungereizten Friedensbruch verursachten Verlust zu begehen, so kann auch die Ehre des Staats nicht compromittirt werden, durch die Forderung eines Ersatzes der Kosten, welche verwendet werden mußten, um jene zu bewürken. Vielleicht versteht aber der Einsender durch den Ausdruck bloße Rüstkungen, solche Anstalten, die ein Staat noch in Friedenszeiten macht, um durch eine imposante Stellung einen Krieg zu vermeiden. Auf den Ersatz der Kosten solcher Demonstrationen wird freylich ein Staat nicht füglich dringen können, aus der sehr einfachen Ursache, weil noch kein Krieg und kein bestimmter Feind vorhanden ist. Aber von solchen Demonstrationen kann hier nicht die Rede seyn. Die Concentrirung des größten Theils der Dänischen Armee auf Seeland, die Ausrüstung der Kanonenböte und die Besetzung der Küsten, sind ja defensive Maasregeln gegen England. Für die, vor dem Angriff der Engländer gemachten, Rüstkungen, wird Dännemark wohl keine Entschädigung begehren, obgleich sich das Recht dazu vielleicht erweisen ließe. Nur in diesem Fall möchte

des Einsenders unerwartetes Zartgefühl für die Ehre des Dänischen Staats, Anwendung finden.

Der ganze Ton, in welchem der Einsender von Dännemark spricht, hat etwas wegwerfendes und verächtliches. Wozu die besonders ausgezeichnete Bemerkung, daß wohl nie so viel über Dännemark geschrieben worden, als auf Veranlassung der Englischen Expedition gegen Copenhagen? Kann dies einen andern Sinn haben, als daß sich von einem so unbedeutenden Staat, als Dännemark ist, überhaupt nicht viel sagen läßt, und daß die Dänen daher ein desto ärgeres Geschrey von jener gar nicht ungewöhnlichen Begebenheit erhoben haben! Also kommt es bey einem politischen Unrecht, bey einer offenkundigen Treulosigkeit einer Regierung gegen eine andere, nur darauf an, welchen Staat sie trifft? Eine solche unedle Partheylichkeit widerspricht gänzlich dem Deutschen Rechtsgefühl. Und was könnte uns denn zu einer solchen Partheylichkeit gegen Dännemark veranlassen? Haben die Dänen unsern Fall nicht mit der tiefsten Rührung empfunden? Vielleicht haben wir in ihrer Achtung nur darum verloren, weil wir es nicht verstanden haben, unsern Rang als

Nation zu behaupten. Möchten die ehrlosen Commandanten von Magdeburg, Cüstrin u. s. w. nur die Hälfte des Muths und der Besonnenheit bewiesen haben, wodurch sich manche Subaltern-Officiere in der Belagerung von Copenhagen, und so viele Dänische Seeofficiere ausgezeichnet haben!

Uebrigens will ich gern zugeben, daß ausserhalb Dännemark nie so viel über diesen Staat geschrieben ist, als bey dieser Gelegenheit. Sehr natürlich, denn jener Schlag traf nicht Dännemark allein, sondern den ganzen Continent. Eine solche Undankbarkeit und offenbare Treulosigkeit gegen einen verbündeten Staat, dergleichen England sich noch nicht hatte zu Schulden kommen lassen, mußte überall die größte Sensation verursachen, und das Gefühl jedes redlichen Mannes, er möchte gehören zu welcher Nation er wolle, empören. So dachte, so fühlte man in Petersburg, in Wien, in Königsberg, in Hamburg u. s. w.

Daß Dännemark kein Staat vom ersten, oder vielleicht zweyten Rang ist, wird niemand in Zweifel ziehen, und die Dänische Regierung hat auch nie Anspruch darauf gemacht. Aber eben so wenig kann man behaupten, daß es, zumal in Hinsicht

seiner Lage so unbedeutend sey, als der Einsens der anzunehmen scheint. Einen klaren Beweis davon giebt selbst die Englische Expedition. Hätten die Britischen Minister die Dänische Flotte minder geachtet oder gefürchtet, so würden sie sich nicht so viele Mühe gegeben, und selbst die Ehre der Regierung daran gewagt haben, sie in ihre Gewalt zu bekommen, und die Dänische Marine zu zerstören. Der Hof von St. James würde nicht ohnlängst schon versucht haben, durch jede Mittel Dännemark in sein Interesse zu ziehen *).

Ob Dännemark durch die Lage der Umstände, nach dem Frieden von Tilsit, nicht in Gefahr gerathen war, auf jeden Fall seiner Neutralität beraubt zu werden? ist eine Frage, deren Beantwortung hier nichts entscheidet. Sobald Dännemark

*) Nach der Versicherung eines wohl unterrichteten Mannes, welcher sich lange in England aufgehalten, war die Expedition gegen Copenhagen schon vor der Schlacht bey Friedland beschlossen. Man vergleiche hiermit die Englischen diplomatischen Noten bey dem Hofe von St. Petersburg, nach der Wegnahme der Dänischen Flotte.

alle mögliche Sorgfalt anwendete, sie zu behaupten, so ward der erste, der sie dennoch verletzte, Dännemarks Feind, und es hatte Recht, von ihm dafür Entschädigung und Genugthuung zu verlangen.

Der Einsender giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß die Schriftsteller, welche Dännemarks Sache gegen das Britische Gouvernement verfochten haben, nur selbstsüchtige Absichten dabei gehabt, und irgend einen Gewinn davon erwartet hätten. Mögen diese sich gegen einen solchen erniedrigenden Vorwurf selbst rechtfertigen! Mich kann er nicht einmal treffen *). Inzwischen soll diese bittere Aeußerung wahrscheinlich nur dazu dienen, die Deutschen fühllos gegen das dem Dänischen Staat zugefügte Unrecht zu machen. Wie sehr weicht hierin der würdige Herr Herausgeber der Minerva von dem Einsender ab! Niemand

*) Theils weil ich wegen meiner strengen schriftstellerischen Anonymität keine Belohnung von der Dänischen Regierung erhalten könnte; theils weil ich dem Dänischen Hofe durchaus auf keine Art verpflichtet bin, also nicht einmal Pflicht oder Dankbarkeit meine Feder geleitet hat.

hat sich gleich Anfangs über jene merkwürdige Begebenheit nachdrücklicher geäußert, als dieser. Erwartet derselbe denn etwa für seine Aeußerungen voll Eifers für das Recht, irgend eine Belohnung von dem Dänischen Hofe? — Es wäre in der That so traurig als schimpflich für uns Deutsche, wenn wir nicht aus Gefühl für Recht, für das Edle und Gute, sondern nur aus eigennützigen Absichten, dem unschuldig Beleidigten das Wort reden sollten!

Jetzt mag es mir verstattet seyn, auf diejenigen Aeußerungen des Einsenders, welche gegen meinen Aufsatz insbesondere gerichtet sind, kürzlich zu antworten.

Ich glaube so weulig den Vorwurf eines ungemäßigten Tons gegen England, als einer übertriebenen Angabe des Dänischen Staatsverlustes zu verdienen. Im Gegentheil habe ich im Eingang meines Aufsatzes, mich gegen die Bemühungen mancher Dänen, auf solche Weise oder durch solche Mittel, den Dänischen Patriotismus anzufeuern, bestimmt erklärt, und zugleich die in eini-

gen öffentlichen Blättern enthaltenen unrichtigen Angaben gerügt, und mit Gründen bestritten. Auf richtig wiederhole ich hier meine lebhafteste Misbilligung des unverständigen Eifers und des unedelen Schimpfens gegen die Englische Nation, für welche jeder verständige und unterrichtete Mann die tiefste Hochachtung hegen wird.

Daß Dännemark für die von England gegen dasselbe begangenen Feindseligkeiten, nach Grundsätzen des Völkerrechts entschädigt werden müsse, konnte als Axiom angenommen werden und bedürfte keines Beweises. Mein Thema blieb nur, eine richtige Schätzung des Dänischen Staatsverlustes und eine Untersuchung, wie derselbe auf die angemessenste Art ersetzt werden könnte. Ob Dännemark wirklich auf diese Weise entschädigt werden wird, läßt sich natürlich noch nicht bestimmen. Die Zukunft ist von einem dichten Schleier verhüllt. Unerwartete Begebenheiten können die ganze Gestalt der Dinge ändern und Resultate herbeiführen, die man jetzt nicht ahnet. Es ist mir daher auch nicht eingefallen, zu behaupten: daß Dännemark auf die gedachte Art entschädigt werden würde, sondern ich habe blos die

Gründe bemerkt, welche, unter Voraussetzung ihrer künftigen Gültigkeit, es dereinst erwarten lassen. Schwerlich möchte aber darum von verständigen Männern, eine ernste politisch; statistische Untersuchung über Dännemarks Entschädigung, nur als eine kurzweilige Belustigung, wie es dem Einsender gefällt sie zu nennen, betrachtet werden. Die Sache ist an sich nicht spaßhaft; eben so wenig als die Entschädigungs; Sache der Deutschen Fürsten nach dem Frieden von Luneville. Die leichtsinnige Kurzweille des Einsenders bey einer so ernsten National; Angelegenheit verträgt sich gar schlecht mit der Würde des Deutschen National; Characters. — Die Sache scheint auch um so mehr eine sorgfältige Untersuchung zu verdienen, da es nicht unwahrscheinlich ist, daß die Idee einer Entschädigung Dännemarks durch einige Provinzen von Schweden, von bedeutenden Personen herrührt, und da auch Schriftsteller sich darüber öffentlich geäußert haben.

Man merkt leicht, warum eigentlich der Einsender so unwillig über meine Untersuchungen geworden ist. Ihm, der sich überhaupt als keinen Freund von Dännemark zu erkennen giebt, scheint

insonderheit dessen Territorial-Entschädigung an
 der Holsteinischen Gränze verhaft zu seyn, und
 dies ist der Gesichtspunct, woraus wohl manche
 von seinen Aeußerungen zu betrachten seyn dürften.
 Freylich ist Dännemark schon lange wegen seiner
 bisher so glücklich behaupteten Neutralität, und
 wegen des blühenden Zustandes, den es derselben
 verdankt, während andere Staaten fast unaufhörs-
 lich unter den Lasten des Kriegs seufzten, beneidet
 worden. Es mag Individuen genug geben, welche
 heimlich gefrohlockt haben, daß Dännemark end-
 lich auch in den verderblichen Krieg hineingezogen
 ward, und seines unschätzbaren Vorzugs vor allen
 übrigen Staaten nicht länger genießen konnte.
 Vielleicht giebt es auch hin und wieder jemand,
 der sich von der Dänischen Regierung nicht genug
 gewürdigt glaubt, und daher einen persönlichen
 Groll wieder sie hat. Solche Neigungen bilden
 oft genug, wie die Erfahrung lehrt, die menschs-
 lichen Urtheile. Indessen, so wenig es zu läug-
 nen ist, daß der Wohlstand dieses Staats durch
 den harten Schlag, welchen er gelitten, und durch
 dessen Folgen bereits beträchtlich vermindert wor-
 den, so sicher kann man erwarten, daß derselbe

sich bey seiner weisen Regierung bald wieder erholen werde, und daß kein Land, welches Dänemarks etwa zugelegt würde, Ursache haben dürfte, dies Loos zu beklagen. Auf der andern Seite ist es den Einwohnern eines Landes, welches ehemals das Glück genoß, unter einer trefflichen Regierung zu stehen, z. B. der Hannöverschen Staaten, nicht zu verdanken, daß sie die Wiederkehr der alten Herrschaft sehnlich wünschen, und lieber diese als jede andere Regierung haben möchten. Nur muß man darüber nicht unbillig und ungerecht gegen andere Staaten und andere Regierungen seyn.

Wenn der Einsender meinen Aufsatz bündig hätte widerlegen wollen, so hätte er vor allen Dingen die Unrichtigkeit der darin enthaltenen Angaben und Berechnungen darthun müssen. Statt dessen beschränkt er sich nur darauf 1) mir vorzuwerfen, daß ich, wie andere, zu Dännemarks Staats-Verlust Rubriken gezogen hätte, welche nicht dahin gehörten: z. B. die Kosten der Defensions-Anstalten und den Abfall der Staats-Einnahmen durch den gegenwärtigen Krieg mit England. 2) Die vermeintlich zu geringe angesetzten reinen Einkünfte des Herzogthums Lauens

burg zu rügen. — Der erste Punct ist, wie ich hoffe, bereits oben, befriedigend beantwortet worden. Was den zweiten Punct betrifft, so ist die vermeinte unrichtige Angabe nichts weiter als ein Fehler des Abschreibers oder Setzers; indem wie ich aus meinem Concept beweisen kann, statt 20,000 Rthlr. 200,000 Rthlr. stehen sollte. Bei einigem Nachdenken und bei einer andern Gemüthsstimmung hätte der Einsender leicht ermessen können, daß es mit obiger auffallend unrichtigen Angabe nur die gedachte Verwandschaft habe. Daß aber der reine Ueberschuß der Staats-Einnahme vom Herzogthum Lauenburg auf zwey mal hundert tausend Thaler nicht zu gering angeschlagen ist, wird, in Erwägung, der Unterhaltungs-Kosten der Festung Raseburg mit der dazu erforderlichen Besatzung, und der ungeheuren Schuldenlast, welche jetzt auf den Hannöverschen Staaten lastet, und von welcher natürlich auch Lauenburg seinen Antheil übernommen hat oder übernehmen muß, wohl kein gehörig Unterrichteter aus Ueberzeugung bestreiten.

5.

Kurze Ansicht eines Ausschnittes aus
den neuesten Zeitbegebenheiten und ih-
rer Folgen auf dem Continent.

(E i n g e s a n d t.)

Die Rückkehr Napoleons aus Spanien ist erfolgt. Mit Sieg gekrönt waren dort seine Unternehmungen. Die Hyder Volks-Aufruhr, welche mit dräuendem, vielköpfigem Haupte sich erhob, liegt unter den Schlägen des Heros zerspalten darnieder, und zuckt nur noch in den ohnmächtig allmählig sterbenden Theilen. Einem Lieutenant de l'empire übertrug er es an Herkules Säulen die Waffen aufzuhängen, zu bezeichnen, daß Ruhe und Frieden Spanien und Portugal wieder gegeben sind.

Denn so gewaltig und plötzlich der Fanatismus in der Finsterniß die Waffe erhebt, so gelähmt

und starr sinkt vor dem Lichte sein nichtiger Muth. Nicht aus Patriotismus, sondern aus Selbsterhaltung; Triebe wiegelte die Geistlichkeit das Volk auf, erhitze seine Gemüther, füllte sie mit dem Gaukelwerke bunter, greller Bilder, zu deren Auffassung die Seele um so reger, wie die Finsterniß dicker ist. Das Volk zerbrach knirschend die Fesseln, schüttelte ab das lastende schwere Joch — aber wie wird es aus dem Schläfe erwacht, staunen, wenn es gewahrt nichts anders, als die eisernen Banden zersprengt zu haben, welche jene Aufwiegler um Seele und Leib geschmiedet hatten, die Banden, für welche es irrig geleitet, die Waffen ergriffen, Leben und Ehre und Alles gewagt. Je größer die Liebe für das Alte war, desto bestimmter wird der Haß für dasselbe erwachen; man kann mit Gewißheit sagen, daß vorzüglich diesem Lande eine Licht- und Heilbringende Gestirnwende mit der neuen Ordnung der Dinge erschienen ist.

Schon ist der Inquisition ein Ende gemacht; die Geistlichkeit, wovon, nach Napoleons eigenen Worten, nur ein Theil von Gott für diese Lande eingesetzt war, der bey weitem größte aber

von Menschen, soll bis auf ein Drittheil vermindert werden; dadurch allein werden über 300,000 Menschen, welche die Bevölkerung, die Masse von Kräften mehrten, für den Staat gewonnen. Lebendiger regt sich alles, je freyer es ist. Nicht der glückliche Boden, der gütige Himmel nicht, welcher sich über ihm wölbt, das Metall nicht, welches der Erde entgraben wird, giebt den Maaßstab für die Macht und den Wohlstand eines Landes; nur die Lebendigkeit, die Regsamkeit, der Fleiß, die Industrie, welche aus Freyheit entspringen, verschaffen dem Staate Macht, Reichthum, Gewicht. Diese sind der Magnet, welcher die Metalle aus den entferntesten Zonen, und die Menschen an sich ziehen, denn wo der Arbeit viel ist, da kommen auch der Arbeiter viele Herzugeströmt.

Und wo wäre ein Land, welches mit einem günstign Boden, mit herrlichen Erfordernissen zum Handel, mit einer schöneren Küste zur Fischen, dieser Pflanzschule für Matrosen, versehen wäre, als diese Halbinsel Europa's? Und welche Verfassung eignete sich wohl mehr zur Erhebung

der Nation, als diejenige, welche damit anfängt die Hauptübel derselben auszurotten?

Mag noch immer einige Zeit damit hingehen, ehe die Nation das Wohlthätige davon einsieht, Napoleon verordnete ihr eine Stahl: Kur in seinen Heeren, seiner gediegenen Verfassung, welche schneller und kräftiger wirken wird, als die Demonstrationen der politischen Klügler es zugeben mögen. Wir haben schon der Beispiele viele, daß in Erfüllung gegangen, was eben diese für rein unmöglich hielten. Ein Zuwachs von 13 Millionen Menschen, wird durch den Besitz dieser Halbinsel, Frankreich erstehen, und wenn auch noch Ströme Blutes fließen, die Hütten irre geleiteter Bewohner der Flamme ein Raub sinken sollten, so wird der Gedanke, ohne Blut wird nichts Gutes erkauf, den tiefer blickenden Zuschauer ruhig in die nahe bessere Zukunft sehen lassen. Wie nach der Naturkunde ganze Pflanzens- und Thierreiche niederschlagen mußten, um die wohlthätige Blumenerde zu bilden, so keimt aus der Asche Unglück bringender Zeit, das Düngesalz glücklicher hervor. Wenn vor Jahren ein Engländer Redner, spöttisch lächelnd sagte: Ich suche

Frankreich, und finde nur eine leere Stelle, so wird jetzt das Parlament, beym Blicke auf die Carte von Europa, rufen müssen: Frankreich, und allenthalben Frankreich vom Atlantischen Meere bis zum Weichsel, Strande, umflutet vom Nordmeere, der Ostsee, dem Mittel- und Adriatischen Meere, ein Kolosß von einigen 70 Millionen Menschen!

Wer möchte des Kolosßes Flammen

Einhalt noch entgegen dammen!

Und dennoch scheint es, als thürmten sich über dem Continente neue Wetterwolken zusammen, als solle noch einmal die Fackel der Zwietracht angezündet werden.

Noch vor kurzem lobten Französische Blätter die vernünftige Politik des Hauses Oesterreich in eben dem Grade, als sie jetzt Spott und Tadel über dasselbe aussprechen. Dies war nie die Sprache, welche sie sich gegen die befreundete Macht erlaubten, vielmehr immer ein Vorbothe zu einem nahen Bruche. Die Zeit zwischen Discussion und dem Ausbruche der Feindseligkeit, nutzte man zu Rüstungen, dem Worthandel durch die Grundbeweise des Kanonendonners ein Ende zu

machen. — Laßt uns einen Blick auf den Oestreichischen Kaiserstaat werfen.

Ein Reich erblicken wir, reich und unerschöpflich an Quellen, welche Glück, Heil und Segen über dasselbe auszuströmen vermögen. Viele dieser Quellen sind indeß noch verstopft und unbenutzt, einige und seit kurzem mehrere aufgefunden und gedffnet, aber sie rieseln nur, sie sind noch nicht zu Strömen angewachsen. Dazu bedarf es der Ruhe, der Zeit. Diese würden allen Gebrechen abhelfen, die Wunden narben machen, welche mit Unglück geführte Kriege dem Staate schlugen, und demselben ein üppiges schönes Leben geben. Was das Blut in dem menschlichen Körper, das ist: das Metall im Staatskörper. Durch den Grundsatz: *Produce mehr als du consumirst*, wußten sich Philipp von Macedonien, und Friedrich der Große, dieses zu verschaffen, und sie erhoben ihre Länder zu dem Wohlstande und dem Ansehn in der politischen Welt, daß ihnen die Bewunderung ihrer Weisheit ein ewiges Denkmal errichtet hat. Aber dieses nahrhafte Product, dies Staatenmark, wird nur durch ein ruhiges reges Fortarbeiten, durch die Reibung vieler Kräfte

aneinander gewonnen. Den Erdboden soll man verwunden und nicht den Arbeiter, so will es die weise Politik; je mehr Arme dazu angewendet werden, desto tausendfältiger sind die Früchte. — Welche traurige Erscheinung gewähren nun die ungeheuren Rüstungen Oesterreichs, von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet. Rauben sie nicht eine unendliche Masse von den blühendsten Kräften, welche das Erdreich zu bebauen, berufen sind? Verringert sich nicht in eben dem Grade, als der Producirenden weniger sind, das Product? das Einkommen des Landmannes, des Grundeigenthümers, die Einkünfte des Staats? Gänzlicher Ruin wird daraus hervorgehen, wenn nicht die weisere Politik auf dem angefangenen Wege umkehrt, und durch die Einsicht der Unmöglichkeit fortzufahren, zur Erhaltung des Friedens, zur Entwaffnung bewogen werden sollte.

Nehmen wir die neueste statistische Uebersicht des Freiherrn v. Lichtenstein, zur Hand, so finden wir auf 11,328 □ Meilen eine Menschenzahl von fast 24 Millionen. Die Einkünfte des Staates 70 Millionen Gulden. Die Armee in Friedenszeiten kostet 48 Millionen, das Uebrige ver-

schlingen der Hofhalt, Civilstate und die Zinsen für Staatsschulden. 390,000 Mann ist das stehende Heer stark, von 60 Menschen wird also Einer ausgehoben; in Kriegszelten, wird die Landwehr und die sogenannte Ungarische Insurrection wenigstens eben so viel betragen, also von 60, 2 Mann unter den Waffen stehen. Rechnen wir von 60 die Hälfte, für das weibliche Geschlecht, und von diesen 30 wieder die Hälfte für Kinder und undienstfähige Männer, so werden also von je 15 der brauchbarsten Menschen 2, von der Arbeit, zum Tragen der Waffen, zum Kampfe, abgerufen. Die Kräfte der Landwehr, werden im Frieden geübt werden müssen, um einem stehenden Heere an Geschicklichkeit gleich zu kommen, oder es wird der gehörige Verlaß auf dieselbe wegfallen; also sey es auch Frieden, sie wird der Arbeit einen großen Theil der Zeit entziehen müssen, ohne die Unlust in Anschlag zu bringen, welche der Uebergang von dem einen Geschäfte zum andern erzeugt. Im Falle des Krieges, würde das Heer eine Masse von 780,000 Mann bilden, die Summe von 96 Millionen Gulden zur Besoldung erfordern, wovon 48 Millionen der Staat aufborgen,

oder durch Auflagen und Druck erpressen müßte. Auf die Englischen Subsidien dürfte in der Realität wenig zu hoffen seyn, denn haben sie wohl die alte Schuld schon abgetragen? Ist also darauf sicherer Verlaß? Aber der Staat würde noch mehr, als die obige Summe bedürfen; denn was kosten nicht die Equipirung eines solchen Heeres, die Waffen aller Art, und was eine Armee im Felde nöthig hat.

Und nun die Frage, cui bono? wozu das Alles. Will Oestreich die Türken erobern: Frankreich oder Rußland den Krieg erklären, das, was es durch den letzten Friedensschluß verloren, wieder acquiriren? Oder will es nur sich selbst innerlich kräftiger zu machen suchen, um im Fall es angefochten würde, seine Existenz zu behaupten, furchtbarer als je in den Kampf zu treten?

Was die Eroberung der Türken anlangt, so darf Oestreich auch nicht einmal den Versuch wagen, weil Napoleon's und Alexander's Interesse dieses nie zugeben würden. Auch scheint dieses am allerwenigsten der Grund zu seyn, obwohl einige Politiker es muthmaassen wollen. Welches Schicksal diesem Reiche, das in ewiger inner

rer Gährung ist, vorbehalten, darüber ruhet noch ein Schleier, welchen die Folgezeit heben wird.

Mit Rußland scheint Oestreich eben so wenig brechen zu wollen; was wollte es auch von diesem erobern wollen und können? Also mit Frankreich, oder was eben so viel ist, will es über Bayern herfallen, und seine verlorenen Besitzungen an diese Macht, und die an das Königreich Italien wieder acquiriren? Dann ist der rechte Zeitpunkt versäumt; schlug es zu, ehe die Französischen Heere in Spanien einrückten, zur Zeit, als sie den Rhein passirten, so hätte diese Diversion von wichtigen Folgen seyn können; aber nun? Wird es stark genug seyn, ohne Allirte zu bewerkstelligen, was es Jahre vorher, unterstützt von England und Rußland, mit Geld und tüchtigen Truppen, welche mehr als eine Landwehr erwarten lassen, zu einer Zeit nicht auszuführen vermochte, wo im Rücken der Französischen Armee, eine große Preussische Heeresmacht schlagfertig stand, Sachsen und Hessen dem Rheinbunde noch nicht einverleibt waren?

Oder will es nur den Staatskörper innerlich kräftiger und gesunder zu machen suchen, um nach

Außen, wenn's seyn muß, oder wieder ein günstiger Zeitpunkt eintreten sollte, desto energischer zu wirken?

Dazu ist die Heilart, läßt sich erwidern, dem Interesse des Staatskörpers, aus vorhin angeführten Gründen zuwider, unrichtig angefangen, und zu viel Aufsehn davon gemacht. Das erste und vorzüglichste, was Oestreich vorzunehmen hätte, wäre: eine Gleichheit unter der Volksclasse einzuführen, worauf man sich im Kriege und Frieden am meisten verlassen muß. Der Leibeigne in Ungarn, der Pole, der gedrückte Jude, wie sind sie von dem fröhlichen Oestreicher, dem Böhmen verschieden gestellt? Ueber Gute und Böse läßt der Himmel eine Sonne scheinen — ahmet ihm nach, und die gleiche Wohlthat, welche über den nahen und fernen Bewohner ausströmt, wird alle mit gleicher Liebe und Lust für eure Zwecke beseelen. Sorgt, wo möglich dann auch für die geistige Kultur, denn auf die rohe, dumme Natur ist keine sichere Rechnung zu machen, wenn's gilt Muth und Entschlossenheit zu zeigen. Fördert kräftig die Industrie, den Wohlstand bis an die Grenzen des Reichs; indeß in gestickten Kleidern der Stolz

in der Residenz einhergeht, steige aus dem nackten Bewohner der entlegenen Provinz kein Jammer zu dem rächenden Gotte des Himmels. Hebt einen Theil der Klöster, der Stifter auf, zu häufig nur die Schulen des Müßiggangs und des Lasters, und theilt dem Landmanne, dem Bürger davon mit, ihr werdet mit hohem Zinse, mit Wucher eure Auslage wieder erhalten, und mit Liebe, die Ehre und Leben für den Wohltäter daran setzt, sie euch fest verketten. Wer etwas zu verlieren hat, fühlt sich zur Vertheidigung seines Eigenthums von selbst berufen; wer Nichts hat, dem kann es nicht schlimmer gehen, werfe sich dieser oder jener zum Oberherrn auf.

Ein anderer, nicht aus der Acht zu lassender Vorwurf, ist das Aufsehn, welches Oestreich der Zeit nach, bey diesem Verfahren gemacht, und welches von wichtigen Folgen seyn dürfte. Es muß, vermöge seiner Lage zwischen zwey mächtigen Herrschern, sich hüten, Mißtrauen hervorzubringen; nur die allerfeinste Politick kann seine Existenz sichern. Frankreich kann diese ungeheuren Rüstungen, zu einer Zeit, wo es sich in einem, damals noch zweifelhaft glücklichen, lang oder kurz beens-

Bigten Krieg, jenseits der Pyrenäen, verwickelt sah, nicht ohne Misfallen vernommen haben. Es ist schlimm, gefährlich den Mächtigen zum Verdachte zu reizen. Es leuchtet immer eine böse Absicht durch, und der Mächtigere will durch nichts zu zweifeln in die Redlichkeit eines minder Mächtigen, der durch und an ihn verloren hat, aufgeregt seyn. Er wird in einem solchen Falle Alles anbieten, blos auf den Verdacht, ihn in Schranken zurückzuweisen, die nie seine Aufmerksamkeit wieder theilen, eine — und wäre es auch nur geringe — Besorgniß in ihm erzeugen können.

Mit Recht tadeln also Französische Blätter die Rüstkungen der Oestreicher. Der Moniteur macht zu dem Englischen Blatte the Oracle, worin von großen Spanischen Armeen die Rede ist, die Anmerkung: die Engländer machen Spanische Heere, wie Banknoten; möchten doch im Oestreichischen, könnte man hinzufügen, die großen Armeen nur Papierschnitzel seyn, und über die schönen Reime, welche einem fruchtbaren Boden eingesenkt, kein zernichtendes Ungewitter herbeiführen. Möchten die 400 Wagen, welche die Wiener Policen, zum

Fortchaffen des Schnees, aufbot, lieber dazu angewendet werden, den moralischen Unrath, die schlechten Rathgeber, zu entfernen — *ne res publica detrimenti capiat!*

Wird nicht Napoleon, über die Rüstungen und ihren Zweck, eine cathégorische Antwort verlangen? Sie werden ihn schlagfertig finden, fällt die Antwort nicht befriedigend aus; das Französische Cabinet läßt sich nicht mit Vorspiegeln abfinden, es will Gründlichkeit, und wird sich berufen fühlen, den Oestreichischen Staat in die Grenzen einer solchen Bewaffnung zurückzuweisen, wie es dieses, seinem Interesse gemäß, dafür hält. Schon öfter hat es den Mächten zweiten Ranges, und als solche wird Oestreich von Frankreich jetzt betrachtet, dergleichen Nachvorschriften geboten. — Und wehe Oestreich, wenn es sich dem widersetzen würde.

Frankreich, welches in diesem Augenblicke, zur gänzlichen Herstellung und Unterwerfung Spaniens und Portugals, noch über 150,000 Mann gebrauchen, und keine Conscriptirte für jetzt dort ausheben dürfte, gebietet noch immer über eine Masse, welche ihrer In- und Extensität nach,

colossal gegen Oestreich gehalten dasteht. Seine Volkszahl ist freylich um mehrere Millionen verringert, das Schlachtfeld, die Lazarethe raubten ihm die 16 Jahre des Krieges hindurch eine ungeheure Zahl blühender Krieger, und es zählt vielleicht, statt der angegebenen 37 Millionen, nur noch 33 Millionen Menschen, aber diesen Abgang müssen die Bundesstaaten decken, sie werden desto mehr marschiren lassen müssen.

80,000 Mann neu Conscriptirter für das Jahr 1810 sind schon ausgehoben, sie erwarten die erste Marschordre, um sich des Waffeneruhms ihrer Brüder würdig zu zeigen. In Deutschland stehen noch über 100,000 Französische Truppen; der Rheinbund, in welchem Bayern und Sachsen und Westphalen die furchtbarsten, bietet 100,000 vortreffliche Soldaten dar; in Italien haben 50,000 Mann ein Lustlager (?) bezogen; kurz, Napoleon gebietet mit denen Truppen, welche in Frankreich und Italien und Deutschland vertheilt stehen, für jetzt, sogleich noch über ein Heer von 500,000 Mann, und seinem außerordentlichen Genie, steht, wenn es seyn müßte, mehr außerordentliches zu Gebote.

Der Marschall von Sachsen pflegte zu sagen: es werden Zeiten kommen, wo Campagnen und Schlachten, mehr von den Füßen, als von den Händen abhängen werden. Diese Zeit ist unter Napoleon erschienen. Sein Gehen, ist die Eile eines Adlers, und seine Phalangen lassen die Macedonischen weit hinter sich. Schon einmal vernichtete er durch die Schnelligkeit und Behendigkeit der Füße die Destreicher, mögen sie nicht sich selbst Anlaß seyn, ein ähnliches Schicksal wieder zu erfahren. — Und nach wie vielen Selten hin, müssen sie auf ihrer Hut seyn. Gallizien ist kein sicheres Besizthum; der Pole wird bey dem ersten Anlasse, den selbstständiger gewordenen Brüdern die Hand bieten, um gleiches Glück mit ihnen zu theilen; die Leibeigenschaft, in welcher er gehalten wird, der Name seiner Nation, welcher durch sein jetziges Verhältniß verloren geht, sind ihm ein mächtiger Sporn, seinen Gewaltherrn zu verlassen, und gemeinsame Sache gegen ihn zu machen. Böhmen, wird von Sachsen; Oberösterreich von Bayern, und Sachsen; Krain, Kärnthen und Steyermark von Bayern und Italien aus bedroht; Ungarn ist nicht sicher vor Italien, und wer weiß wozu die

Pforte und der Russische Kaiser bewogen werden?

Möchte der Erzherzog Karl sich die Worte ins Gedächtniß rufen, welche Napoleon im Jahre 1797 den 31. März, an ihn schrieb: Quant à moi — si par l'ouverture que j'ai l'honneur de Vous faire, je parvenois à sauver la vie d'un seul homme, je mettrois bien plus de prix à la couronne civique, que j'aurois méritée par là, qu'à la déplorable réputation que donnent les exploits militaires — und sie den Schild sein lassen, womit er alles zurückdrängte, was mit dem Gedanken: Krieg! gegen ihn andrängte.

Schon, heißt es, wird in Strasburg zu des Kaisers Empfange alles in Bereitschaft gesetzt. Wenn Napoleon geht, so sind Dinge von Wichtigkeit vorhanden. Je größer die Schwierigkeiten, je höher und unübersteiglicher die Hindernisse, desto kräftiger und allgewaltiger fühlt sich das Genie — seine furchtbarste Waffe — zur Befiegung derselben angefeuert. Schwierigkeiten sind das Element des Genies. Und wie bey einem Vulcane die Erdbeben donnernder, die Verheerungs

gen schrecklicher, je gewichtiger die Massen werden, welche dem Durchbruche seiner Flammen sich entgegen wälzen, so raffen verderbender die Vliese des Genies Alles dahin, je feindlicher, mächtiger es entgegen dräut. — Drum Frieden! Frieden!

Die Bourbons sollen aufhören zu regieren, Napoleon's Worte in Madrid, mag sich dies nicht auf den für Deutsche, theuern Ast der Habsburger ausdehnen. Und welche Folgen ein neuer Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich, welche neue Ummwälzungen er herben führen dürfte. — —

— m —.

6.

Betrachtungen über einige Veränderungen im Europäischen Staaten-System.

(E i n g e s a n d t.)

Die gänzliche Umstürzung des Europäischen Staaten-Systems, die Umformung der alten Gesetzgebung, welche nicht etwa eine Veränderung einzel-

ner Theile, sondern eine völlige Umschaffung des ganzen Grundes ist, worauf die Haupttheile des Gebäudes sich stützen; die ganz neue Schöpfung, welche mit dem System der Politick vorgegangen ist: alle diese an Wunder gränzenden Veränderungen, welche unser Auge mit Erstaunen, wie aus dem Nichts, hervorgehen sieht und gegen welche die zwölf Arbeiten des Herkules der Fabelwelt wahrlich nur Kinderspiele waren; zwingen uns zur Bewunderung.

Unverkennbar gehört auch mit zu den erhabenen Zwecken des hohen Geistes, der aus den Trümmern der Vergangenheit eine bessere Zukunft zu ordnen sich bestrebt, das nähere Zusammenrücken, die engere Verkettung aller einzelnen Glieder und Corporationen des unter seiner Obhut stehenden Staaten: Systems, das Aufhören aller Unterschiede, welche die Barbaren voriger Zeitalter, insbesondere in Rücksicht der Religion, begründete, und die Feststellung des ewig wahren Grundsatzes, daß der Mensch dem Staate nur als Mensch, nicht als Christ oder Jude gilt, daß vor dem Gesetze alle gleich sind, daß alle sich als Brüder, als Kinder einer großen Familie betrachten müssen, welche die

von der Natur überkommenen gleichen Rechte auch als Bürger beybehalten müssen.

Dennoch giebt es immer noch so viele rüstige Kämpfer, welche mit ihrer ganzen Federmacht gegen das größte und erhabenste politische System losziehen; gegen den reinsten und menschlichsten Entzweck der Vereinigung aller Glaubenssecten zu Einem Ganzen dem Wesen nach, welche doch das höchste Ziel der Humanität und Cultur und selbst der klare Inhalt jenes erhabenen Ausspruchs der Bibel ist: und es wird eine Heerde und ein Hirte werden; Menschen, die ihre papiernen Bolzen besonders gegen die politische Vereinigung der Mosaischen Glaubens, Genossen mit den Christlichen abdrücken.

Man würde unrecht thun, hier abermals zu wiederholen, was so schon so oft über diesen Gegenstand gesagt worden ist; das Für und Wider ist hinlänglich abgehandelt worden; die Materie ist erschöpft, die Acten sind geschlossen; die Zukunft wird, da nun in mehreren Staaten die Befenner des Mosaismus zu allen bürgerlichen Rechten gelangt sind, das Urtheil fällen. Hier soll bloß eine der vielen Einwendungen gegen die gänge

iche Verschmelzung der Israeliten in die bürgerliche Gesellschaft beleuchtet werden; nemlich der Glaube an den Messias.

In der *Minerva* (August 1808) meynet Herr Rußmann der Messias der Juden wäre doch unstreitig der gordische Knoten, welcher erst hätte gelöst werden sollen, ehe die Söhne Israels den christlichen Bürgern gleich gestellt werden, mit ihnen gleiche Rechte und Vortheile genießen können, wenn sie nicht dem Staate und besonders den Thronen gefährlich werden sollen.

Es müßte also erst entschieden werden, was die Juden sich unter ihrem Messias denken; ob einen Verbesserer der Sitten, einen Beförderer der Religiosität, einen moralischen König, der ein neues Zugendreich errichtet; oder ob sie in ihm einen weltlichen Fürsten erwarten, der das goldne Zeitalter der Israeliten beginnen, d. h. einen neuen Juden, Staat errichten und ihnen die Obergewalt über alle andere Staaten verschaffen soll. „Ist das erstere, fährt Hr. R. fort, warum haben sie nicht schon längst den anerkannt, der sich als einen solchen Stifter eines neuen Zugendreichs bewiesen hat? Warum stoßen sie ihn noch immer zurück,

und woran wollen sie den wahren erkennen? — Ist das letztere, so kann der Jude, der immer ein neues Vaterland erwartet, wo er sich wahrscheinlich für die erlittenen Beleidigungen zu revangiren hofft, nicht fest an sein jetziges Vaterland halten, und wird vielleicht in einigen Jahrhunderten, wenn er durch gleiche Rechte sich zu allen Aemtern hinaufschwingen kann, durch List oder Gewalt seine Nation vor den andern zu begünstigen, seine Synagoge zur Sphäre einer neuen Politick zu machen und so einen Staat im Staate zu bilden suchen.

Es sey mir erlaubt, hierüber im Kurzen Folgendes zu bemerken. Im allgemeinen sind die jüdischen Glaubensartikel keinesweges so fest bestimmt, daß sie nicht Veränderungen unterworfen seyn könnten. Die Einheit Gottes möchte wohl so ziemlich fast der einzige Punct seyn, über dessen Annahme als Grundstüze der Religion alle übereinstimmen. Aber gesetzt auch, der Glaube an einen Messias gehöre mit zu den wesentlichen Religionsartikeln der Juden (daß dieses nicht der Fall ist, werden wir weiter unten zeigen), so scheint doch eine solche Folgerung, wie Hr. R.

meint, mir keinesweges darauf gegründet werden zu können. Was denkt sich der orthodoxe Jude bei dem Namen Messias? Eigentlich weiß er dies selbst nicht. Es schwebt ihm ein dunkles Bild vor von einem vollkommenen glücklichen Zustande, worin er durch die Erscheinung desselben versetzt werden würde. Er denkt sich weder ganz allein einen Sittenverbesserer im absoluten Sinne, noch einen bloß weltlichen Regenten, der ein politisches Reich stiften werde; sondern noch am wahrscheinlichsten ein aus beiden Begriffen zusammengesetztes Ideal, welches daher um so mehr in das Reich der Phantasie gehört. Wollte man ihn daher fragen: Woran erkennest du den Messias? so würde er mit den Aussprüchen der Bibel antworten: Wir erkennen ihn daran, daß alle Henden, alle Völker, alle Kniee sich vor ihm beugen, daß er uns aus allen vier Ecken der Welt zusammenbringen wird; *) daß der Wolf und das Lamm beisammen wohnen, der Leopard und die Ziege mit einander ruhen, der Stier und der Bär mit einander weiden, **) daß zu dieser Zeit die

*) Jesaias, Cap. II.

**) Micha, Cap. I.

Schwerdter zu Sicheln umbogen, Lanzen und Speere zu Sensen umgeschaffen, daß Nationen nicht mehr Dolche gegen einander zucken, keine Kriegg's-Übungen mehr den ruhigen Landmann stören werden. Alles wird dann friedlich unter seinem Weinstocke wohnen, alles in Ruhe auf seine Weise Gott verehren, und wir immer in dem Namen des Ewigen unsers Gottes wandeln. *) Heißt das etwas anders, als so lange nicht das goldene Zeitalter des Saturnus auf der Erde wieder erscheint, so lange nicht Milch und Honig auf allen Straßen fließen, und Silber und Gold noch weniger geachtet ist, als die Preußische Scheidemünze, so lange ist auch der Messias nicht erschienen; so lange muß unser Ceremonial; Gesetz existiren, und der so scrupulöse Westphälische Schinken kann nicht bey dem dejeuner eines Rabiners sich präsentiren, noch wird Bajonne und Westphalen diesen Zweig der Industrie (wenigstens nicht im allgemeinen) durch meine Glaubensbrüder befördert sehen. Aus dem allen folgt, daß der Messias-Glaube des orthodoxen Juden

*) Vergl. Mendelssohn's Jerusalem.

dem Staate, worin er lebt, keinen Nachtheil bringen kann. Dann erst müssen nach seiner Meinung Zeiten erscheinen, welche wohl nie diesen Planeten beglücken dürften, und gesetzt, sie erschienen nach vielen Jahrtausenden, so wäre ja bey einem allgemeinen Frieden auf Erden gar nichts zu befürchten.

Aber hat nicht schon der Messias-Glaube Unruhen und Empörungen veranlaßt; indem der leichtgläubige Haufe von Betrügern sich hintergehen ließ? Das ist freylich nicht zu läugnen, aber welche Zeiten waren das? War es nicht gerade die Periode der größten Unterdrückung des Israelitischen Volks? War es da den Hartbedrängten, den von aller Welt Geächteten nicht zu verzeihen, wenn sie den Strohhalme ergriffen, um sich aus der Tiefe ihres Elends zu retten? Würde ein künftiger Betrüger auch wohl den geringsten Eindruck bey einer Nation machen, die durch ihre bestehende politische und häusliche Lage sich glücklich fühlte. Man denke doch nur an die Zeit der Rückkehr aus der Babylonischen Gefangenschaft. Wer folgte denn der Aufforderung des C y r u s ? Doch wohl im Verhältnisse zum Ganzen nur eine sehr kleine Anzahl? und wer waren diese? Arme,

Eigenthumslose, die wenig zu verlieren und bey der Rückkehr in ihre Heymath nur zu gewinnen hatten. Die begüterten und ansässigen Familien blieben meistens, wo sie waren. Eine Empörung der Juden von einem vermeinten Messias veranlaßt, würde also wohl kaum möglich, und gesetzt sie wäre es, von keinen bedeutenden Folgen seyn, Hr. R. gesteht es auch selbst, daß eine Auswanderung der Juden und die Stiftung eines Judenthums Staats ihm unter die unmöglichen Dinge zu gehören scheine. Die ganze Masse des jüdischen Volks beträgt gewiß noch keine drey Millionen, und wie ist sie in allen Welttheilen zerstreuet!!

Nur Wahnsinnige, oder wilde Hunnen und Avaren könnten unter diesen Umständen einen solchen Entschluß fassen, der, wenn Gott nicht Wunder thut, auf jeden Fall mißglücken, und sie auf's neue in ihr ehemaliges Elend zurückstoßen müßte. Es wäre dies jetzt, wo das jüdische Volk noch größtentheils in Rohheit vergraben ist unmöglich, geschweige in Zukunft, wo es (denn Hr. R. gesteht ihm die Bildungsfähigkeit bereitwillig zu) seinen andern Mitbürgern an Cultur gewiß gleichen wird. Hr. R. meint zwar, daß es dann

suchen werde, bey allen Gelegenheiten sich vorzudrängen, die höchsten Staatswürden zu erhaschen, und sich so die Obergewalt wo möglich zu bemächtigen, um dadurch im Stande zu seyn, den Plan zum Herrschen auszuführen. Aber ich frage, was soll das heißen, die Juden sind cultivirt? Sobald man darunter nur einigermaßen ächte Verfeinerung und Bildung verstehen will, die nicht bloß den äußern Anstrich, sondern das Wesen der Cultur hat, so muß nothwendig, so wie die Cultur des Juden wächst, er auch immer mehr aufhören das zu seyn, was er bis jetzt war. Oder hält es Hr. N. für möglich, daß der achtgebildete Jude dann noch Anstoß finden werde, diese oder jene Ceremonie, die dem Staate hinderlich seyn könnte, aufzugeben? Wahre Cultur muß ihn dann doch wohl so viel gelehrt haben, daß dies alles keine Religion ist, daß es nicht einmal Dinge sind, welche für den jetzigen Localzustand des Volks passen. Aus eben dem Grunde wird dann aber auch der Glaube an einen Messias und an die ausschließende Gottgefälligkeit seines Volks verschwinden. Selbst die Idee der besondern Nationalität muß mit der wachsenden Cultur immer

mehr geschwächt und endlich ganz vertilgt werden, und so werden die Juden an ihre andern Mitbürger sich immer näher anschließen und mit ihnen amalgamiren, mit ihnen Ein Vaterland, Ein Interesse haben, und den Gedanken ihr Volk zum Herrschenden im Staate zu machen, als völlig thöricht und unstatthaft verwerfen. Dieser Gang der Dinge ist kein Traum, sondern der menschlichen Natur angemessen.

Die noch bestehende Absonderung der Juden ist nur die natürliche Folge ihrer sonstigen Bedrückung und Verfolgung, die doch wahrhaftig nur erst seit kurzer Zeit ganz, und in manchen Ländern noch nicht einmal ganz aufgehört hat, nicht aber einer besondern Anlage in ihrem Character. Sie sind ja Menschen, so gut wie andere, warum sollte sie denn die Natur allein von allen Völkern mit einer Individualität ausgezeichnet haben, die sonst nirgends in dem Grade angetroffen würde? Denn noch hat die Geschichte von allen Nationen gelehrt, daß sie sich mit einander amalgamirten, so bald sie anfangen unter einander zu wohnen. Noch wenigstens kann man den Juden keine solche Beschuldigung machen. Man hebe die Hindernisse

der Amalgamirung, man lasse die Nation sich allmählich cultiviren, und überlasse sich denn unbesorgt, und ohne ängstliche Grübeleien dem Gange der guten Mutter Natur, die alles immer am besten macht.

Noch eine Frage wirft Herr R. auf, auf welche ich einiges, im Vertrauen auf die Humanität unsers Zeitalters antworten zu müssen glaube. Warum sagt er, verwerfen die Juden noch immer den Stifter der christlichen Religion, als ihren Messias? Ich antworte: Hauptsächlich ist der kirchliche Lehrbegriff von der Gottheit Jesus die Ursache. Die Lehre von der Einheit Gottes ist der wesentlichste Glaubensartikel in der jüdischen Religion, sie ist mit dem Character des Juden so innig verwebt, daß sie gleichsam einen Theil seines Wesens ausmacht. Gegen diesen Glauben stößt ihm nun der kirchliche, im Catechismus aufgestellte Lehrbegriff von der Dreieinigkeit so grell an, daß er sich unmöglich damit ausöhnen kann. Es scheint ihm die crasseste Gotteslästerung, einen Sterblichen, und wäre er auch der edelste und beste, mit dem Namen eines Gottes zu belegen. Diesen Anstoß findet der Orthodoxe, und auch die

aufgeklärte Jude. Bey dem erstern giebt es freylich auch mehr Anstöße, die aus seiner eigenen Orthodoxie herrühren; der letztere aber findet vorzüglich durch diesen Einen Artikel seine Vernunft beleidigt. Ich weiß, daß sehr redliche und aufgeklärte Christen in dem Stifter ihrer Religion, nicht mehr einen Gott, sondern nur den Lehrer erblicken, der eine auf Sittlichkeit gegründete, alle Ceremonien verbannende Religion einzuführen, sich bestrebte; — aber kann die Theologie bey der Worte immer noch mehr als Thaten gelten, diese Meynung dulden? Vielleicht kommt es bey den Christen dahin, daß ihr theologisches System auch von dieser Unnatürlichkeit noch gereinigt wird. Dann wird es gewiß möglich seyn, wie die Schrift sagt: daß ein Hirt und eine Heerde werde.

Es scheint nach dem bisher gesagten kaum noch nöthig, die Frage zu erörtern, ob die Lehre vom Messias zum kirchlichen Lehrbegriff der Juden gehöre, oder nicht? Doch, da sie so oft von unsern Gegnern, als Vorwurf gebraucht wird, so will ich eine kurze Erörterung hier beifügen.

Ist also die Lehre von einem Messias der jüdischen Religion so wesentlich, daß der, welcher nicht

[Daran glaubt, aufhört, Jude zu seyn, und wird sie in jüdischen Schulen, als Bestandtheil des Catechismus vorgetragen?

Das Glaubenssystem der Juden wurde erst durch Moses Maimon (s. Büschings Gesch. d. Juden) im 11ten Jahrhundert in 13 Artikeln festgesetzt, unter welchen sich denn auch der vom Messias befindet.

Dieses sogenannte Glaubensbekenntniß wurde aber nie in Schulen catechetisch gelehrt, und nie wurde dem mit 13 Jahren frey gesprochenen Knaben, ein Eid darüber in der Synagoge abgefordert, sondern man fügte es den gewöhnlichen Gebetern bey, so daß es von dem, wer dazu Lust hat, jeden Morgen mit überlesen wird. Vor diesen Zeiten war der Glaube an den Messias gewiß auch stark, denn welcher Mensch nährt nicht in bedrängten Zeiten eine Hoffnung, die ihm einen einstigen Erlöser, einen Messias verspricht? allein sie wurde nicht im Religionsystem für nothwendig gehalten. Denn wir finden selbst im Talmud (im Tractat Sanhedrin) daß Rabbi Hillel behauptet, es gäbe keinen Messias in Israel, alles, worauf die Propheten zielten, wäre auf Hesea

fiel zu befehlen, und Rabbi Schmuel meint: es ist kein Unterschied zwischen der jetzigen Zeit, und der des Messias, als daß der Druck der Könige aufhören wird, d. h. doch wohl so viel, daß man den Juden da, wo sie sind, erlauben wird, als freye Menschen, ihrem Glauben unbeschadet, ihre Pflichten zu erfüllen. Nach dem Maimon erschien ein Joseph Albo *), Philosoph in jeder Rücksicht, welcher aus obigem Grunde die Glaubensartickel auf drey einschränkte: Es giebt Einen Gott; die Gesetze sind göttlichen Ursprungs; es giebt eine Belohnung und Bestrafung.

So viel erhellet doch hieraus gewiß, daß der Glaube an einen Messias, bey den Juden gar nicht von dem Gewichte sey, daß dieser oder jener ihm belegen möchte. Er ist nichts weiter, als eine dunkle Idee, erzeugt von der Hoffnung des Besserwerdens, die jeder Unglückliche in stärkerm oder geringerm Grade bey sich nährt; sie wird verschwinden, so wie der bessere Zustand selbst immer allgemeiner eintreten wird. Wenn also durch die Verbesserung der Schulen, womit schon jetzt in

*) In seinem Buche Baal Eforim.

mehrern Gegenden ein so rühmlicher Anfang gemacht wird, die Jugend der jetzigen und künftigen Generationen, zweckmäßiger gebildet, wenn der Unterricht durch vernünftige und wahrhaft religiöse und aufgeklärte Männer, sowohl jüdischen als christlichen Glaubensbekenntnisses besorgt wird, wird dann wohl der Staat, wenn er den Menschen, der durch Erziehung und Bildung aus dem Herzen des Kindes hervorgelockt ist, nicht durch Hintansetzung, Haß und Verachtung wieder unterdrückt, von dem Glauben an einen Messias wohl etwas zu befürchten haben. Sollte man in der That die ungereimte Möglichkeit annehmen wollen, daß dann noch ein Sabbatai, ein Zebhi, (Büschings Gesch. d. Juden) als Messias würden auftreten können?

Weg mit allen den Vorurtheilen! Nicht als Sceptiker trete der Philosoph auf, der zum Menschenwohl sein Schärfflein beitragen will, sondern als belehrender Rathgeber, wie so manchem Uebel, das aus der Büchse der Pandora über die Sterblichen sich verbreitet hat, abzuheilen sey. Er werfe nicht den Handschuh zum Kampfe hin zwischen Mensch und Mensch, sondern

reiche dem sinkenden Bruder die Hand der Freundschaft ziehe ihm mit zu dem Sonnentempel der Wahrheit hinauf, und helfe ihm durch wahre Philosophie, die Tochter des Himmels, von dem finstern Schleier befreien, der sie seinen Augen verhüllt: dann wird diese Erde ein Tempel Gottes werden, wo alle denkende Wesen, als eine Familie, Hand in Hand zum Heiligthum wallen, sich die Lasten des Lebens gegenseitig erleichtern, und so das verlorne Eden wieder ins Daseyn zurückerufen werden.

G. L a x.

7.

Ueber die patriotische Stimmung in
Schlesien.

(E i n g e s a n d t.)

Im Novemberheft des Journals: die Zeiten No. 309. 310. wird — indem der glückliche

cheren Zukunft Preußens und der bevorstehenden
Zurückkunft des Königs in seiner Residenz er-
wähnt, und ein jeder ermahnt wird, dieses
Glücks nach seiner Würdigkeit zu schätzen — von
Schlesien behauptet: daß die daselbst herrschende
Stimmung nicht dem gemäß sey. Der Redacteur
mag — nach seiner eigenen Aussage — dieser
Sage keinen Glauben beymessen und wünscht ihr
durch Beweise des Gegentheils zu begegnen. Ein-
sender kann, als Landbewohner, nur hauptsächlich
von der unter dieser Classe herrschenden Stimmung
reden; mithin jenem Verlangen nicht in seinem
ganzen Umfange Genüge leisten. Er ist jedoch fest
überzeugt: daß die Stadtbewohner von gleichen
Gesinnungen beseelt sind. Auch fürchtet er den
Vorwurf der Einseitigkeit nicht, da seine Urtheile
immer noch weit richtiger sind, als jene Sage,
welche sich wohl nur auf obenhin gethane Aeusse-
rungen einzelner Individuen à table d'hôte, in Caf-
feehäusern u. s. w. gründen mag.

Wenn es von jeher Schlesiens Schicksal war,
außerhalb seinen Gränzen, unrichtig — oft sogar
nachtheilig — beurtheilt zu werden, so ist dies
noch weit mehr mit seinen Bewohnern der Fall.

Auch ist man hier dergestalt daran gewöhnt, daß dergleichen Urtheile nur wenig auffallen. In dieser Gewohnheit und der Ruhe, welche das gute Gewissen giebt, liegt der Grund, weshalb ihnen nur selten widersprochen wird.

So schwieg man, als der Verfasser der vertrauten Briefe an verschiedenen Stellen den Schlesiern Mangel an Patriotismus vorwarf. Und als ein bekannter Schriftsteller dagegen eine sehr leichte Vertheidigung unternahm, fand er eben so allgemeinen Tadel, als jener. Wenn indessen ähnliche Beschuldigungen ihren Platz in gelese-
nen Zeitschriften finden, dann ist es nöthig sie näher zu beleuchten.

Die Schlesier, von jeher wegen ihrer Treue und ihres Patriotismus bekannt, haben davon auch während dem Laufe des Krieges viele unverkennbare Beweise abgelegt, die vom Könige nicht unbemerkt geblieben sind, und ihnen seine ganze Zufriedenheit erworben haben.

Dies mit Beispielen zu belegen, würde der Raum dieser Blätter um so weniger gestatten, da

eigentlich davon in der zu beleuchtenden Stelle nicht die Rede ist. *)

Auch nach dem Kriege bewährte sich der Patriotismus der Schlesier durch die Bereitwilligkeit mit welcher sie alles leisteten, was von ihnen für das Interesse des Königs gefordert wurde; obgleich der Druck, unter welchen sie seufzten, weit

*) Es wäre sonst blos nöthig gewesen, des Betragens der Breslauer während der Belagerung zu erwähnen. Wenn Colbergs Bewohner obenan in den Annalen der vaterländischen Geschichte stehen, so verdienen auch Breslau's Bürger wegen ihrer unerschütterlichen Treue und Anhänglichkeit an ihren König darin aufgezeichnet zu werden. Sie würden es denen von Colberg gleich gethan haben — wenn es von ihnen verlangt worden wäre. Auch nach der Einnahme änderte sich der Sinn der treuen Breslauer nicht. Das Betragen einzelner Individuen aus der höhern und einer andern Classe, bey der man nie Patriotismus und Gemeinsinn antrifft, kann um so weniger hier dagegen angeführt werden, da man von jenen nie auf das Ganze schließen kann.

Ann. d. Verf.

härter, als im Kriege war. *) „Wenn wir nur
„Preussisch blieben!“ Dies war der gewöhnliche
Refrain, mit welchem sich die Klagen über die
allgemeinen Drängsale endigten.

Wie sollte wohl gerade jetzt — wo durch den
Abmarsch der feindlichen Truppen und die überrascht
wieder eingetretene Preussische Administration alle

*) Es könnte nur als ein äußerst nichtiger Einwand
gelten, wenn man hier den größeren Wohlstand der
Provinz anführen wollte. Er ist vom Feinde, der
sich darüber sehr richtige und umständliche Notizen
zu verschaffen mußte, stets berücksichtigt worden.
Die deutschen Truppen kamen schon mit der Ueber-
zeugung herein, hier eine reiche Beute zu finden.
Hiernach richtete sich ihre Handlungsweise; und vor
allen andern haben sich die Würtemburger entschie-
dene Verdienste um den Gluck der Mit- und Nach-
welt erworben. Nach dem Kriege ist wohl keine Pro-
vinz mehr zu allen Arten von Contributionen heran-
gezogen und mit Durchmärschen und Einquartierung
Französischer Truppen — die alle mit dem Vorsatze
herkamen, sich hier für die Drängsale des Krieges
und ihren Aufenthalt in Polen zu entschädigen, —
heimgesucht worden, als Schlesien.

Ann. d. Verf.

Zweifel gehoben sind — sich diese patriotische Stimmung geändert haben! Wenn man nicht geradezu ein absichtliches Bestreben die Schlesier in einem minder vortheilhaften Lichte erscheinen zu lassen, annehmen mag, so muß man den Verbreiter jener Sage für äußerst unbesonnen halten.

Er hätte wenigstens die Gründe anführen sollen, auf welche sie sich stützt. Sie wäre alsdann leichter zu widerlegen gewesen. Vermuthlich gründet sie sich auf mißbilligende Aeußerungen einzelner Individuen über verschiedene neuere Verfügungen und insbesondere über das Edict vom 9ten October 1807. Dieses Edict ist ein unverkennbarer Beweis des väterlichen Wohlwollens, welches der edle König gegen alle seine Unterthanen hegt. Auch wird sein Nutzen dann vollkommen einleuchten, wenn die mancherley Hindernisse, welche noch seiner Ausführung im Wege liegen, beseitigt seyn werden. Jedoch müssen die Veränderungen, die es erheischt, in Schlessien mehr, als irgendwo, auffällig seyn, da sie so ganz von denen bisherigen Einrichtungen abweichen, und für viele mit bedeutendem Verluste verknüpft sind. Und wem ist es wohl unbekannt, daß jede Veränderung, so

heilsam sie auch sonst seyn mag, wenigstens eine Störung der bisherigen Ordnung und Ruhe mit sich führt. Wer ändert gerne diesen Zustand, wenn er sich bisher darein wohl befand? Dies wird nur alsdann der Fall seyn, wenn man von den Vorzügen des neuen völlig überzeugt ist. —

Der Satz, daß jede Veränderung zum Vortheil des einen gewöhnlich nur mit dem Verluste und Schaden des andern verknüpft seyn kann, verdient hier um so mehr Beherzigung, da hier nicht von einzelnen Individuen, sondern von der zahlreichsten Classe der Staats-Bewohner, die Rede ist. Beim verlierenden Theile muß dies Mißtrauen und Unmuth erregen, welcher erst der besseren Ueberzeugung weichen wird. Aber diese bessere Ueberzeugung kann — wenigstens bei der Mehrzahl — nicht das Werk des Augenblicks seyn. Der augenblickliche Unmuth über einen eben zu erleidenden Verlust, ist ein so natürliches Gefühl, daß nur der gröbste Egoismus darin ein Verbrechen finden kann. Bloße Aeußerungen, unter solchen Umständen gethan, sollten daher eben so wenig in Betracht kommen, als die Phantasien eines Fieber-Kranken, und nicht daraus Schlüsse

auf die allgemeine Stimmung der Nation gezogen werden. Dies würde um so ungerechter seyn, da bey diesem vorübergehenden Unmuthe, dennoch Treue und wahre Anhänglichkeit am Landesherrn bestehen kann. Daß dies in Schlesien der Fall ist, wird jeder hellsehende und unparthenische Beobachter bestätigen. Herzliche Theilnahme an Allem, was dem Könige und den Sejnigen begegnet kann; der Wunsch fernerhin unter Seinem Scepter zu leben — dies sind die Gefühle, welche den größern und bessern Theil der Schlesier beseelen. Sie haben sich von neuem durch die Herzlichkeit offenbart, mit welcher die Königlichen Truppen überall, wo sie erschienen, aufgenommen wurden. Und werden sich noch herrlicher offenbaren, wenn Friedrich Wilhelm in der Mitte Seiner treuen Schlesier erscheinen wird. Dann wird Sein edles Herz in ihrer Liebe Balsam für die Wunden finden, welche Ihm das Schicksal schlug.

Ueber adliche und bürgerliche Officiers in den Armeen.

Im August: Heft der Minerva von 1808 finden sich zwei Aufsätze; einer über die adlichen und bürgerlichen Officiers der Preussischen Armee, der andere über den Adel im Ganzen genommen, — welche beyde einiger näherer Beleuchtungen und Berichtigungen zu bedürfen scheinen. Die im ersten Aufsatz angeführten Stellen aus Friedrich des Großen Werken, mögen hier ohne weitere Erörterung bleiben, da schon so mancherley darüber gesagt ist, jedoch müßte wohl nicht übersehen werden, daß ein wahrhaft großer Mann wie er, seinen Zeitgeist hinlänglich kannte, und sehr wohl wußte, was damals passend war; lebte er jetzt, er würde vermuthlich anders geschrieben haben, tempora mutantur u. s. w.

Nur so viel sey erlaubt hinzuzufügen, daß Friedrich, den Adel noch mit jenen strengen

und ausschließenden Grundsätzen von alles übertreffendem Ehrgefühl kannte, die sich in demselben als eine schöne Frucht der edlen Ritterzeit erhalten hatten. Der Adliche konnte unwissend und unsittlich seyn, das wurde ihm damals als Soldat verziehen, aber der geringste Zweifel an seiner Tapferkeit schändete ihn auf ewig, und durch diesen allgemein angenommenen Grundsatz ward er mehr als jeder andere Stand zum Kriege tauglich, zumal zur Kriegskunst der ältern Zeit, wo geradsinnige Tapferkeit, das entschied, was jetzt dem höhern strategischen und tactischen Calcul, so wie der oft in unredlichen Betrug ausartenden Kriegslust, verdankt wird. —

Wer erinnert sich nicht, daß es in den ganz alten Kriegen eigentlich nur Ritter und ihre Knechte gab, und daß eine wahrhaft tollkühne Tapferkeit, ein Ehrgefühl, welchem alles andere weichen mußte, die höchste Zierde des Ritterstandes war. Die Form veränderte sich nach und nach, aber der Geist blieb noch herrschend und that damals noch keinen Schaden. Gustav Adolph, Wallenstein, Turenne, Condé, Catinat hats

ten fast ausschließlich adliche Officiers und schlugen alles was ihnen vorkam.

Diese Thatsache kann durch keine Schmähschrift umgestoßen werden, und das Bewußtseyn, seiner ehemaligen Größe, und seiner blutigen Opfer für den Staat, kann kein Mensch dem Adel rauben. — Uelterer Zeit erlaubte man ihm nicht bürgerliche Gewerbe zu treiben, und so seinen Unterhalt zu suchen, jetzt gestattet man es und giebt dafür dem Bürgerstand die Freyheit, auch im Militair sein Fortkommen zu finden. Dieser Tausch ist billig und recht, die Form ist wandelbar, die Zeit verwandelt! —

Nur behaupte man nicht fälschlicher Weise, daß ehemals in der Preussischen Armee dem bürgerlichen Verdienst alle Zugänge zu höhern Avancement genommen waren, und belege nicht deswegen den Adel mit den ehrenrührigsten Beynamen.

Der Verfasser des ersten Aufsatzes hat mit gutem Bedacht einige sehr treffende Beweise von Avancement in der Preussischen Armee unberührt gelassen, die selbst ihren Anfang noch unter Friedrich dem Großen hatten. — Der verstorbene General der Infanterie v. Rodich, war ges

meiner Grenadier unter dem Garde-Bataillon gewesen, welches er nachher commandirte.

Der General-Lieutenant G ö c k i n g war bürgerlicher Abkunft, so wie der General-Lieutenant G ü n t h e r, der noch lebende General R u d o r f, der General-Lieutenant T e m p e l h o f u. s. m. —

Was er übrigens wegen des Verhältnisses der bürgerlichen Staabs-Officiere gegen die Subalternen in der Artillerie sagt, ist für jeden der die Preussische Armee-Versaffung kennt, höchst abgeschmackt; denn gewiß wurde in keiner Armee in der Welt strenger auf die regelmäßige Ordnung im Avancement vom Subaltern bis in die höchsten Grade gehalten, und jeder Verzug wurde als ein Eingriff angesehen, den sich der König nur in ganz besondern Fällen erlaubte. Gerade diese Regelmäßigkeit hat man der Armee oft zum Vorwurf gemacht. — Bey Aufzählung der Adlichen und Bürgerlichen muß man sich überhaupt sehr vor Irrthum hüten, denn viele Staabs-Officiers sind erst bey höherem Avancement geadelt worden, wie dies der Fall bey dem General v. T e m p e l h o f f, dem General v. G ö c k i n g, v. R u d o r f, und vielen andern mehr der Fall war.

Auch die Auslegung des Königl. Preussischen Publicandums vom 1sten December 1806, ist mit großer Einseitigkeit gemacht. — Gewöhnlich sind die Unterofficiers und Gemeinen, aus den untersten, das heißt ungebildetesten Classen der Nation, denen Schulwissenschaften, und alles fehlt, was zu Officiers-Stellen gehört. Sie können sich derselben daher nur durch ausgezeichnete Tatkraft, Gegenwart des Geistes und Unternehmungsgelbst würdig machen. Im Garnisondienst ist wohl schwerlich hiervon etwas zu bemerken; also können sie auch nur im Kriege avanciren, weil sie nur da Gelegenheit haben, ihre Talente zu entwickeln. In dem erwähnten Publicandum ist aber nicht gesagt, daß junge Leute von guter Erziehung von Kenntnissen oder Bildung aus jeder Bürgerclasse, wenn sie sich als Junker, oder Unter-Officiers bey den Regimentern engagirten, nicht ebenfalls im Frieden avanciren könnten, wie die Adlichen, da dieß ohnehin schon bey den mehresten Corps durch den Gebrauch sanctionirt war.

Napoleon der gewiß weiß, was zur tüchtigen Zusammensetzung eines Kriegsheeres gehört,

ernennet wohl auf dem Schlachtfelde einen Unter-Officier oder Gemeinen, der sich ganz besonders ausgezeichnet hat, zum Officier, aber die jungen Leute aus höheren Ständen, die in den Militair-Schulen gebildet, und in die Regimenter vertheilt werden, behalten immer den Vorzug, und nie wird einer von denen, welche Officiers wurden, weil sie bloß sogenannte Casse cols waren, und nicht auch ausserdem besonders Genie zeigten, zu höhern und ausgezeichneten Stellen befördert. Sie werden und bleiben Capitains, oder höchstens Majors, weil Napoleon sehr gut weiß, daß sie nur dazu und zu nichts höhern taugen.

Menschen von feinerer sorgfältiger Erziehung müssen ewig den Vorzug gegen den bloßen rohen, wenn auch kräftigen Naturmenschen behaupten. —

Im zweyten Aufsatze, etwas über den Adel, spricht der Verfasser desselben mit gerechtem Unwillen, über die ehrenrührige, unwürdige Art, mit welcher einige Schriftsteller dies Thema abgehandelt haben. Unverschämtheit, beleidigender Spott, schädliche Publicität, Unwahrheiten, oder grobe Verläumdung, gehören aber leider bey den mehr,

sten sogenannten cosmopolitischen Schriftstellern zur Tagesordnung. Alles herabwürdigen, alles besudeln, was durch irgend eine hergebrachte alte Form nicht in ihr revolutionaires System paßt, selbst ganze, lang und glücklich bestandene Staaten und ihre ehrwürdigen Regenten nicht verschonen, das ist ihre Freude, und der Auslöser der neuen Feuerbrände, wetteiferte darinn mit dem neuen Leviathan dem Verfasser der Galerie Preussischer Charactere, dem Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes von Preussen, der Apologie des Adels u. s. w.

Zur Beruhigung aller redlich Gesinnten hat die böse Saat bey einem dieser Herren auch schon böse Früchte getragen, und hoffentlich wird die rächende Nemesis die andern nicht verschonen! — Dem Verdienste seine Kronen, Untergang der Lügenbrut! — Die Französischen Behörden selbst haben bey verschiedenen Gelegenheiten ihr Mißfallen über diese ehrlosen Schriftsteller zu erkennen gegeben.

Der Verfasser sagt weiter, es sey recht und billig, daß der Adel alle seine Rechte und Vorzüge verliere: — Was er von allen Arten von bürgerlich

chen Vorrechten, von der vollkommenen Gleichheit vor dem Gesetz spricht, findet gar kein Zweifel statt; wenn er aber von Vorrechten spricht, bey deren Verlust, der Adel sein Vermögen, seine Einkünfte geschmälert sieht, so tritt hier ein anderes Verhältniß ein; — sie sind sein verjährtes angeerbtes Eigenthum, und der Staat sollte das Eigenthum keines Menschen antasten können, ohne ihn nicht dafür zu entschädigen. Die gleichmäßige Besteuerung des Gutsbesizers, wie des Bauern, (denn dies geht den Adel nicht allein an, da auch Bürgerliche, Ritters Güter besitzen) ist zwar einerseits gerecht (obgleich dadurch jenem ein beträchtlicher Theil seines rechtmäßig angerbten oder erworbenen Eigenthums genommen wird) wenn nur die ärmern Classen des Volks dadurch wirklich erleichtert würden! — Kein Wort wäre dann zu verlieren, und es wäre wenigstens nicht unbillig, den Gutsbesizern eben so viel Abgaben aufzulegen, als man jenen Ärmern abnähme; was hilft es aber diesen letztern, wenn die Reichern ärmer, sie aber darum nicht wohlhabender werden? — Sie haben denn bloß den Trost zusammen zu leiden. — Daß

Dieß nicht übertrieben sey, kann jedermann beurtheilen, der weiß, wie spärlich und eingeschränkt viele Gutsbesitzer jetzt schon mit ihren Familien leben müssen. Jeder Verlust an ihren Einkünften, bringt sie in drückende Noth, und diese Noth verbreitet sich natürlich auch auf alle geringere Classen der Nation, weil sie von den Gutsbesitzern keinen Erwerb mehr haben können; alle Individuen verarmen zugleich dabei, und es gewinnt niemand als der Landesherr, oder besser gesagt, dessen Kriegscassen.

Daß man jetzt noch dem Adel übertriebenen Ahnenstolz vorwirft, ist höchst ungerecht und unwahr. Keinem Menschen kann es freylich einfallen, von wem er abstamme, und es war schon in den schönsten Zeiten der Griechischen und Römischen Republicken, eine hohe Ehre, berühmte Ahnen zu zählen, ja diese Abkömmlinge großer Geschlechter, wurden bey Besetzung der Aemter und Stellen gewöhnlich vorgezogen. Jeder Edelmann wird auch noch jetzt mit Freuden daran denken, daß er unter seine Altvordern, tapfere und edle Männer zählen kann. — Welchem Vernünftigen kann es aber deshalb einfallen, das Verdienst zu vers

achten, oder zurückzusetzen, weil ein Bürgerlicher es besitzt. Nur zu deutlich wird es von Jahr zu Jahr, daß man im Gegentheil, das Unterdrückungs-System gegen den Adel annimmt, und sich dazu der unanständigsten Mittel bedient.

Nur gewaltsame Maßregeln scheinen überhaupt in unserm Jahrhundert zu gelten! man sucht nicht mit ruhiger Besonnenheit die Mißbräuche zu rügen und auf deren Abstellung zu dringen; nein, man will nur beleidigen, schimpfen, niedrig schmähen, zerstören, umstürzen; unbekümmert, welche Folge für das Ganze daraus entstehe, unbekümmert, ob es gerecht, ob es vernünftiger Männer würdig sey, eine ganze Caste unbedingt an den Pranger zu stellen. Aber freylich was fragt Leviathan und Consorten nach Vernunft oder Gerechtigkeit, wo blos ihre wilde Leidenschaftlichkeit waltet. Thun diese Herren doch, als ob auch unter den Adlichen nur lauter Dummköpfe existirten, und doch dürfen wir mit Stolz auf viele unserer adlichen Landsleute sehen, die es in wissenschaftlicher Hinsicht mit jedem andern aufnehmen. Die Namen derer v. Kleist, v. Croneck, v. Haller, v. Seckendorff, v. Einsiedel

in frühern Zeiten, so wie in unsern Tagen der Gebrüder v. Humboldt, des Herrn v. Zach, der Grafen v. Stollberg, des Grafen Hoffmannsegg und vieler anderer mehr, sind bekannt genug, um hier ohne weitere Biographie genannt zu werden.

Der Vertheidiger des Adels in dieser Zeitschrift hat im Uebrigen so viel Wahres und Gutes gesagt, daß die Materie, zwar nicht erschöpft, die wichtigsten Punkte aber doch zur Sprache gebracht sind, und der Schreiber gegenwärtiger Blätter nichts weiter hinzufügen will, als daß er gleichfalls der bestimmten Meynung ist, die Preussische Armee würde am 14ten October unter Anführung Friedrich des Großen, Gustav Adolphs, Napoleons, Eugens, trotz aller adlichen Officiers, eben so gewiß gesiegt haben, als sie besiegt wurde.

Mit Freuden muß der wahre deutsche Edelmann in den ermunternden Aufruf des Verfassers einstimmen; — und seine Brüder anfeuern, durch brennende Vaterlands-Liebe, durch höheres Streben nach Vollkommenheiten aller Art, die schlangenzüngige Verläumdung zu

Schanden zu machen, und sich als würdige Enkel jener großen Ahnherrn zu zeigen, die den Tentoburger Wald mit dem Blute der Legionen färbten.

9.

Bericht über die Begebenheiten auf den Höhen von Rödigen den 14ten October 1806, als Ergänzung der unvollständigen Nachrichten über das Holzendorfische Detachement.

Noch lange wird man Materialien auffuchen und sammeln, um die kriegerischen Begebenheiten unsrer Tage — beyspiellos, wenn wir die Vergangenheit betrachten, und als einzig desto belehrender für die Nachwelt — ins hellste Licht zu setzen. Jetzt ist noch die Zeit zu diesem historischen Sammeln, Aufstellen und Berichtigen,

welches nach einigen Decennien nur mit großen Schwierigkeiten verbunden seyn muß, und auch nicht den Grad der Glaubwürdigkeit haben kann, den Erzählungen, von lebenden Augenzeugen abgefaßt, gewähren. In dieser Hinsicht ist nachstehens der Aufsatz hier aufgenommen worden.

v. A.

Der Obrist v. Massenbach sowohl, als der Verfasser des Werks: Bericht eines Augenzeugen haben beyde die Reugierde des deutschen Publicums in Hinsicht des verhängnißvollsten Tages für die Preussische Monarchie hinlänglich befriedigt; das Fehlerhafte in den Combinationen der ersten Befehlshaber, ist nebst den verschiedenen Acten, die das Trauerspiel des 14ten Octobers enthielt, in möglichst logischer Ordnung aufgeführt, und das Unbegreifliche klar erwiesen worden; das Publicum kann sich also für befriedigt halten, theils in Hinsicht der Glaubwürdigkeit (Minerva. No. III. 1809.)

der Männer, welche für dasselbe geschrieben haben, theils in Betracht der unparthenischen Relationen deren geordneter einfacher Vortrag die Authentisität des Inhalts verbürgt. Unter der besondern Menge der Kriegs-Begebenheiten hat aber doch wohl das Militair das Recht einen besondern Ausschuß zu bilden, und das Detail noch überdies einer vorzüglichen Aufmerksamkeit zu unterwerfen; dem Nicht-Soldaten kann es sehr gleichgültig seyn, auf was für Art dieser oder jener Divisionaire, zum Vortheil oder Nachtheil des Ganzen gewürkt hat, wenn er nur im Allgemeinen weiß, wie die Momente auf einander folgten; der Officier hingegen darf aus Wißbegiede nichts unerforscht lassen, was auf einzelne Thatsachen sich bezieht, er muß Augenzeugen ermuntern, Dinge aufzuklären, über welche noch ein Schleier verbreitet ist, und wenn er selbst Augenzeuge war, dasjenige was ihm sein Wirkungs-Kreis zu beobachten erlaubte, getreu darstellen, um die unverschuldeten Lücken der übrigens glaubhaftesten Referenten auszufüllen.

Einsender dieses wünschte, daß Major v. Steinwehr, der als Adjoint des Preussischen General-Quartiermeister-Staabs den 14ten October sich bey

dem Holzendorfischen Corps befand, bereits dem Wunsch des Obristen v. Massenbach entsprochen hätte, über vieles was bey diesem Detachement am Tage der Schlacht sich zugetragen hat, Licht zu verbreiten; das Publicum würde ohnfehlbar noch mehr dadurch gewinnen, als bey gegenwärtigem Bericht, da ein Officier vom General:Staabe, vermöge der nahen Relation in welcher er sich mit dem Commandirenden befindet, und der obliegenden Dienstpflicht, die Eigenheiten des Terrains auf welchen man sich postirt, nebst den Namen aller Dörfer, Bäche, Büsche, u. s. w. genau zu kennen, eigentlich ganz allein im Stande ist, ein getreues Bild der Wahrheit zu entwerfen, welches, durch einen richtigen Plan unterstützt, auch selbst den Layen alles zu versinnlichen im Stande ist, was die Schicksale der Heere herbeygeführt hat.

Der Verfasser des Berichts eines Augenzeugen befand sich nebst dem Obristen v. Massenbach während der Schlacht von Jena in der Umgebung Sr. Durchlaucht des Fürsten v. Hohenlohe. Es ist also wohl zu verzeihen, daß die Vorfälle bey einem zwey Stunden von

dem Haupt:Corps entfernten Detachement, wo eine directe Communication schon beynahe vom Anfange des Gefechts fehlte, von ersterm etwas unrichtig, und vom letztem beynahe gar nicht berührt sind. Die darauf bey der Retraite erfolgte Zerstreuung der Truppen, der frühzeitige Rückzug des Holzendorfischen Detachements, die Capitulation bey Prenzlau, die Unmöglichkeit, bey der schnellen Flucht allen Detachements:Commandanten Rapports über ihre anvertrauten Corps am Tage der Schlacht abzufordern, und wenn solches auch in der Folge der Zeit geschehen, die noch bis jetzt verzögerte Bekanntmachung derselben, dies sind wohl die Ursachen warum aus Mangel an richtigen Nachrichten beyde Verfasser entweder sich auf etwas verschobene Berichte verlassen, oder, wo ihnen die Ueberzeugungskraft als Augenzeugen fehlte, manches ganz übergangen haben.

Folgendes war der Befehl, den die dem Holzendorfischen Detachement zugetheilte Sächsische Cavallerie:Brigade auf der Höhe von Zimmern, nach der vollbrachten Recognoscirung gegen Dornburg, erhielt.

„Das Corps versammelt sich im Fall
 eines Angriffs auf den Anhöhen von
 „Röddigen, die Fronte nach Dornburg,
 „der rechte Flügel etwas nach Gloswitz
 „zurück gebogen.“

Im Augenblick wo alles weitere Nachdenken
 der Erfüllung höherer Befehle weichen muß, fällt
 dem Subaltern nicht gleich ein, zu welchem be-
 sondern Zweck man bestimmt seyn kann; nur das
 wahrscheinliche faßt man auf, und die noch das
 zu etwas weitläufige Delogirung des Holzens
 Dorfschen Detachements, ließ keine andere Bes-
 stimmung desselben vermuthen, als es mit einem
 Feinde zu thun zu haben, der von Dornburg aus
 eine Surprise machen wollte. Die Sächsischen
 Cavallerie-Regimenter wurden in die Dörfer Hais-
 nichen, Zimmern, und Stiebnitz einquartiert, und
 zwischen Zimmern und Dornburg Feldwachten aus-
 gesetzt. Eine gewisse Sicherheit hatte sich durch
 ein Vertrauen verbreitet, welches man den münd-
 lichen Aeußerungen des Fürsten schuldig zu seyn
 glaubte; er hatte in Hinsicht der Sächsischen Cas-
 vallerie dem Brigadier derselben befohlen, sich ohne
 vernommene Signalschüsse nicht aus seinen Quart-

tieren zu entfernen, indem er den folgenden Tag zur Unterstützung der Operationen der Hauptarmee höchstens einige Demonstrationen vornehmen wollte, wobei die den heutigen Tag fatigirten Truppen ausruhen sollten. Ueberdieß waren die Truppen wirklich verwundert, diesen Tag in Dornburg keinen Feind gefunden zu haben, da in der Nacht vom 12ten bis zum 13ten bereits von den an der Raschhäuser Brücke postirten Detachements die bestimmtesten Nachrichten ergangen waren, daß die Superiorität des Feindes nicht erlaube, die Brücke länger zu vertheidigen. Es blieb also kein andrer Zweck unserer Bestimmung selbst nach dem gegebenen Befehl zu supponiren übrig, als daß, wenn wir von Dornburg ja gedrängt werden sollten, das ganze Detachement sich deswegen bey Rödigen versammeln müßte, um diesem Angriff in der linken Flanke des Hohenlohschen Corps daselbst in einer festen Stellung die Spitze zu bieten.

Der 14te October kündigte sich uns früh gegen fünf Uhr durch ein dumpfes Tirailleur-Feuer an. Es schien nach der Direction von Gloswig zu seyn, und bey der Lauenzischen Division

ward das große Schauspiel begonnen, wovon uns der zweite Act zugetheilt war. Dieses Tirailleurs Feuer wurde durch den Donner des schweren Geschüßes zuweilen unterbrochen, und der Entschluß dadurch für uns schwieriger, ob wir von Dornburg den Feind erwarten und in die Position von Rödigen rücken, oder dem mündlichen Befehl des Fürsten die nicht mehr gut zu distinguirenden Alarm Schüsse zur Richtschnur unsers Verhaltens zu nehmen, Folge leisten sollten. Das Quartier des Grafen v. Holzendorf war etwas zu weit entfernt, um sogleich bestimmte Ordres empfangen zu können; es geschah also das einfachste was der muthmaasslichen Bestimmung am angemessensten schien; man rückte bis in die Gegend von Zimmern vor, und erwartete Front gegen Dornburg, daß der Feind unserm Entschluß die Richtung geben sollte, welche nach den Befehlen des gestrigen Tages, wohl im allgemeinen vorgeschrieben, aber durch mündliche Abänderung, nicht als Regel für viele einzelne Fälle anzusehen war.

In der nemlichen Verlegenheit wie der Sächsische Brigadier schien sich der Preussische General Major v. Sani zu befinden. Ihn trafen wir

beim Vorrücken nach Zimmern mit einiger Infanterie und er trug darauf an, ihn nebst seiner ganzen Brigade und einer Batterie zu erwarten. Mittlerweile erhielt der Sächsische General durch den Commandeur des Husaren-Regiments Schimmelpfennig die Nachricht, daß eine feindliche Colonne von Camburg aus vorrücke; um desto sicherer mußte man also vermuthen können, keinen unzuweckmäßigen Posten erwählt zu haben, um bey den Vortheilen des Terrains auf den Höhen von Zimmern einer überlegenen Macht Schritt vor Schritt das Vordringen streitig machen zu können, bis wir entweder unterstützt, oder zu einem höhern Orts verfügten Beruf beordert würden.

Demjenigen, der mit allen den Verhältnissen bekannt war, welche dem Eintreffen auf der Position von Rödigen vorher giengen, und der sich zugleich in Ungewißheit, sowohl über das Ganze, als über die Begebenheiten beym Lauenzienschen Corps befand, mußte es allerdings auffallen, als nach 7 Uhr ein Ordonanz-Officier des Generals v. Holzendorf alle vorpoussirte Truppen nach Rödigen abrief, ohne daß nur irgend etwas zurückgelassen wurde, um die Zugänge von Dorn

burg zu beobachten. Da man aus den Aeußerungen der vornehmsten Befehlshaber höchstens nur einzelne demonstrative Postengefechte, nichts weniger aber als eine allgemeine Affaire zu ahnen vermochte, so kam wohl niemand auf den Gedanken, daß bey unserer Ankunft auf den Höhen von Rödigen der General-Lieutenant v. Holzendorf schon auf eine Defensiv beschränkt war, die ihm nicht zugebracht seyn konnte, da er nunmehr gegen keinen Feind von Dornburg Front zu machen hatte, sondern gegen die Verstärkungen derjenigen Abtheilung, die zwischen ihm und der gänzlich geworfenen Lauenzischen Division, Posto faßte.

Es war 8 Uhr, als die Sächsische Cavallerie-Brigade, den Weg über Hainichen nehmend, die Anhöhe bey Rödigen erreichte. Der General v. Holzendorf war bereits mit dem Feinde im ernsthaftesten Gefecht und in der exponirtesten Situation. Obngeachtet ich die in dem Bericht des Augenzeugen angegebene und mit C. J. auf dem Plane bezeichnete erste Stellung des Holzendorfschen Detachements vor Ankunft der Sächsischen Cavallerie nicht in Zweifel ziehen will, weil ich sie nicht gesehen habe, so kann ich doch wes-

nigstens so viel versichern, daß, der Verfasser hier, ohn: seine Schuld, durch unrichtige Nachrichten getäuscht, wenigstens diejenige falsch angegeben hat, in welcher die Regimenter *Elemez* und *Johann*, zu dem Corps stießen. Richtiger findet man sie in dem Plane bezeichnnet, der den Denkwürdigkeiten des Hrn. v. Massenbach beygefügt ist. Die deutlichste Vorstellung, die man sich davon machen kann, würde wohl die seyn, daß man sich die Truppen:Linie so ziemlich gleichlaufend mit der über Zwegen nach Dornburg führenden Straße denkt. Das Regiment *Elemez* marschirte nemlich in einer Distance von 1000 Schritt über das Dorf Rödigen dergestalt auf, daß das Dorf im Rücken und das auf dem Plan bemerkte Heiligenholz etwas rechts vorwärts liegen blieb. Links stand das Regiment *Johann*, rechts näher am Heiligenholz die Cürassiere von *Holzendorf*, nebst einer reitenden Batterie. Links vom Regiment *Johann* bemerkte ich im Anfang Husaren vom Regiment *Schimelpfennig*, welche Front nach der Gegend von Neugönnna und dem Vorstendorfer Holze zu machen schienen, nachher sich aber zurückzogen und hinter der Cavallerie

sich formirten. Vor uns in einer Entfernung von 200 Schritt waren die Preussischen Bataillons mit den, den Weg vom Jägerhause herauf dringenden feindlichen Tirailleurs engagirt; zwischen dieser und einer andern mehr links nach der Direction des Porstendorfer Holzes postirten Abtheilung Infanterie, war wiederum eine Batterie, welche nach der Gegend, wo man in dem Plan des Augenzeugen die Linie v v. über dem Jägerhause findet, steuerte.

Das gefährliche der Lage des Generals v. Holzendorf ergiebt sich sehr deutlich, wenn man eben genannten Plan prüfend zur Hand nimmt, sich die beschriebene Stellung hinzudenkt, und das bey erwägt, daß der Feind, der unsere Fronte mit Uebermacht bedrohte, ebenfalls wenn er auch hier nicht im Stande gewesen wäre, die Nachtheile des Terrains schnell zu überwinden, doch keine Hindernisse finden konnte, uns durch das ganz unbefestete Defilé von Neugönna in der linken Flanke zu überraschen; und zu gleicher Zeit war das gänzliche Abschneiden dieses ganz isolirten Corps nicht zu vermeiden, wenn eine feindliche Colonne über Dornburg, Zimmern und Stiebrig herans

rückend, die Höhen jenseits der Schluchten von Merkwitz und Lehsten besetzte. Zwar erschienen diese Französischen Colonnen von Dornburg erst am Ende der Schlacht, aber demungeachtet mußte jedes Zögern bey Rödigen für das Holzendorfsche Corps verderblich werden, und schon das Unzweckmäßige dieser ganzen Stellung in dieser veränderten Lage der Dinge, muß um desto einleuchtender seyn, da selbst, wie die Sachen schon zu dieser Zeit standen, bey dem glücklichsten Erfolg, das heißt bey dem Zurückdrängen, des Feindes der geringste Versuch, nur etwas Terrain zu gewinnen, das Einklemmen zwischen zwey feindliche Corps würde zur Folge gehabt, und vielleicht die Aufreibung des ganzen Detachements bewürkt haben. Daß demnach der General-Lieutenant v. Holzendorf die Höhen von Rödigen am Ende verließ, kann ihm wohl niemand zum Vorwurf machen, wohl aber sich auf denselben zu lange verweilt zu haben; jenseits Merkwitz, zwischen Stobra und Stiebritz, wäre er auf seinem Posten gewesen; wenn er dort seinen linken Flügel etwas refusirte, so war er im Stande, die linke Flanke des Fürsten zu decken, einem Angriff von Dornburg zu begegnen.

nen, und dem gegenüberstehenden Corps des Marschall Soult wenigstens das Erstelgen der Defilee von Merkwitz und Lebsten zu erschweren. Mußte er so, wie das Ganze auch nachhero der Uebermacht weichen, so dürfte doch wohl mit Recht zu vermuthen seyn, daß die Niederlage des Haupt-Corps nicht so complet gewesen wäre, da beim Rückzuge die gänzliche Entblößung der linken Flanke auf die fürchterliche Deroute wohl am entschiedensten gewürkt hat. Daß nachher der Graf v. Holzen dorf seine zweite Stellung bey Stobra zu einem Zeitpunkt verließ, wo man auf seine Hülfe rechnete, und zwar aus der Ursache, weil der Feind von Dornburg vorrückte, darüber wage ich nicht zu urtheilen. Die Lage war dringend, aber gerade noch nicht zum äußersten Punct gediehen.

Bis gegen 9 Uhr dauerte das Tirailiren des Feindes auf den Höhen von Rödigen ununterbrochen fort. Der Obrist v. Massenbach beauptet, daß Officiers, die man an den General v. Holzen dorf gesendet, um 9 Uhr mit der Nachricht zurück gekommen wären, diesen General nicht gefunden zu haben. Es muß hier ein Irrs

thum obwalten, denn in der Zeit, die der Obrist anglebt, war das Detachement nicht von Nöthigen gewichen, es war zwar die nächste Communication von Bierzehnheiligen her abgeschnitten, aber auf dem Wege, auf welchem wir uns zurückzogen, konnte früher ein abgesendeter Officier ohne alle Gefahr zu uns gelangen, da wir selbst später nicht directe verfolgt wurden. Allem Anschein nach, sind die abgeschickten Officiere erst dann abgegangen, als schon die herumschwärmende Französische Cavallerie die Verbindung unmöglich machte.

Der General v. Holzendorf befahl, als er seine linke Flanke von Neugönna bedroht sah, rechts abzumarschiren, und alles setzte sich, dieser Anordnung gemäß, am Ramm der Höhe in Bewegung, die sich längs dem Heiligenholz nach dem Bach bey Leßten steil herabsenkt. Die Carassiere von Holzendorf und die Preussischen Grenadiers Bataillons vom rechten Flügel zogen sich zuerst ab, und alles übrige folgte en Colonne. Des Rückzug gieng sehr langsam und alle Minuten wurde die Fronte wieder hergestellt, welches, da besonders bey der Cavallerie das Commando, Wort

nicht überall verstanden wurde, ein Brechen in der Linie verursachte, und einige Escadrons blieben halten, während die andern noch im Marsche begriffen waren. Als die rechte Flügel-Escadron vom Regiment Clemen z den Rand des Heiligen Holzes erreicht hatte, verbreitete sich auf einmal das Gerücht, der Feind sey schon hinter uns in Rüdigen; der Graf v. Holzendorf befahl dem Sächsischen Brigadier den Abmarsch zu beschleunigen; der General Sani z kam mit Vorstellungen dagegen ein, indem er so geschwind mit der Infanterie nicht folgen könnte. Eine reutende Batterie warf sich mit Ungestüm zwischen Clemen z und Johann, fuhr neben diesen beiden Regimentern, gerade auf die etwas links defilirende Infanterie zu, und veranlaßte, daß ganze Abtheilungen derselben, um auszuweichen, sich in die Intervallen der ersten und dritten Escadron von Clemen z warfen.

Während daß also alles wie ein nicht zu lösendes Knäuel sich unter einander verwirrt hatte, während zwei Escadrons von Clemen z beynahe am Fuße der Höhe, die beiden andern am Ramm derselben sich befanden, sah man Französische Hu-

saren im gemäßigten Trabe links neben Rüdigen vorbeien Echellon avanciren; die Sächsische Cavallerie-Brigade war getrennt, die Chevaux Legers von Johann, die zuerst dem Angriff ausgesetzt waren, wichen; hinter dem Regiment Elemen; setzten sich die Kürassiere von Holzendorf ebenfalls in Trab, und die Chevaux-Legers von Elemen; sahen sich nun isolirt und dem Angriff allein Preiß gegeben. Mit großer Unererschrockenheit warf sich die linke Flügel-Escadron und ein Theil der vierten dem Feinde entgegen; er stugte, aber die allgemeine Unordnung bemerkend, die sich dem Ganzen mitgetheilt hatte, benutzte der feindliche Commandeur diesen für angreifende Cavallerie so entscheidenden Vortheil; die Braven wurden umringt, ein großer Theil war schon durch die allgemeine Flucht mit hingerissen worden; die beyden rechten Flügel-Escadrons konnten nicht gehörig unterstützen, links hinderte sie das Terrain, und rechts ein unaufhörliches Tirailleur-Feuer aus den Gebüsch; alles suchte jenseits des steilen Grundes von Nerfwiß und Lehsten sich zu retten, und erst auf dem Plateau der Anhöhe die zwischen Stobia und Stiebriz liegt, hörte die

flüchtige Menge auf die Signale der Apell gebens den Trompeter und auf die Stimme der Halt! gebietenden Officiere.

Auf der eben erwähnten Höhe wurde das Regiment wieder formirt. Von dem Rest des Holzendorfschen Corps suchte man vergebens Spuren zu finden. Doch war es vermuthlich die Höhe von Stobra, auf welcher wir in einiger Entfernung die dazu gehörige Cavallerie bemerkten. Der Feind schickte Flankurs aus, uns zu verfolgen; sie wurden durch gegenseitige des Regiments Clemenz vertrieben, auch von Stiebritz her, zeigte sich feindliche Cavallerie; sie schlen uns in der linken Flanke zu bedrohen, zog sich aber wieder zurück, da man zum Empfang bereit war. Eins von den Preussischen Bataillonen hatte sich während dem Angriff der Französischen Cavallerie in's Holz geworfen, es kam in wohlgeordnetem Marsch sich auf uns zu repliren; das Regiment Clemenz deckte seine Retraite, und nachdem sich nach einiger Zeit auch das Regiment Johann wiederum mit selbigen vereinigt hatte, erreichten wir bey Apolda den Rest des Holzendorfschen Detachements, mit welchem wir en Colonne den

Rückzug über die Elm und nach Buttelstädt fortsetzen, ohne directe verfolgt zu werden.

Aus dieser Darstellung dessen was sich bei dem Holzenдорfschen Detachement ereignet hat, muß vorzüglich wenigstens der unparthenische Beurtheiler so viel abstrahiren können, daß alle Critiken über Unter-Befehlshaber nur dann gültig sind, wenn die Prämissen dem Recensenten zu Gebote stehen. Der General v. Holzen Dorf hatte den 13ten einen Befehl erhalten, den er den 14ten früh um 6 Uhr nicht mehr befolgen konnte. Einzeln geschlagen zu werden, hatte sich wohl keiner aller Unter-Commandanten vermuthet, daher auch der Mangel an Vorbereitung einzeln zu handeln. Es gehört weniger Muth dazu aus Subordination zu sterben, als in dem entscheidenden Augenblick insubordinationswidrig die beste Parthie zu ergreifen. Nach diesem Princip muß man in der neuesten Deutschen Kriegs-Geschichte alle diejenigen prüfen, welche dem Französischen Heere entgegen gestellt wurden. Die größte Schwachheit bleibt es in den wichtigen Momenten, dem bessern Wissen gerade entgegen zu han-

Deln; so wie der größte Muth, seine eigne Uebersetzung nicht zu fürchten.

In dem bey G ö s c h e n zu Leipzig heraus gekommenen Kriegs-Calender, wird des Obrists Lieutenant v. U r l a u b und Lieutenant v. B i s s i n g in der Art erwähnt, als wenn in dem Gefecht bey Rödigen, beyde an der Spitze einer Escadron sich dem Feinde entgegen geworfen, und mit diesem gesammelten Haufen dem Angriff sich bloß gestellt hätten. Ersterer der erst kürzlich das Regiment C l e m e n z mit der allgemeinen Achtung und innigen Hochschätzung verließ, die jeder seiner Untergebenen den wahren Verdiensten dieses verehrungswürdigen Stabs-Officers freiwillig zollt, wurde von den Seinigen abgeschnitten, und blutete für seine eigne Ehre, indem die Umstände ihm nicht erlaubten, weder auf das Ganze noch auf einen Theil desselben zu wirken; denn sonst hätte er es gewiß gethan, und sein Aufruf wäre freudig befolgt worden; letztern tödtete eine feindliche Kugel einige Minuten bevor das Cavallerie-Gefecht seinen Anfang nahm, er konnte darum nicht nützlich seyn, weil der Tod ihm das Lob entzog, was er sich lebend erworben

hätte, er blieb in dem Augenblick als sich die feindliche Cavallerie zeigte; seine letzten Worte; die er zum Einstender sprach, schienen ahnend das bevorstehende Schicksal zu weissagen; Linden umgränzen sein Grab, nur Heiligenholz, weil man nicht Zeit hatte Lorbeern zu sammeln. Beide verehrungswürdige Krieger; für ersteren bin ich bereit es zu bekräftigen, und für meinen entseelten Freund sage ich gut; beyde machen gewiß der zweyten Escadron des Regiments Clemen den Ruhm nicht streitig, diesen Tag beynahe allein gefochten zu haben; zwey gesunde Officiere dieser Escadron verließen nur das Schlachtfeld, die Theilnahme der übrigen Escadrons bis auf einen Theil der vierten war beynahe unmöglich; alles focht oder rettete sich einzeln; mancher Officier blutete zwar noch aus Heroismus, aber der größte Heldenmuth konnte der größten Intelligenz die Krone des Sieges nicht entwenden.

Ein Sächsischer Cavallerie-Officier.

Die Politick Rußlands, Oesterreichs und Frankreichs vor der Revolution.

Bei der neuen Politick, ihren Wirkungen und Folgen, die vor unsern Augen sich entwickeln, wird für manchen ein Rückblick auf die alte Politick so interessant, als belehrend seyn. — Nachstehendes ist ein Fragment eines eben erschienenen Werks, unter dem Titel: Betrachtungen über Frankreich und andre Staaten von Europa. Der Verfasser, der sich als ein sachkundiger Mann zeigt, nennt sich Labouliere, ist General-Secretair des Departements der Ober Pyrenäen, und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

v. A.

Der Thron von Petersburg sah in einer schnellen Folge die Ummälzungen des Regenten-Hauses, und wurde unter den Tritten der Herrscher und Herrscherinnen, die ihn mit Gewaltthat erstiegen, täglich fester. — So erlangte ihn Catharina II. durch den Tod Peter des Dritten, ihres schwachen Gemahls, und regierte ungehindert mit unumschränkter Macht und mit nicht gemeinem Ruhme; eine Erbin der großen Ideen des Begründers des Reichs, dehnte sie diese noch weiter aus, ja that es ihm vielleicht — mit ihrem Ehrgeiz zuvor, wodurch sie sich, gleich ihm, ihre Nachbarn, die Türken, die Polen und die Schweden zu Feinden machte. — Die Niederlassungen am schwarzen Meer, die Peter der Erste schon projectirte, und um deswillen er sich Azow erworben hatte, waren immer einer der Haupt-Gegenstände der commerciellen Anschläge Rußlands, und es fehlte wenig, daß es nicht im Kriege, den der Belgrader Friede endigte, freie Einfahrt ins Meer von Zabache *) erhielt. Frankreichs glück-

*) Das Meer von Zabache (Palus Maeotis) ist das Asowsche Meer zwischen Europa und Asien.

liche Dazwischenkunft, welche den Wiener Hof von dem Petersburger abzog, rettete die Pforte von dieser traurigen Nothwendigkeit; bald aber bewies Rußland seine Obergewalt gegen die Pforte wieder, und mußte Frankreichs Vermittlung zu entfernen, oder unwirksam zu machen. Daher ward Rußland Oesterreichs Alliirter, und da sich diese beyden Kaiserhöfe mit dem Berliner zur Theilung von Polen vereinigten, richteten sie insgesamt ihre Blicke auf das Türkische Reich, weil sie auch dessen Besizthum zu theilen hofften, wenn sie nur erst jeden Einfluß Frankreichs auf die türkischen Angelegenheiten vernichtet haben würden.

Die Russen wurden nun den Mahomedanern schlechterdings furchtbar, indem sie nicht aufhörten die Rechte derselben zu verletzen, deren Gränzen zu überschreiten, und kam es zum offenen Kriege, so weiffagten Vorthelle aller Art, die sie zu Wasser wie zu Lande erkämpften, den nahen Untergang eines Staates, der zu schwach war, um ihnen zu widerstehen. Catharina, voll Begierde sich auf den Thron von Constantinopel zu setzen und um dieses reizenden Aufenthalts willen den am Eise der Nema zu verlassen, führte mit

Lebhaftigkeit zu Wasser und zu Lande den Krieg, den die Türken, auf Frankreichs Anreizung, vor Polens Theilung selbst erklärt hatten, und, als sie dem Groß-Sultan den Frieden gestattete, so geschah dieses nur wegen der Drohungen der Höfe von Wien und Berlin, deren Vermittlung nur den Zweck hatte, der Französischen zuvor zu kommen, und die Vollendung des Länderraubes vorzubereiten, dessen Opfer die Polen wurden. Rußland war's, das am meisten bey dieser Theilung gewann; es mehrte dadurch seine Besitzungen in Europa, befestigte seine Verbindungen mit Oesterreich und Preussen, hatte nichts mehr von Frankreich zu fürchten, und sah sich von England begünstigt. Dem Haffe des letztern Landes gegen seinen alten Nebenbuhler war alles angenehm, was dessen Einfluß und Ansehen in den Stapelplätzen der Levante vermindern konnte, und England vergaß deswegen seinen eignen Vortheil in der Erhaltung des Türkischen Reichs, welches nun von allen verlassen, sich der Willkühr des Russischen Einflusses ganz und gar ergeben mußte.

Von dieser Zeit an konnte Rußland hoffen, die Wallachen und die Moldau seinen andern Erober

runge hinzuzufügen; aber es erwarb diese Länder nicht mit der Krimm im folgenden Kriege, obwohl Frankreich selbst die Schwachheit hatte, der Pforte zu rathe, sie solle diese nothwendig gewordene Opfer darbringen; allein sie waren nur die Pfänder eines Verfalls, dem keine Gränzen zu setzen standen.

Joseph der Zweyte, ob er gleich mit Recht die Nachbarschaft der Russen *) mehr fürchtete, wie selbst die der Türken, ließ sich dennoch, als die gewandte Catharina ihm ihre Vermittlung mit den deutschen Fürsten nach dem Einfall in Bayern anbot, durchaus in die Plane jener Kaiserinn verwickeln, mit welcher er große Vorthelle zu erndten, zum wenigsten Servien und Bosnien zu gewinnen, und freye Schifffahrt und Handlung auf dem schwarzen Meere zu erringen hoffte, welchen

*) Ich hörte ihn öfters sagen! „Obwohl Oesterreich oft „von den Turbanen in Gefahr gesetzt ist, so würde „es doch noch in einer weit schlimmern Lage seyn, „wenn die Russischen Hüte in Constantinopel res „gierten.“ *Politique de tous les Cabinets de l'Europe.* Tom. 2, p. 39.

letztern Vortheil Frankreich, wenn gleich der Türken treuer Freund, nie zu erreichen gewußt hatte. Dieser Staat schätzte sich glücklich im Jahre 1787 einen Handlungs-tractat mit Rußland schließen zu können, welchen die Engländer immer hintertreiben wollten, und der doch nur eingebildet war, weil die Französischen Kaufleute und Rheder keine directe Verbindung mit den Häfen der Ostsee anzuknüpfen wußten. Joseph der Zweyte also und Catharina II. drohten mit vereinter Macht der Türken einen gänzlichen Untergang, gerade in dem Augenblick, da die Angelegenheiten Frankreichs eine gebietende Wendung nahmen, und die Aufmerksamkeit der theilhabenden Mächte auf sich zogen, welche glaubten in einer Nacht, die sie einst gefürchtet hatten, eine neue Theilungsbeute vor sich zu sehen; doch bald lehrte man sie diesen Gedanken gänzlich fahren zu lassen.

Damals stand Rußland auf der höchsten Stufe seiner Macht, in Hinsicht seines Kriegsvolks, seiner Finanzen und seiner sichern Verbindungen mit andern, mächtigen Staaten. Seine kriegeswohnten, wohl disciplinirten und von dem Glücke gegen die Türken siegestrunkenen Soldaten galten

um so mehr, da sie die beste Meinung von sich selbst hatten, und es fehlte ihnen vielleicht nur an Officieren und Feldherrn um die vortrefflichsten Truppen der Welt zu seyn. Catharina bot alle Sorgfalt auf, um das zu verschaffen, was dem Staate in dieser Rücksicht mangelte; sie zog geschickte Fremdlinge herben, sie weckte Racheiferung, und ließ es sich nicht an reichen Belohnungen fehlen, wenn ein glücklicher Erfolg den Muth krönte. Die große Bevölkerung ihres Reichs, obwohl auf einen ungeheuren Erdstrich vertheilt, versprach ihr überflüssige Werbungen unter slavischen, halbwilden Bewohnern, für welche das müßige Lagerleben und die Raublust so wirksame Anreizungen sind. Auch würde die ganze Bevölkerung Rußlands sich, so zu sagen, gerne für sie bewaffnet haben, und wirklich schränkte nur die Schwierigkeit der Verproviantirung und Besoldung die Zahl der Truppen ein. Und dennoch hatte Catharina auch in dieser Rücksicht beträchtliche Hülfquellen, besonders wenn man die wenigen Bedürfnisse der Russischen Soldaten bedenkt, die, wie die alten Römer, nur Brod nöthig haben, und die in ihrer kalten, an Erzeugnissen des Vos-

dens wenig ergiebigen Zone für alle Entbehrungen wie geschaffen sind.

Ferner war in den letzten Zeiten der Ackerbau durch die Bemühungen der Kaiserin sehr aufgemuntert, und der niedrige Preis des Getrandes erlaubte der Regierung mit wenig Kosten Magazine anzulegen, die selbst in den Seehäfen einen sehr guten Markt fanden, wozu die Materialien bey nahe ganz aus dem Reiche, oder aus den Domainen der Krone gezogen werden konnten, und deren Arbeitslohn wenig, oder fast nichts betrug. Vortheilhaft war auch die Seltenheit des baaren Geldes in diesem nördlichen Lande, wo die zweyhundert Millionen Einkünfte, welche Catharina erhob, mehr galten als drey Millionen in Frankreich, und sehr nützlich angewandt wurden, da der Aufwand des Hofes nur einen sehr geringen Theil verzehrte, und eine weise Verwaltung mit dem Uebrigen schaltete. Während eines Krieges hatten die Russen nicht nöthig zu glerigen Plieseranten ihre Zuflucht zu nehmen, die sich auf Kosten des Schazes und des Wohls der Truppen bereichern. Der Hof ließ Proviant mit Frohnsuhren durch die wüsten Gegenden der Armee zu-

bringen; man fouragirte allenthalben, man requirirte Fuhrwerk, Pferde, Ochsen, und das konnte man unbeschwert bey einem slavischen Volke, was kein Eigenthum hat, und nur besitzt für seine Herren; auf fremdem Gebiet setzte man alles in Contribution. Im Falle der Noth wußte sich Catharina auch der Hülfesquelle der Anleihen zu bedienen, und die Holländer legten viele ihrer Fonds in Rußland nieder. Die Kaiserin, die durch ihre geschickte Politick die beyden einzigen Mächte, die der Ausführung ihrer großen Absichten hätten entgegen wirken können, zu zügeln und sich günstig zu erhalten wußte, sah sich durch ihre Verbündeten mit allen Gewaltmitteln unterstützt, und es ist nicht ohne Grund, daß sie hätte auf den Gedanken kommen können, ganz Europa zu erobern, sobald sie glaubte, Frankreich sey seinem Untergange nahe.

Frankreich allein konnte in der That diesen Absichten Hindernisse entgegen stellen, und die Vergrößerung des mächtigen Nordreiches in Schranken halten, dessen Einfluß dennoch viel zu der Verblendung beitrug, womit der Petersburger Hof die Augen von ganz Europa in Hinsicht auf

seine wirkliche Stärke und seine unerschöpfliche Hülfsquellen verhüllte. Die feinere Bildung, welche dieser Hof und die ganze Classe des Russischen Adels seit Peter dem Großen gewonnen hatte, war die erste Ursache der Verbindungen, die zwischen den policirten und diesem barbarischen Staate angeknüpft wurden; und wenn er Bedeutung und Ansehn gewann, wenn er seine Kräfte insgesammt mit seinen Verbindungen wachsen sah, wenn es ohne Unterlaß seine Land- und Seemacht vermehrte, so hat er doch den westlichen Völkern gelehrt, den Werth seiner Staats-Verfassung richtig zu schätzen, die den Wechsel der Regenten selbst von einer Dynastie, so günstig ist, so wie auch seine effectiven Hülfsquellen, die, ungeachtet ihrer Größe, doch denen, die ein bestimmt begrenzter, aber sehr bevölkerter und wohl verwalteter Staat einer liberalen, starken Regierung darzubieten vermag, weit nachstehen. Das Russische Reich war nur beziehungsweise furchtbar, und die Veränderungen, womit Frankreich in der Epoche von der wir jetzt reden, schwanger gieng, mußten auch die ganze Europäische Politick, verändern um den Zauber zu brechen, welcher Deutschland dem

Willen der Russen dienstbar machte, die Franzosen mit ihnen in unmittelbare Berührung bringen, und in diesen die glorreichste der Bestimmungen erwecken, die Befreier, die Retter des Occidents zu werden, gegen jenes Nordreich; damit dieses ganz unfähig bleiben, das Zeitalter des Vandalismus zu erneuern; und einem Volke eine unübersteigliche Gränze der Eroberungen entgegen zu setzen, durch welches das Licht über die Barbaren, die Freyheit über den Despotismus, der freye Handel über den Monopol, auf dem ganzen Erdball triumphiren soll.

Brittannia, Frankreichs natürliche Nebenbuhlerin und Feindin, indem sie beständig uns an der Erreichung der höchsten Stufe unserer Wohlfahrt zu verhindern suchte, weil diese der ihrigen Gränzen setzen muß, hat vor allen andern Mächten Europa's den ausgedehntesten Einfluß auf den ganzen Erdkreis, den sie einer dem Geiste ihres Volks angemessenen Staatsverfassung und ihrer von Meeren umgebenen Lage verdankt. Die berühmte Königin Elisabeth verstand es, die Würksamkeit und den Muth, den die Engländer bis dahin fast nur bey innern Kämpfen zeigten, und wo

durch sie sich endlich die Freiheit errangen, nach außen zu richten, und bald wurden sie vor allen neuern Nationen durch Industrie und Handlung ausgezeichnet. So wetteiferten sie mit den Hansestädten um den Handel Rußlands, Deutschlands und des ganzen Nordens; ja sie verbreiteten ihre Verbindungen bis nach der Türkei. Da sie sich in ihrer Hoffnung einen Weg nach Ostindien um den Norden herum zu finden getäuscht sahen, so schifften sie dahin durch das Südmeer und um das Cap der guten Hoffnung. Ihr seit dieser Epoche stets wachsender Wohlstand machte aus den Britannischen Inseln das Vaterland der besten Landcultur, des herrlichsten Kunstfleißes, und des größten Handels, der sich über die Welt verbreitete, so wie das der Philosophie und der wissenschaftlichen Aufklärung, der bessern politischen und Civilgesetzgebung, die man seit dem Römischen Reiche bis auf unsere Tage kannte. So viele Vorzüge zugleich, rechtfertigen sie nicht den Stolz des Briten! und welchen Rang mußte er über seine Nachbarn erreichen, die am Busen der Verdorbenheit verweichlicht, den Launen einer wandelbaren, ohne Grundsätze handelnden Res-

glerung unterworfen, unstet zwischen Freyheit und Knechtschaft hin und her schwankten.

Die Revolution von 1688, die die Brittische Staats-Verfassung begründete, und den Monarchen vorschrieb, nicht anders als den Gesetzen gemäß zu herrschen, vereinte alle, bis dahin durch Factionen getrennte Gemüther, und Wilhelm der Dritte, der den Thron seines Schwiegervaters Jacob des Zwenten, den er hatte vertreiben lassen, einnahm, sah alle Engländer gemeinschaftliche Sache machen, und einzig den wahren Vortheil der Nation bezwecken, die, schon Beherrscherin des Weltmeers, nun auch die Erde zu unterwerfen strebte. Frankreich allein stellte der Ausdehnung ihrer Macht ein Hinderniß entgegen; Der alte Haß beyder Völker wuchs; und es lag nicht an dem neuen König, daß dieser Haß nicht bey den Insulanern, seinen Unterthanen, den höchsten Punct der Erbitterung erreichte. Die Versuche, die Ludwig der Vierzehnte, sein persönlicher Feind, machte, um den unglücklichen Jacob wieder auf den Thron zu setzen, gaben ihm dazu einen geziemenden Vorwand an die Hand; und so begann der gewaltige Streit, welcher seit

der Vernichtung der Französischen Flotte bey la Hogue im Jahre 1692 sich stets wieder in blutigen Kriegen und treulosen Verträgen offenbarte, und der vielleicht erst mit der Vernichtung des schwächsten Streikers endigen wird. In den Kriegen von 1702, 1743, und 1755 siegte die englische Seemacht fast beständig über die Marine Frankreichs, weil dieses Reich, mit zu großem Vertrauen auf seine Streitkräfte zu Lande, es vernachlässigte seine Flotten *) zu erhalten und zu vermehren, da es doch Hauptgegenstand der Sorge des Feindes war, den seinigen ein entscheidendes Uebergewicht zu verschaffen, welches ihm auch durch die Sorglosigkeit des Französischen Gouvernements leicht glückte, und wogegen die nach Abschluß des Familienpacts erfolgte Vereinigung der Spanischen mit der Französischen Flotte nichts auszurichten vermochte.

Die Allianz Frankreichs mit Oesterreich, welches England unaufhörlich gegen das Haus von

*) Und seine Colonien; im Frieden von 1763 verlor Frankreich seine Forts am Senegal, das unmäßig theure Canada, Cap Breton, Grenada, St. Vincent, Dominique und Labago.

Bourbon aufgereizt und besoldet hatte, schien die feindlichen Absichten gegen den Londner Hof zu begünstigen, aber das Ministerium versäumte es, alle Kräfte auf die Verbesserung der Seemacht zu richten, und ließ sich in Landkriege verwickeln, wovon es sich leicht hätte losmachen können. Die Engländer, welche anfangs diese Allianz gefürchtet hatten, sahen bald daß sie nichts von einer in träge Ruhe versunkenen Regierung zu besorgen hatten, welche weder die Polen zu retten, noch die Osmanen gegen die Russen zu beschützen wußte. Da sie ein Geschwader im Mittelländischen Meere auerüsten wollte, um die Flotte der Catharina in Ehrfurcht zu halten, welche sie hätte schlagen und verderben können, widersetzte sich der Londner Hof diesem Vorhaben, und man duldete, daß eine Englische Fregatte auf der Rhede von Toulon die Anker warf, um dort zu beobachten und darauf zu wachen, daß man keine Kriegsschiffe auszurüstete; ein nicht weniger schändliches Ereigniß, als die Demolirung der Festung Dünkirchen, die unter der Aufsicht Englischer Commissaire vorgenommen wurde. Englands Kriegs-Flagge ward seitdem in Europa allgemein gefürchtet, und die

föderative Gewalt dieser stolzen Insulaner entsprach ihrer Seemacht und ihren pecuniären Kräften vollkommen. Alle diese Staatskräfte zielten nur darauf, Frankreich, vorzüglich dessen Marine zu verderben, und sie beschloßen, diese niemals wieder zu einer furchtbaren Macht empor kommen zu lassen, indem sie es wohl voraus sahen, daß, wenn sich Frankreich je wieder mit ihnen zur See würde messen können, dieses Reich bald durch die Anwendung aller Arten von Hülfsmitteln, durch die Erzeugnisse seines Bodens, durch Bevölkerung, Kunstfleiß und Reichthum dort als Gebieterin sich erheben müsse.

Zwar erfuhr England einen beträchtlichen Stoß durch den Verlust seiner Colonien in Nord-America, die Frankreich und Spanien und selbst Holland, von einer weisen Politick geleitet, befreien half; aber Großbritannien, welche eben während dieses Kampfs seine Stärke und Hülfquellen concentrirte, erweiterte seine Eroberungen in Ostindien, einem Erdtheile, das seinem verderblichen Alleinhandel die meisten Vortheile darbietet, und statt, daß sich seine Macht seit der Befreyung der vereinigten Staaten hätte vermindern sollen, so

vermehrte sie sich vielmehr. Der herrschende Einfluß, den es auf Holland bewies, der Handels- Tractat, den es mit Frankreich zu seinem großen Vortheil schloß, beförderten diese, und 1789 war Großbritannien in einer solchen Lage, daß sich dies Reich als für den unumschränkten Beherrscher der Meere ansehen mußte, indeß Frankreich auf dem Punkte war, sich innern Zwistigkeiten zu überlassen, und alle Verbindungen zu Lande und zu Wasser abubrechen.

Großbritanniens politische und bürgerliche Regierungsforn und Staats- Verwaltung, der öffentliche Geist seiner Bürger, ihre Gewandheit und Tapferkeit zur See, die Geschicklichkeit und Standhaftigkeit seines Gouvernements, seine schlaue, machiavellische Staatsklugheit, sichern sämmtlich das Heil dieses Staats, und machen ihn allen seinen Feinden furchtbar, die es durch Hülfe seiner Flotten und trotz aller Verträge mit gewandter Schnelligkeit anzugreifen versteht, und die er durch die strengste Ausschließung von seinem Alleinhandel im Zaum halten kann, und welche ihm, getrennt wie es da liegt, von der übrigen Erde, und umgeben von seinen Flotten, die wie schwimmende

Festungen jedem Angriffe abzuwehren bereit sind, und die stärkste Vertheidigung bilden, keinen Schaden zufügen können. Ohne Zweifel steht das politische Daseyn Englands und der Anwuchs seiner Macht mit der Ausdehnung seines Bodens und der Zahl seiner Bürger in keinem richtigen Verhältniß; nur durch gewaltsame Mittel erhält sich diese Macht; England ist gezwungen, dem Völkerrechte zu entsagen und gegen die übrigen Nationen einen Zustand des Raubes zu constituirten; sein ausschließlicher Handel, seine tyrannischen Besitzergreifungen in Indien, seine durch immer wachsende Anleihen aus dem Privatvermögen sich versorgende Bank, frenlich ein mächtiges Band, welche die Bürger der Regierung vereint und ihren Vortheil mit dem des Staates verknüpft, alle diese gewaltsamen Mittel müssen eine Gränze haben, die vielleicht an dem Abgrunde liegt, der über kurz oder lang den Staat verschlingen wird.

Die Erfahrung lehrt, daß die See- und vorzüglich die Handelsstaaten, schneller wie andere die höchste Stufe des Glücks erreichen, um eben so schnell wieder herabzusinken, und daß ihr

Untergang beynahe immer dadurch herben geführt wird, daß sie mit einer Landmacht wetteifernd in den Kampf treten; Stolz und zu weit ausgedehnte Anmaaßungen führten bald eine vertilgende Catastrophe herben, worin gar oft der Staat versank, dessen sämtliche Hülfquellen precär sind, und der weniger auf innre Kraft, als auf die Güte einer Regierung oder eines Ministers gegründet ist, der vielleicht schwach oder sorglos, oder zu eifrig selbst die verhängnißvolle Entscheidung herben führt.

England, weit mächtiger als je eine Seemacht der Vorkwelt, übertrifft alle an Kühnheit und Raubbegierde; sein Haß gegen Frankreich scheint durch den glücklichen Erfolg stets mehr anzuwachsen; wir werden sehen, welche Ereignisse sich aus ähnlichen Verhältnissen entwickeln, und was die gegenseitige Lage der beyden Völker, die an sich schon mit Rom und Carthago so leicht zu vergleichen sind, gemeinschaftliches haben wird; und doch wagte es London, sich in dem Zeitraum, wovon wir reden, mit Rom zu vergleichen, und sprach gegen Frankreich, welches sich von entz

renden Vorschriften zähmen ließ und mehrere punische Kriege erduldet, was dieses nur dem Catil nachsagen sollte,

Delenda est Carthago!

Dies war das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Staaten von Europa im Jahre 1789; und daraus geht hervor, daß Frankreichs Lage in Rücksicht seiner auswärtigen Verbindungen höchst unvortheilhaft war, und daß dessen Macht, weder in militairischer noch föderativer Beziehung, seinem wichtigen Einfluß auf Europa's politisches Gleichgewicht entsprach, und eben so wenig der Rolle, die dieses Reich auf dem Schauplatze der Welt zu spielen berufen ist. Durch schwierige Küsten und befestigte Häfen im Westen begränzt, im Norden durch eine dreifache Kette von Festungen vertheidigt, im Süden und Osten von ohnmächtigen Nachbarn umgeben, unangreifbar auf seinem Gebiete, befriedigte dieser passive Militair-Staat die Sorglosigkeit einer nichtigen Regierung, die seit dreißig Jahren den activen Kriegszustand, d. i. die Zahl der Soldaten und ihre Zucht, abnehmen ließ; indeß Oesterreich, Preussen und Rußland die sehr gelizigen und durch einen leoninischen

Bund *) furchtbaren Mächte, nicht aufhörten, ihre Truppen zu verstärken, und unter ihren Untertanen den kriegerischen Geist zu wecken, der mehr als alles, die Unabhängigkeit der Staaten und ihr Uebergewicht sichert.

Der Gebrauch großer, zahlreicher Heere, die nach dem traurigen Beispiele Ludwig des Vierzehnten in ganz Europa eingeführt wurden, war die allgemeine Richtschnur der modernen Politik geworden, und der friedliche, oder vielmehr der wollüstige und schwache Ludwig der Fünfzehnte hatte es vernachlässigt, sie zu befolgen; indem er also die Lehren seines Urgroßvaters und den wahren Vortheil seines Königreichs vergaß, welches in Rücksicht anderer Reiche sich auf der untern Stufe befand, wohin die militairische Obergewalt

*) Confédération leonine, ein höchst bedeutungsvolles Wort, eine Verbindung bezeichnend, wovon nur einer Vortheil hat, alle andern Theilhaber aber Schaden, wie in der bekannten Fabel. Auf gar manchen Bund möchte dieser Ausdruck anwendbar seyn.

seiner Nebenbuhler es versetzte. Die Allianz mit Oesterreich begünstigte nur diesen Schlummer, da sie die so verderblichen und von dem Wiener Cabinet so wohl berechneten Folgen hatte, in dem dessen Feindschaft gegen Frankreich um so stärker war, desto mehr sie sich verbarg. Dies bezeugt der im Jahr 1780 dem Hofe zu Madrid gemachte Vorschlag, daß man diesem Gibraltar von den Engländer verschaffen wolle, wenn er Frankreichs Parthen verlasse, welches Carl der Dritte mit Würde verwarf; dies bezeugt Kaunig's Antwort, die er dem Münchner Hofe ertheilte, welcher anfragte, ob man dem Französischen Minister den Titel: Excellenz zugestehen sollte: „Nennt ihn nicht Excellenz, sucht vielmehr das Ansehen eines Hofes auf alle Weise zu demüthigen, welcher durchaus einen Einfluß auf das Reich behaupten will; es ist dessen Verfassung und Ruhe wesentlich entgegen, daß man dies duldet. *) Das waren die holden Früchte des Tractats von 1756 und der folgenden. Selbst die Familien: Verbin-

*) Situation politique de la France par Peyssonel, Tom. I, pag. 219 et 220.

Dung, welcher gemäß der Französische Hof auf den Beystand des schlecht administrierten, keiner Hülfsleistung fähigen Spaniens rechnete, trug Bey, die allgemeine Sorglosigkeit in diesem Puncte zu vermehren, indem der Seefrieg, der in den letzten Zeiten statt fand, durchaus nicht eine solche Wendung nahm, daß er sie hätte heilen können, da er nur die Gefahren auf dem Ocean sichtbar machte, auf welchem es noch nicht seine Stärke zu entfalten mußte.

Doch die söderative Macht Frankreichs war noch mehr geschwächt als seine militairische; und gerade in dieser Rücksicht hatte dessen Regierung das fälschlichste System angenommen. Ihre Sorglosigkeit in Beziehung auf ihre Vertheidigungs- und Angriffsmittel hatte mit ihren Allianzen zugenommen; und da sie sich nach dem Tractate von 1756 vor der Feindseligkeit abseiten Oesterreichs beschützt sahe, glaubte sie andere Staaten vernachlässigen zu können; sie mied Preussen und die deutschen Fürsten, vernachlässigte Schweden, verließ Polen und die Türken, oder beobachtete doch nur gegen die beyden letztern Mächte eine frostige Intervention, die ihnen statt der Hülfe nur matte

Rathschläge mittheilte, welche ihren Untergang beschleunigten, und sie täuschten, bis er vollendet war. Italien hatte nichts mehr von ihr zu erwarten; es geschah nichts für die Linie der Pfalz, die Erben des Herzogthums Bayern, und man ließ Friedrich dem Zweiten das Verdienst die Rechte des Reichs zu vertheidigen und zu rächen; man unterließ in Holland die gegen den Statthalter und gegen England empörte Parthen zu begünstigen. Es scheint, als ob die ihrem hohen Glück blindlings vertrauenden Bourbon's geglaubt haben, daß sie für dessen Bewahrung nichts zu thun hätten; da sie an nichts dachten, als ihrer Reichthümer und der ungeheueren Domainen zu genießen, indem sie sich von der übrigen Welt entfernten, und ihre Augen vor den sich ereignenden Begebenheiten und vor der keimenden Staatsumwälzung verschlossen.

Allein von Tag zu Tag sank ihr altes von Ludwig dem Vierzehnten so hoch erhobenes Ansehen durch ihre eigne Schuld, und, was das meiste zu ihrem Verfall in der Meinung der Mächte Europa's beitrug, war die Theilung, welche der ältere Zweig der Familie dem Jüngern

durch den Familienpact zugestand, nach den Rechten der Erstgeburt, denen gemäß Frankreich niemals zugegeben hatte, daß sie in irgend einer Monarchie auf Gleichheit der Theile Anspruch machten. Auch das erniedrigte dies Reich unter seinem Bundesgenossen, den eine schlechte Staatsverwaltung auf der letzten Stufe der Schwäche beharren ließ, und so ward das Vorurtheil, Frankreichs Macht sey unbedeutend, allgemein, der wirkliche Mangel an Kraft kam dazu, um es gleichsam zu bewahrheiten. Dies war die schlimmste Seite, die jener berühmte Tractat der Bourbons mit sich führte, der nur dazu bestrug, die gefährliche Sicherheit der Französischen Regierung zu vermehren, und der den Engländern eine neue von ihr außer Acht gelassene Beute zu verschlingen darbot, die Frankreich in seinen Seekriegen gar keinen Nutzen schaffte, und wodurch der Hof von Neapel nicht für dessen Angelegenheiten eingenommen wurde, da man ihn doch in den gegenseitigen Verabredungen mit einbegriffen hatte.

Unsere ganze Auseinandersetzung beweist, daß Frankreich durch eine seltsame Verkettung der Umstände und falschen Maaßregeln fast seinen ganzen

Einfluß und sein Ansehen sowohl bey seinen vormaligen Freunden als auch bey seinen erklärten Feinden und geheimen Nebenbuhlern verloren hatte. Sein altes Ansehen war nach und nach geschwächt, und die schwankende Politick des Cabinets von Versailles, die Schwäche der Regierung und die Ränke eines Hofes, wo Günstlinge und Maitressen herrschten, waren in ganz Europa bekannt. Und dennoch erinnerte man sich des alten Einflusses Frankreichs; man beneidete es aus Gewohnheit, und ein eingewurzelter Haß gegen dasselbe, beseelte die benachbarten Völker sey es, weil man auch die sinkende Macht noch fürchtete, oder mit weisem Vorbedacht die kommenden Schicksale ahnete.

Allein man konnte es sich nicht einbilden, daß ein Volk mit einem male von tiefer Knechtschaft zu republicanischen Staats-Einrichtungen übergehen kann, da man gewohnt war, die Freyheit als ein Phantom, und ihre Kraftäußerungen als Fabel zu betrachten. Der Zustand der Verachtung, worin die Franzosen sich befanden, der Mißcredit ihres Ministeriums an allen Höfen, gestattete es die gänzliche Auflösung dieser großen

Monarchie als leicht, als unvermeidlich anzusehen; sie war auch in der That nur ein Körper ohne Seele, dessen hinschwindende Glieder ihre Altersschwäche offenbarten, und in der Erwartung, daß man diese große Erbschaft werde theilen können, sah man im Auslande die ersten Bewegungen, welche den offenen Kampf der Monarchie mit ihren Unterthanen verkündigten, mit heimlicher Freude.

Polens Unruhen hatten dessen Untergang herbeigeführt, ungeachtet der erhabenen Anstrengungen einzelner Männer für Unabhängigkeit und Freiheit. „Die Macht, welche so schwach war, daß sie die Theilung dieses Freys Staats gestattete, wird dasselbe Schicksal unter denselben Umständen erfahren. Wir verstehen zu warten, bis diese Theilung vorgehen kann; der günstige Augenblick naht, strengen wir uns an sie zu beschleunigen.“ Also raisonnirten in ihrem Wahnsinn diese tiefen Politiker, diese Vormünder der fremden Könige, welche ihr Cabinet leiteten. Diese Unverständigen sahen nicht den Unterschied, der zwischen einer Nation, wo ein pris

villegirtes Corps die Volksmasse beständig in Sklaverey, in Einsalt und in Elend hält, und derjenigen besteht, wo die Entwicklungen des öffentlichen Geistes, obwohl langsam und verzögert, nach und nach die Bande der allgemeinen Dienstbarkeit gebrochen, die Vernunft befreyt, und sie zu aller Eigenthum gemacht haben. Der Zustand der Erniedrigung, worin Frankreich herabgesunken war, und den die innern Fehler der Regierung verursachten, hatte die Nation herabgewürdigt und verklagte laut die letzten Sprößlinge einer ihren ruhmvollen Vorfahren entarteten Dynastie. Nothwendig und unvermeidlich mußte eine politische Veränderung dieses Staats erfolgen; eine Veränderung, welche den Franzosen ihren alten Vorzug unter Europa's Völkern wieder erwarb, welche die Beleidigungen rächte, die sie seit einem halben Jahrhundert erfuhren, und ihre hohe Bestimmung vollendete, die sie auffordert alle Staaten der Christenheit neu zu gestalten, und auf die der ganzen Welt einzuwirken, nach dem sie sich selbst aus ihrem Verderben gerissen hatten.

D. R.

An den Herausgeber der *Minerva*,
über muthvolle Vertheidigungen von
Festungen.

Seit 11 Jahren beständig in Italien, war
mir die ihren Namen wirklich verdienende *Minerva*,
nur aus etlichen Hefen bekannt, die in
diesem jetzt noch immer so unliterarischen Lande,
wo man noch wie zu Ihrer Zeit nur Sonnetts
macht, und auf den Lorbeern des Tasso, Ari-
osto &c. ausruhet, sich durch ein Ungefähr dahin
verloren: kaum in Deutschland angekommen, suchte
ich sie zu lesen, erhielt sie auch wirklich von ih-
rem Anfange an bis jetzt, von einem hiesigen
Bürger, und finde eben einen Artikel der zur Ehre
der Oesterreichischen Truppen Berichtigung verdient.
Dieser befindet sich im Februar, Hest 1807, Hier

heißt es S. 585. „Daß man von den Deutschen Truppen nur eine einzige muthvolle Vertheidigung*, nemlich jene von Mantua unter dem Feld-Marschall Wurmsier, erlebte.“ Es ist wahr, daß

*) Der Verfasser des Aufsatzes in der *Minerva* ist hier mißverstanden worden, da er höhere Ideale als die Alltäglichen im Sinn hatte; denn man würde nicht fertig werden, wenn man eine jede muthige Vertheidigung fester Oerter als Beispiel anführen wollte. Bei einer mit allem versehenen Festung, die sich gut hält, läßt sich wenig denken. Dies verliert sich auch sehr bald in der Geschichte als nicht ungewöhnlich, um großen Begebenheiten dieser Art Platz zu machen, die noch nach Jahrhunderten gelesen werden. So sind — in neuern Zeiten — die trefflichen

diese Vertheidigung, welche 215 Tage dauerte, und in welcher man während 4 Monate, nichts als Pferdefleisch zu essen bekam (welches in den letzten Zeiten sogar nur gesalzen war), und wäh-

Vertheidigungen von Valenciennes und Ancona, beyde in der Minerva historisch aufbewahrt, würdig, künftigen Geschlechtern als Muster vorgelegt zu werden, so wie die Vertheidigung von Genua durch den Marschall Massena, und die von Mantua durch den Marschall Wurmsersich in anderer Hinsicht ausserordentlich auszeichnen und zu den größten Kriegs-Begebenheiten gehören. — Doch hier ist Stoff zu einer Abhandlung, der in einer Note nur obenhin berührt werden kann.

v. A.

rend der nemlichen Epoche nur Brandtwein und Pfeffer statt aller Arzneyen hatte, und daß wäh- rend der ganzen Blocade 15,000 Oestreicher durch Krankheiten ihr Leben einbüßten. Dies ist wahr, und obwohl man darüber schaudert, so thut es einem Oesterreichischen Officier doch wohl, solcher Thaten sich zu erinnern, wenn auch er in Person (ich hatte einen Bruder als Ingenieur: Officier dabey) an dieser Ehre nicht Theil genommen hat. Aber zur Berichtigung der Wahrheit, und der Kriegs: Geschichte, verdienen auch andere Beispiele angeführt zu werden; wenn auch ihre geringe Wichtigkeit in den Kriegs: Operationen, nicht den Einfluß von Mantua haben konnte. Ich verhehle meinen Namen nicht, und bitte Sie, gegenwärtiges sammt meinem Namen, in Ihr so allgemeines beliebtes Journal einzuschalten; wobei ich hier öffentlich versichere, daß ich mit keinem der

Festungs-Commandanten die ich nenne, weder
Freund noch verwandt bin, und drey nur persöns-
lich kenne.

Olmütz,

den 11ten Februar, 1809.

Max. de Traux.

Kays. Königl. Oester-
reichischer Major im
Genie-Corps.

Im Jahr 1794 wurde die Festung Quesnoy
durch die Franzosen unter dem General Scherer
belagert. Nach 28 Tagen offener Tranchée waren
sie kaum zur dritten Parallele gekommen, als der
Commandant durch einen Spion, den Befehl vom
Armee-Commando erhielt, sich zu ergeben und
eine gute Capitulation zu erzielen. Aber es war
zu spät dies zu erhalten; während des Waffens-
stillstands des Capitulirens lagerten sich die Franzo-
sen gegen alle Gebräuche, auf dem Glacis. Das
Schicksal der Besatzung ist bekannt. Daß diese
Festung ein höchst mittelmäßiges Achteck, mit ei-
nem elenden Hornwerk, sich gut vertheidigte, er-
hellst aus folgender Parallele. Als die Oesterreicher

unter dem General Clairfait selbige das Jahr vorher belagerten, war ihre Belagerungs- Armee nur 18,000 Mann, die Besatzung 7800 Mann stark, und wurde in 13 Tagen offene Tranchée genommen. Bei obiger Belagerung durch die Franzosen war die Belagerungs- Armee 25,000 Mann stark, die Besatzung hatte nur 1800 Feueergewehre; von der vorigen Belagerung war der Platz noch in sehr schlechtem Zustande, und dennoch vertheidigte si' sich 28 Tage. Folglich ist der Unterschied in der Parallele zum großen Vortheil der Oesterreicher. Der Commandant war der General S a l i s.

Daß Valenciennes und Condé im nemlichen Jahre sich gar nicht vertheidigten, kam aus zwey guten Ursachen: Erstens hatte der Oberbefehlshaber der Armee bey den Festungen, den wiederholten Befehl durch Spione geschickt, sich bey den ersten Anstalten zu ihren Belagerungen zu ergeben, und die Besatzungen zu retten suchen, wie auch geschah, da sie nicht nach Frankreich abgeführt wurden. Zweitens hatte Valenciennes nur 1900 Feueergewehre, wo sie doch deren 10,000 brauchte.— Die nemliche verhältnißmäßige Anzahl war auch Condé. —

1799 wurde Philippsburg vom Rheingrafen von Salm, wie bekannt, sehr standhaft vertheidigt. So wie aber der Herzog von Braunschweig bey der Schlacht von Jena, nicht mehr der nemliche Herzog von Braunschweig aus dem siebenjährigen Kriege war, so hatte auch Philippsburg nur den Namen ihrer ehemaligen Stärke, denn sie war theils eingegangen, theils geschleift worden, und nur ihre Lage machte sie fest. Der General Bernadotte, der vermuthlich nicht wußte, daß 10 Schuhe Wasser in den Gräben dieser Festung gen war, hatte sie aufgefodert, sich auf der Stelle zu ergeben, da er sonst die Besatzung würde nach gegebenem Sturm über die Klinge springen lassen. (Welche Aufforderung für ehrliebende Krieger.) Da aber seine Leute nicht wie die Gänse schwimmen konnten, noch so groß waren, als der St. Christophorus, so begnügte er sich damit, alle Häuser in der Festung durch Bomben anzuzünden, so daß bey dem Entsatz nicht ein einziges Zimmer bewohnbar war. Die Festung hatte damals nur Erdwerke.

1793 vertheidigte sich der General Mottelle mit dem jetzigen Feld-Marschall, Lieutenant

Chasteler doch 14 Tage in dem elenden Schloß von Namur, welches mehrere Jahre vorher gänzlich geschleift worden war. Man hatte nur die Breschen mit Faschinen hergestellt. Nach dem Ansehen zu urtheilen, hätte man solche gleich räumen müssen, welches aber obbenannte brave Männer nicht thun wollten.. Ich sah selbige 8 Tage nach der bald darauf erfolgten Räumung der Franzosen, und kann davon urtheilen.

1799 hatten die bewaffneten Bauern sich der von einigen hundert Franzosen besetzten, halb zerstörten Piemontesischen Berg-Festung Ceva bemächtigt. Zwen Compagnien Oesterreicher unter dem Hauptmann Schmelzer schlichen sich hinter die ganze Französische Armee, und erreichten glücklich die Festung, die er auch gegen alle Angriffe und auch gegen die Bestechungen des Divisions-Generals Emanuel Grouchy so lange vertheidigte, bis die Oesterreichische Armee selbige entsetzte. Der Commandant Schmelzer hatte nur 300 Mann Besatzung, 12 Canonen, worunter die größte ein 16 Pfünder während der 8 tägigen Belagerung demontirt wurde, und 8 wirkliche Canoniere.

1800 vertheidigte sich das Piemontefische Bergs Schloß Bardò, welches das Jahr vorher durch bewaffnete Bauern, einer Besatzung von etlichen Hundert Franzosen, mit Sturm war entrissen worden, gegen Buonaparte in Person, so hartnäckig bis die Breche gänzlich gangbar war. Buonaparte der gewiß als Kenner das militairische Verdienst würdigen kann, lobte den Muth des Commandanten Hauptmann Bärnsköpp, ungemein, da sich dieser bloß mit 2 Compagnien in einem elenden, durch die nebenstehenden Berge bis auf die Fußsohle auf Pistolen Schußweite beherrschten Plaze, so hartnäckig wehrte, und einen Theil der Französischen Armee, weil das Geschütz nicht durch den Paß geführt werden konnte, eine beträchtliche Zeit aufhielt.

1800 wurde das Castell St. Felice von Verona unter dem Feld-Marschall-Lieutenant Risch und Obrist Nobili 13 Tage sehr standhaft vertheidigt. Dies Castell ist, wie die Welt weiß, ein elendes Nest, von den nahen Anhöhen auch beherrscht, und war nicht mit dem Nöthigen versehen; denn bloß wegen Mangel an Pulver mußte sich die Besatzung ergeben, da selbige

ben der Uebergabe nicht mehr als 3 Schuß für jede Canone hatte. Die Franzosen hatten diese Belagerung so machen wollen, wie die Oesterreicher die ihrige im vorigen Jahre in Italien, nemlich so, daß sie meistens die erste Parallele so nahe anfangen, als man es sonst mit der zweyten machte. Aber die wohl bediente Artillerie der Festung zwang den Belagerer, seine schon errichteten Batterien weiter rückwärts anzulegen, weil das concentrirte Feuer der Festung sie jedesmal zerstörte.

1805 nach der Schlacht bey Austerlitz, die doch bey nahe so unglücklich war, als jene von Jena, wurde die Festung Ollmütz durch ein Piquet Chasseurs à Cheval etwas ungebührlich aufgefordert. Hätte der Commandant, der J. M. L. Baron Fröhlich, und der Vice Commandant und Genie Director General Major Baron Errini, so gedacht, wie die Commandanten von Magdeburg, Cüstrin, Stettin, Chenstochow, Schweidnitz, Hameln und Rienburg, so hätten sie die Festung ergeben müssen; denn es war gewiß kein Entsatz zu hoffen, und die Festung hatte damals nur wenig Besatzung; die Russische Epidemie raffte die Soldaten

zu Hunderten weg, es waren wenig Lebensmittel vorhanden, und die Festung war nicht im allerbesten Stand. Aber man lachte nur zu einer solchen Aufforderung, die einer Windbeuteln glich, wenn man ohne Belagerungsarmee eine große Festung auffordert, und die Festung hätte gewiß den 1758 erworbenen Ruhm vermehrt.

Dies sind Thatsachen, welche in der Geschichte laut sprechen. Daß die besten Festungen vermöge Conventionen durch einen Federzug sich ergaben, ist eine andere Sache, und es wäre zu wünschen gewesen, daß man die Belagerungen der Festungen in Italien durch die Franzosen gesehen hätte, um sie mit denen der Oesterreicher vergleichen zu können.

Neynahe hätte ich Ehrenbreitstein vergessen.

1796 und 1797 wurde Ehrenbreitstein muths voll vertheidigt, da es drey mal nach einander belagert wurde. Nur durch eine nicht gehaltene Convention, da sie solche alle 10 Tage mit Lebensmitteln bis zum Frieden, oder den WiedersAnfang der Feindseligkeiten, hatten versehen sollen, konnten die Franzosen selbige erobern. Auch dort hätte der Commandant Obrist Seehtern,

so raisonniren können, wie die Preussischen Commandanten, da die Oesterreichische Armee gänzlich geschlagen, und bis in Oesterreich und Böhmen sich zurückgezogen hatte. Aber ein Festungs-Commandant muß von den Kriegs-Ereignissen nichts wissen, und sich auf alle Fälle so lange halten, als er kann. Dann wird die Geschichte, die keine Rücksichten kennt, seinen Namen Ehrenvoll benennen, so wie man jetzt die Namen der Neumanns, Steensen &c. mit Ehrfurcht nennt.

Max. de Traux.

Kaiserl. Königl. Oesterreichisches
Major im Genie-Corps.

12.

Aus welchem Gesichtspunct ist die neue Preussische Städte-Ordnung zu betrachten?

Die mehresten Städte genossen vormals eines höhern Wohlstandes: gemeinnützige Stiftungen und das ungeheure Gemäuer der alten Kirchen, Thürme und Thore: zeugen noch davon;

Die armen Enkel vermögen nicht einmal zu unterhalten, was ihre Urväter gründeten und bauten.

Solche Verarmung der Städte bewürkten nicht schwere Abgaben: sehr viel größer waren ihre öffentlichen Lasten, als sie diese weitläufige Stadtmauern aus eignen Mitteln erbauten, aus eignen Mitteln zum Kampfe stets gerüstet seyn mußten; als sie die Sicherheit, die jetzt das Gesetz gewährt, nur mit Schutzgeldern erkaufen, oder mit dem Schwerdte in der Faust ertrögen konnten; als eine Schaar von Klosterleuten und Priestern noch auf ihre Kosten lebte.

Auch sind die Städte nicht verarmt, weil das Land reicher wurde. Mögen immerhin einige Handwerker mehr, als vormals, auf den Dörfern wohnen; mag immerhin mehr gebauet werden in den Höfen der Gutsherren. Doppelt so viel und dreifach so wohlhabende Landleute bedürfen sechs mal mehr von den eigentlichen Erzeugnissen der Städte. Sie, vormals kaum mit selbst gewebten Zwillich bekleidet, tragen jetzt tuchene Kleider, Kattune und Seidenzeug; sie, sonst bloß genährt mit den Früchten ihres Ackers, holen jetzt aus den Städten Caffee, Zucker und mannigfache Gewürze.

Ihr elendes Ackergeräth und Geschirr, an dem weder Eisen noch Lederzeug war, ist verdrängt durch vielfache Schmiede- und Riemer-Arbeit. Ihre elenden Hütten von Lehm und Holz, an welchen kaum ein Schloß oder eine Fensterscheibe war, sind bequeme Wohnungen geworden, die den städtischen Maurer, Tischler, Schösser und Töpfer nähren.

Aber darin liegt die Verarmung der Städte, daß die Bürger das Vertrauen auf ihre eigne Kraft verloren, daß ihnen der Muth entsank, sich selbst wohlhabend zu machen.

So wie Almosen nur Bettler erzeugt, so erzeugte die Vormundschaft des Staats, unter welcher die Städte geriethen, nur träge Schwächlinge. Wer dachte an Bau, Vergütungen, als die alten festen Häuser gebaut wurden, die noch jetzt der Zeit und der Vernachlässigung trogen? Sind wir nicht jetzt so weit gesunken, daß kaum irgend ein Bürger es für möglich hält, sein verfallnes Erbe ohne öffentliche Hülfe wieder aufzubauen? Wer dachte an eine Fabriken-Casse, an Wollen-Magazine, an zinsfreie Vorschüsse, an Patente und Monopole, als der städtische Gewerbsfleiß auf-

blühte, und die Bürger reich wurden durch Handel und Gewerbe?

Aber damals war der Bürger hochgeehrt; er selbst wählte seine Obrigkeit aus seiner Mitte; die Rathsherrn waren geachtete Bürger, erwählt durch das Vertrauen ihrer Mitbürger. Ehrbare Bürger saßen als Schöppen um den Richterstuhl; ehrbare Bürger verwalteten das Cämmerey, Vermögen, ehrbare Bürger standen Kirchen und Schulen vor, und besorgten die milden Stiftungen. Diese Unabhängigkeit von fremder Vormundschaft gab den Bürgern einen edlen Stolz; ein Vertrauen auf eigne Kraft, eine Anhänglichkeit an ihr Gemeinwesen, welche eben diese Rechtlichkeit und Festigkeit, diesen beharrlichen Fleiß, diese unermüdete Thätigkeit, diese Aufopferungen für das Gemeinwohl erzeugten, wodurch die Städte reich und mächtig wurden.

Welcher Muth soll den Bürger beleben, wenn seine Angelegenheiten in den Händen von Männern sind, die sich schämen Bürger zu heißen? welche Herab sehen auf die Bürgerschaft als ein armes, unwissendes, werthloses Volk, hingegeben ihrer Willkühr? Mögen diese Obrigkeiten auch wirklich

rechtlich und wohlwollend seyn; sie haben niemals das Interesse, und selbst nicht die genaue Kenntniß der bürgerlichen Gewerbe, die Magistrate aus der Mitte der Bürgerschaft haben würden. Der Bürger fühlt sich immer gedemüthigt ihnen gegenüber; er faßt nie die Achtung, die Zuneigung für sie, die Männer genießen würden, die sein Vertrauen aus der Gemeinde wählte.

Genießt scheinbar die Bürgerschaft noch einen Einfluß auf die städtische Verwaltung, hat sie Gemeinälteste, sitzen wohl gar einige Handwerker im Magistrat; so zeigt sich nur noch auffallender die Würkung jener fremden Vormundschaft. Die Bürger verstummen: demüthig vor dem Uebergewicht der höhern Magistrats-Personen, die keine Bürger sind; die bessern Bürger ersparen sich diese Demüthigung lieber, und diese sogenannten Bürger-Repräsentanten sind daher selten geachtete, unterrichtete und kraftvolle Männer.

Der Bürger, welcher seinen Stand verachtet fühlt, legt sein Gewerbe nieder, sobald er von seinen Ersparnissen leben zu können vermeint, oder erzieht wenigstens seinen Sohn für die herrschende schreibende Classe. So wird das Vermögen, das

Der Gewerbefleiß erwarb, nicht wieder in Gewerbe verwendet, sondern in einem geschäftigen Müßig-
gange vergeudet.

Alle diese Mängel, welche den Wohlstand der Städte zerstören, fühlte die Preussische Regierung längst. Das allgemeine Landrecht und viele einzelne Verordnungen zeugen von ihrer Neigung, dem Bürgerstande Selbstständigkeit und damit Selbstachtung und Selbstvertrauen zu verschaffen. Aber die Fruchtlosigkeit dieser einzelnen Versuche zeigte die Nothwendigkeit einer gänzlichen Reform der städtischen Verfassungen. Die neue Städte-Ordnung wodurch diese Reform zur Vollziehung gelangt, beabsichtigt keine Neuerungen; sie stellt nur die Vorrechte des Bürgerstandes wieder her, die derselbe in seinen bessern Zeiten besaß, die zu seinem Wohlstande unentbehrlich sind, die er nur verlor durch die Irrthümer eines über sein wahres Interesse getäuschten, eines entnervenden und kraftlosen Jahrhunderts.

Die Städte-Ordnung stellt zunächst das Princip der wahren Bürgerehre wieder her, die auf Unbescholtenheit, auf freyer Achtung beruht. Keine Bürgerschaft darf fortan Criminal-Verbrecher und

überwiesene Betrüger mehr unter sich dulden. Wer an bürgerlichen Rechten durch Besitz von Grundstücken, durch Betrieb von Gewerben Antheil nimmt, muß auch durch Leistung des Bürgereides bürgerliche Pflichten übernehmen. Wer zu träge oder zu stolz ist, seine Bürgerpflichten zu erfüllen, verliert die Ehrenrechte eines Bürgers, und büßt durch höhere Geldbeyträge zu den gemeinen Lasten.

Die Städteordnung giebt der Bürgerschaft die Verwaltung ihrer eignen Angelegenheiten wieder. Sie begründet eine Repräsentation, die, berufen durch das öffentliche Vertrauen, durch die freie Wahl der Bürgerschaft, nicht beschränkt durch ein besondres Zunft-, Gewerbs-, oder Standes-Interesse, das Wohl der gesammten Stadt kräftig wahrzunehmen, Kenntniß und Ansehn genug besitzt: eine Repräsentation, welche das ihr geschenkte Vertrauen nicht anhaltend mißbrauchen kann, da jedes Mitglied nach dreijährigem Besitze seine Stelle verliert, wenn das öffentliche Vertrauen es nicht von neuem dazu beruft: eine Repräsentation, von der, wenn sie etwa gemißleitet werden könnte, niemals gefährliche Neuerungen zu

Besorgen sind, da alle Abänderung der Statuten von höherer Genehmigung, alle executivische Gewalt von dem Magistrat abhängt, der dem Staate für den Gebrauch derselben verantwortlich bleibt.

Die Städteordnung giebt den Bürgern die Befugniß wieder, ihre Magisträte selbst aus ihrem Mittel zu wählen. Sie macht es ihnen möglich, sich derjenigen obrigkeitlichen Personen ohne Aufsehn nach kurzer Zeit zu entledigen, die das öffentliche Zutrauen verloren haben, und flug genug sind, ihre Mißgriffe und Vernachlässigungen der richterlichen Beahndung zu entziehen. Sie nöthigt alle städtische Beamten, Vertrauen durch ihre Amtsführung zu verdienen, weil die Dauer ihres Amtes von diesem Vertrauen abhängt. Sie zügelt endlich die bloße Neuerungsucht, die nur aus Muthwillen verändert; indem sie der Bürgerschaft die Verpflichtung auflegt, nicht wieder erwählte besoldete städtische Offizianten zu pensioniren.

Die Städteordnung giebt der Bürgerschaft das Recht, Gemeinlasten unter sich selbst zu vertheilen, und die Gelder, welche zu städtischen Anstalten bestimmt sind, selbst zu verwalten. Will

führ und Begünstigungen, Verschwendung der städtischen Gefälle, eigennützige Verwendungen der schwer erübrigten Abgaben, sind fortan vernichtet.

Auch der Uebergang zum Bessern hat große Schwierigkeiten: wer des Gehens lange entwohnt ist, taumelt bei den ersten Schritten; aber er kann nur Kraft und Uebung gewinnen durch wiederholte Versuche. Menschen, deren Eigennuß verliert, deren Eitelkeit verletzt wird durch die Herstellung der Rechte des Bürgerstandes, oder die große Menge derjenigen, welche die Gewohnheit verblendet, welche unfähig sind zu begreifen, daß Verfassungen, die längst in den gebildesten blühendsten Ländern bestehen, die sonst bei uns selbst einheimisch waren, mit großem Vortheil an die Stelle des Mechanismus gesetzt werden können, in welchem sie bisher, unbekümmert um das Mögliche Befre, bequem in den Tag hineinlebten — diese und nur diese allein sehen tausend Schwierigkeiten bei der neuen Städteordnung.

Die Bürger, wähnen sie, werden nicht verstehen, ihr Interesse wahrzunehmen. Aber sie verkennen, daß eine sehr große Fülle gesunden Mens

schenverstandes in den Männern liegt, die keine künstliche Bildung erhalten haben, und welchen gemeinlich nur die Kunst fehlt, das, was sie sehr richtig denken und sehr gut auszuführen wissen, auch angenehm vorzutragen. Die schreibende Classe, welche sich sehr groß dünkt in ihrem Formenwesen, steht oft an gründlichen Kenntnissen dem Gewerbmanne sehr weit nach. Die Kunst, Aufsätze im gewohnten Geschäftsstyle zu fertigen, ist weit untergeordnet der Kunst, überall das Zweckmäßige zu rathen und zu thun. Die Bürger, welche das öffentliche Vertrauen zu den ehrenvollen Stellen von Districtsvorstehern, Stadtsverordneten, und Magistratspersonen beruft, werden sehr wohlthun, sich durch Witzeleien über ihre Unkunde in allen diesen Formenwesen gar nicht irre machen zu lassen, und höchstens davon Veranlassung zu nehmen, ihren zu gleichen Stellen bestimmten Kindern auch diese Art von Bildung zu verschaffen. Sollten übrigens auch wesentliche Mißgriffe in ihre Verhandlungen einschleichen: so liegen in der neuen Städteordnung selbst alle verfassungsmäßige Mittel, dieselben zu verbessern, sobald sie entdeckt werden; und der vorübergehende

Schaden wird keine andere Wirkung hinterlassen, als belehrende Erfahrung für die Zukunft.

Fürchtet nicht, gute Bürger, daß die Geschäfte welche Euch übertragen werden, Euch eine kostbare Zeit rauben, die Ihr eurem Gewerbe entziehen müßt. Derer, welche mit diesen Geschäften beauftragt werden, sind so sehr viele, daß der Antheil jedes Einzelnen nur höchst unbedeutend seyn kann. Alle bürgerliche Angelegenheiten werden überdies unendlich erleichtert dadurch, daß sie größtentheils mündlich abgemacht werden; daß es keiner Anfragen bey entfernten mit der Sache völlig unbekannten Behörden, keiner Rechnungslegung an andere Personen, als Eure eignen Mitbürger bedarf; daß endlich jedem Mangel gleich im Entstehen auf die einfachste und kürzeste Weise vorgebeugt werden kann. Die Angelegenheiten, worüber Eure Obrigkeiten Jahre lang berichtet und wieder berichtet haben, wurden gemeinhin nur so verwickelt durch den eingeführten Geschäftsgang, durch Mangel an Interesse bei der Sache, durch anfängliche Vernachlässigung. Alle diese Schwierigkeiten habt Ihr nicht zu fürchten.

Es mag seyn, daß ihr anfangs nicht immer so gleich die einfachste Geschäftsform findet, und Euch manches schwerer macht, als eben nöthig wäre: aber Erfahrung und Uebung werden Euch bald belehren. Vielleicht sind Anfangs der Ge-

nstände sehr viel, welche Eurer bessernden Leistung bedürfen. Ermüdet nicht! Wenn dieses Tagewerk vollbracht ist, wenn Ihr erst Eure Anstalten dauerhaft und zweckmäßig geordnet habt: so wird es Euch äußerst leicht werden, sie in Ordnung zu erhalten. Macht Ungewohnheit Euch vielleicht die öffentlichen Geschäfte beschwerlich: Dies Uebel mindert die Zeit. Zudem gewinnt Jeder Interesse für das, wofür er mit freier Thätigkeit sorgt. Die Freude des Gelingens, der Dank Eurer Mitbürger, die Achtung Eurer Obrigkeit wird Euch wohlthun; Ihr werdet bald nicht mehr ohne Antheil an der öffentlichen Verwaltung leben wollen, und darin eine Erholung finden, die Eure Thätigkeit wecket und erhöht, und Euch selbst neuen Muth zum Betriebe Eurer eignen Wirthschaft verleiht.

Ihr fragt, warum diese Einrichtung, wenn sie wirklich so vorzüglich ist, nicht schon in den

schönsten Tagen der Preussischen Monarchie eingeführt wurde? Habt Ihr vergessen, daß die Noth nachdrücklicher belehrt, als das Glück? Oder daß Mißverhältnisse oft lange übersehen werden, bis ungewöhnliche Ereignisse ihre Folgen empfindlich darlegen?

Ihr selbst lernt täglich zu; die Zeit bildet an Euch. Können und müssen die Staaten nicht mit den Fortschritten des Zeitalters auch ihre Ansichten berichtigen? War denn in den schönsten Zeiten des Preussischen Staats die Regierung nicht auch geschäftig, stets zum Bessern vorzugehen? Warum sollte sie jetzt glauben, es sey nichts mehr zu verbessern, da eben ein schrecklicher Umsturz des öffentlichen Glücks bewiesen hat, daß sehr vieles ganz unhaltbar war?

Das allgemeine Landrecht wurde noch unter der Regierung Friedrichs des Zweyten größtentheils ausgearbeitet, und von dessen Nachfolger schon 1791 vorläufig publicirt. Es enthält Th. II, Tit. 8. §. 110, 111, 115, 121, 146, 147, 153, 160, Anordnungen, welche jetzt die Grundlage der neuen Stadt-Ordnung, ausmachen. Nach diesen sollen gemeinschaftliche Angelegenheiten der

Stadt, Gemeinden durch Berathschlagungen und Schlüsse derselben regulirt und entschieden werden. Der Regel nach, soll dies nicht in Versammlungen der gesammten Bürgerschaft, sondern durch Repräsentanten derselben geschehen. Stadt, Gemeinden haben das Recht über ihre innere Einrichtung Statuten zu entwerfen. Ihnen steht die Wahl der Magistratspersonen zu, in so fern ausdrückliche Gesetze nicht ein Anderes bestimmen. Wo die Bürgerschaft Ausfälle bey der Cämmerey übertragen muß, hat sie auch die Befugniß, bey der Abnahme der Cämmerey, Rechnung mit zu wirken, und Nachweisung über die Verwaltung des städtischen Einkommens zu fordern. Ihre Einwilligung ist nöthig, wenn Cämmerey, Güter veräußert, vererbpachtet, oder mit Dienstbarkeiten besetzt werden sollen. Die Verwaltung des gemeinsamen Bürger, Vermögens wird durch Schlüsse der Stadt, Gemeinde bestimmt.

Wer verkennet in diesen Gesetzen die Grundlagen der neuen Städte, Ordnung, welche aus diesem Gesichtspuncte nur ein polizeyliches Regulativ ist, wodurch die Stadt, Gemeinden in den wirklichen Besitz aller der Rechte gesetzt werden,

die das allgemeine Landrecht ihnen zubachte, und demnach schon Friedrichs des Zweyten Zeitalter dem Interesse der Städte angemessen fand. Fortschritte ganz im Geist dieser berühmten Gesetzgebung, sind wahrlich keine Neuerungen, die dem Preussischen Regierungs-System fremd, oder dem National-Geiste widersprechend wären.

13.

M i s c e l l e n.

G u t e r R a t h.

Es preiset Orthodox, der Pastor, sein Symbol,
 Als ob er es vom Himmel selbst erhalten;
 Stax, der Politiker, rühmt so auch sein Idol
 Des Staats, als könn' er selbst den Staat
 nur wohl verwalten.

Ich rathe dir, gieb immer Recht dem Alten,
 Verdirb ihm nicht den Himmel auf der Welt;
 Laß den Politiker mit seinen Mächten schalten;
 Weil Jedem nur sein Steckenspferd gefällt!

Bramigk.

Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes der Minerva vom Jahr 1809.

<u>Ueber das Resultat des gegenwärtigen Kries</u>	
<u>ges.</u>	<u>Seite 1</u>
<u>Rede des Präsidenten der reichsständischen</u>	
<u>Commission der Civil-Justiz v. Stroms</u>	
<u>beck, gehalten in der Versammlung der</u>	
<u>Westphälischen Reichsstände, am 16ten</u>	
<u>August 1808.</u>	<u>29</u>
<u>Betrachtungen über den jetzigen Zustand von</u>	
<u>Europa, über den Geist der Zeit, über</u>	
<u>die öffentliche Meynung und Vorurtheile,</u>	
<u>über Staaten und Völker. (Fortsetzung.)</u>	<u>54</u>
<u>Ereignisse der Zukunft aus der Zusammenstel-</u>	
<u>lung der jetzigen Begebenheiten gefolgert.</u>	<u>85</u>

	Seite
<u>Ein politischer Traum vom Jahr 1806.</u>	90
<u>Gespräch des Grafen Altenburg und Bar</u> <u>on Neurode, über die Patrimonial</u> <u>Jurisdiction und den Erblichen Unters</u> <u>schied der Stände im Königreich Preuss</u> <u>sen. (Beschluß.)</u>	106
Ueber die Lage der Catholiken in Irland.	139
Die Folgen der Teutoburger Schlacht.	149
Historische Erinnerung an das Jahr 1776.	
Von Dr. Kunderling.	163
<u>Europäisches Staaten-Verhältniß, dargestellt</u> <u>mit erlaubter Freymüthigkeit, von einem</u> <u>Staatsmann in der Einsamkeit.</u>	166
<u>Berichtigungen und Bemerkungen über die</u> <u>neuesten Schriften des Obristen v. Mass</u> <u>senbach. Von Hrn. v. Hüllesheim.</u>	172
Miscellen. — Die Enten.	178
Priester; Tugend. Eine neue Anekdote.	180

Den Manen eines bey Jena gefallenen

Sachsen. 182

Critische Notizen. — Kriegs-Kalender

auf das Jahr 1809. 187

Hassans Papiere. 189

Industrie und Cultur der Portugiesen. . 191

Bemerkungen über das Almagamiren der Staas-

ten und Nationen. (Eingefandt.) . 193

Protest des Lord Erskine und anderer Brits-

tischen Pairs, gegen die parlamentarische

Billigung des Angriffes auf Dännemark.

Von Lord Erskine. 227

Ueber die neue Criminal-Ordnung im Königs-

reich Westphalen. 241

Blicke auf das Spanische America. (Beschluß.)

Von Gloner. 252

Was thut jetzt Noth? (Eingefandt.) Von

Krüger, der W. W. Dr. 275

Ueber die Verhältnisse der Erbunterthänigen, oder Leibeigenen in der Neumark. Vom Freyherrn A. v. R a m p f.	291
Ueber die öffentliche Meynung.	295
Englands Politick nach dem Frieden	324
Bemerkungen über Deutschlands Handel mit Großbritannien. (Eingesandt.)	354
<u>Miscellen. — Gedicht. Den Manen</u>	
<u>des Großveziers Mustapha Bairas</u>	
<u>ctar, der in dem Aufruhr von Cons</u>	
<u>stantinopel am 16ten November 1808,</u>	
<u>sich mit mehreren Hunderten ihn mörs</u>	
<u>derisch überfallender Janitscharen, in die</u>	
<u>Luft sprengte. Von Hrn. v. Held.</u>	370
<u>Statistische Nachrichten von Schweden.</u>	377
<u>Was haben wir von England zu erwarten,</u>	
<u>und zu thun, um unsere Wohlfahrt ges</u>	

gen das feindselige Interesse dieses

Staats zu sichern? 385

Ueber das Preussische Militair. . . . 402

Klage einer Versündigung gegen das Völkers

Recht und gegen den National-Character

der Deutschen. 412

Kurze Ansicht eines Ausschnittes aus den neues

ten Zeitbegebenheiten und ihren Folgen

! auf dem Continent. 434

Betrachtungen über einige Veränderungen im

Europäischen Staaten-System. Von

S. Lax. (Eingesandt.) 451

Ueber die patriotische Stimmung in Schles

sien. (Eingesandt.) 467

Ueber adliche und bürgerliche Officiers in den

Armeen. 475

Bericht über die Begebenheiten auf den Hös

sen von Rödigen den 14ten October

- 1806, als Ergänzung der unvollständigen Nachrichten über das Holzendorfsche Detachement. Von einem Sächsischen Cavallerie-Officier. . . 486
- Die Politick Rußlands, Oesterreichs und Frankreichs vor der Revolution. Von Labouliniere, General-Secretair des Departements der Ober-Pyräneen. . 507
- An den Herausgeber der Minerva, über muthvolle Bertheidigungen von Festungen. Von Max. de Traux, Kaiserl. Königl. Oesterreichischer Major im Genies Corps. 535
- Aus welchem Gesichtspunct ist die neue Preussische Städte-Ordnung zu betrachten? 546
- Miscellen. — Guter Rath. Von Braumigk. 570
- Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes der Minerva vom J. 1809. . . 571
- Ende des 69sten Bandes der Minerva.
-

Intelligenzblatt

zur Minerva.

März 1809.

Ankündigung

eines

geographischen Hand-Atlases

über

alle bekannte Theile des Erdbodens;

in 24 Charten.

Nach einer auf Naturgrenzen beruhenden Darstellung der Länder
entworfen, zum Studium der Geographie und Geschichte, zum
Jugendunterricht, und für jedes allgemeinere Bedürfnis der
Liebhaber der Geographie bestimmt.

Es ist beim Unterricht in der Geographie, bei der
Selbsterwerbung dieser Wissenschaft und bei dem

Gebrauche der Landkarten zur Geschichte, nöthig einen Atlas zu haben, welcher die Länder nicht in dem Umfange, und in der innern Eintheilung zeigt, welche sie gerade jetzt haben, sondern in welchem andere Abtheilungen, und zwar Naturabtheilungen zum Grunde gelegt sind. Ein Bedürfniß, welches viele kennen werden, und an dessen Befriedigung dennoch niemand gedacht hat. — Ich habe einen Atlas entworfen, welcher auf diese Bedürfnisse berechnet ist, und mache das Publicum und insbesondere Jugendlehrer, auf denselben aufmerksam; er ist die Frucht sehr langen Nachdenkens, Ueberlegens und vieler gemachter Versuche.

Eine gedruckte ausführliche Ankündigung, die in den meisten Buchhandlungen zu haben, auch in den allgemeinen Anzeiger der Deutschen Nr. 59. v. d. J. eingerückt worden ist, besagt die nähere Einrichtung dieses Atlases. Ich erwähne daher hier nur noch, daß keine politische Grenzen auf diesen Karten vorkommen; daß jedes einzelne Land nach großen Gesichtspunkten entworfen, und nach Naturgrenzen bestimmt ist; daß die Flüsse, als Mittel der innern Eintheilung, stark und deutlich auf den Charten, die 14 Zoll in der Höhe und 22 Zoll in der Breite haben, angegeben sind; daß die, Char-

ten durch sehr geschickte Meister gestochen sind, und dem Auge wohlthun; und daß der ganze Atlas nebst einem dazu gehörigen Repertorium, in welchem die politischen Grenzen und Abtheilungen mit bemerkt sind, bei Herrn Perthes in Gatha zur Leipziger Ostermesse d. J. erscheinen wird.

Dresden, im Januar 1809.

J. H. G. Heusinger,

Professor an der Königl. Ritterakademie, und
Lehrer am Pageninstitute daselbst.

*

*

*

Ich hoffe den von dem Herrn Professor Heusinger nach vorstehender Ankündigung in Verlag genommenen Atlas zur nächsten Leipziger Sublilates-Messe in einem anständigen Aeussern ganz complet abliefern zu können, da sich dazu schon 20 gestochene-Charten in meinen Händen befinden; und zu den noch fehlenden vier die Zeichnungen an die Stecher abgegeben worden sind.

Bis zu seinem Erscheinen biete ich den vollständigen Atlas von 24 Charten mit dem Repertorium

zu 6 Rthlr. Sächsisch, oder 10 fl. 48 Kr. Rheinfl.
auf Vorausbezahlung an, und bitte alle Gönner und
Freunde, desgleichen diejenigen Buchhandlungen, die
in solchen Angelegenheiten gern gefällig sind, Bestel-
lungen anzunehmen, und mir die deutlich ge-
schriebenen Namen, die dem Werke vorge-
druckt werden, vor Ausgang des April-Mo-
nats einzusenden, und die Pränumerations-Gelder
beizufügen, oder mir sie zur Messe nach Leipzig zu
übermachen. Für ihre Bemühungen offerire ich
ihnen auf 5 Exemplare das 6te als Frei-Exemplar,
oder, wenn es lieber wäre, den Abzug des 6ten Theils
vom Geldbetrage.

Nach Verlauf des Pränumerationstermins tritt
ein bedeutend höherer Preis ein.

G o t h a, im Januar 1809.

Justus Perthes.

Der Buchhändler Herr Friedrich Perthes
in H a m b u r g erbietet sich, auf den oben angekün-
digten Atlas-Pränumeration anzunehmen.

Folgende nützliche Werke, welche sich sowohl zu Schulprämien, als auch zu Geburtstagsgeschenken eignen, sind in allen Buchhandlungen um beigesetzte Preise zu haben:

Gallus Geschichte der Mark Brandenburg. Neue verbesserte Auflage, 6 Thle. 8. Züllichau, bet Darnmann 7 Thlr. 12 gr.

Daselbe Werk auf Holländ. Papier 9 Thlr. 20 gr.

Der 5te und 6te Band sind auch besonders zu haben

unter dem Titel:

Abriß der vornehmsten Begebenheiten des Königs Friedrich Wilhelm I. Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms II. auf Druckpapier 4 Thlr. 6 gr.

auf Holl. Papier 5 Thlr. 2 gr.

Hering's Mannigfaltigkeiten zur Beförderung guter Gesinnung, gemeinnütziger Kenntnisse, angenehmer Unterhaltung und erlaubten Scherzes. 8. 18 gr.

Die allgemeine Menschenreligion. Ein Buch für
jeden gebildeten Leser, gr. 8. 1 Thlr.

Nochli z, Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmäßigen Lebensflugheit, in Erzählungen und praktischen Aufsätzen, 4 Theile, 8. 4 Thlr. 16 gr.

— Charactern interessanter Menschen in moralischen Erzählungen dargestellt, 4 Thle. 8. 6 Thlr.

Der 2te Band davon ist auch einzeln unter folgendem Titel zu haben:

Victors Reise um Menschen kennen zu lernen.
1 Thlr. 12 gr.

Der 3te und 4te Band hat auch den Titel:

Die Verwandten; eine Biographie in 2 Theilen.
3 Thlr.

Schering's Beispiele bewundernswürdiger Handlungen aus der Römischen Geschichte, von moralischen Maximen begleitet für die Jugend, 8.
14 gr.

Seliger's Beicht- und Communionbuch für nachdenkende und gute Christen, nach den Bedürfnis-

sen unserer Zeit. Neue mit einem Anhange für
Kinder und einer Titel-Bignette von Lips ver-
mehrte Auflage, 8. auf Druckpapier 14 gr.
auf Schreibpapier 18 gr.

S i n t e n i s, ciceronische Anthologie, oder Sammlung
interessanter Stellen aus den Schriften des C i c e r o.
Für die mittleren Klassen in den Gelehrtenschul-
en, 8. 22 gr.

— Handbuch der Materialien zu Deutschen und
Lateinischen Abhandlungen aus der classischen
Philologie und einigen ihrer Hauptwissenschaften
für geübte Jünglinge in Gelehrtenschulen, uebst
genauerer Auseinandersetzung der nöthigsten Ideen
zur Erleichterung des Selbstdenkens, gr. 8.
1 Thlr. 8 gr.

Hülfsbücher zu Stylübungen, nach Cicero's
Schreibart, für die obern Klassen auf gelehrten
Schulen, 8. 2 Thle. 2 Thlr. 4 gr.

Die so äußerst wichtige

Anweisung für Färber und Leinendrucker,
den gewöhnlichen Ertrag der kalten In-
digo-Rüpen auf das doppelte zu bringen,
auch den Gummi gänzlich zu verdrängen,
nebst Angabe einiger in Betreff der Recht-
heit noch wenig bekannten Couleuren &c.
Preis 1 Friedrichsd'or

ist so eben erschienen und durch alle gute Buchhand-
lungen zu erhalten.

Osnabrück, im Februar 1809.

Ernesche Buch, Musik, und
Papierhandlung.

**THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW**

**RENEWED BOOKS ARE SUBJECT TO IMMEDIATE
RECALL**

LIBRARY, UNIVERSITY OF CALIFORNIA, DAVIS

Book Slip-25m-6,'66 (G3855s4)458

